



A 20630 F

**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

16. JAHRGANG, MÄRZ 1980, HEFT 1

HARTMANN WUNDERER:

**Freidenkertum und Arbeiterbewegung.
Ein Überblick**

**JOCHEN-CHRISTOPH
KAISER:**

Max Sievers in der Emigration 1933-1944

**MARTIN HENKEL
UND
ROLF TAUBERT:**

**Gewerkschaftsbewegung und Sprach-
verkümmern oder: Frank Deppes
platonische Liebe zur Gewerkschaft**

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN * NEUE LITERATUR
TAGUNGSBERICHT**

TOPOS VERLAG

Neu erschienen

James Guillaume (1844-1916)

GUILLAUME, JAMES, L'Internationale. Documents et souvenirs 1864-1878. Paris 1905-1910. Reprint Vaduz 1979. 4 Bde. in 2. (= insgesamt 1382 S.) Lwd. Mit 4 Portraits. Sfr. 300.-

Eine überaus wertvolle Quelle für die Geschichte der Ersten Internationale. (J. Braunthal).
Ein Supplementband herausgegeben von Arthur Lehning, mit einer Einleitung, weiteren Materialien zu Guillaume und einem Gesamtregister ist in Vorbereitung.

Gustav Landauer (1870-1919)

DER SOZIALIST. Hrsg. Sozialistischer Bund. (Gustav Landauer) Jg. 1-7 (alles Erschienene). Berlin/Bern 1909-1915. Reprint Vaduz 1979. In 3 Bdn. geb. Kl. Fol. Lwd. Mit einer Einleitung von Andreas Seiverth, Frankfurt und neuerstellten Inhaltsverzeichnissen. Sfr. 680.-

Sozialistengesetz § 28

THÜMMLER, HEINZPETER, Sozialistengesetz § 28. Ausweisungen und Ausgewiesene 1878-1890. Vaduz 1979. 307 S. Sfr. 80.-

Lizenzausgabe des Akademie-Verlages, Berlin /DDR



TOPOS VERLAG AG

Aulestrasse 74 · Postfach 668 · FL-9490 Vaduz/Liechtenstein
Telephone 075 / 2 17 11 · Telex 77 817

MWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Erich Matthias, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	
HARTMANN WUNDERER: Freidenkertum und Arbeiterbewegung. Ein Überblick	S. 1
JOCHEN-CHRISTOPH KAISER: Max Sievers in der Emigration 1933-1944	S. 33
MARTIN HENKEL UND ROLF TAUBERT: Gewerkschaftsbewegung und Sprachverkümmern oder: Frank Deppes platonische Liebe zur Gewerkschaft	S. 57
HELMUT MÜSSENER: Geglückte und mißlungene Integration deutscher Emigranten in den Niederlassungsländern (1933-1945). Ein Tagungsbericht	S. 64
FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (42). Bearbeitet von Walter Momper.	S. 68
NEUE LITERATUR	
Jaques Grandjonc, Karl-Ludwig König und Marie-Ange Roy-Jaquemart (Hrsg.), Statuten des "Communistischen Arbeiter-Bildungs-Vereins" London 1840-1914, Trier 1979 (<i>Alexander Brandenburg</i>)	S. 75
Giovanni Rossi, Utopie und Experiment, Berlin 1979 (<i>Alexander Brandenburg</i>)	S. 76
L.H. Adolph Geck, Die sozialen Arbeitsverhältnisse im Wandel der Zeit. Eine geschichtliche Einführung in die Betriebssoziologie, Darmstadt 1977 (<i>Wolfgang Renzsch</i>)	S. 78
Ilse Maurer und Udo Wengst (Bearb.), Staat und NSDAP. 1930-1932. Quellen zur Ära Brüning, Düsseldorf 1977 (<i>Henning Köhler</i>)	S. 79
Adolf M. Birke, Pluralismus und Gewerkschaftsautonomie in England, Stuttgart 1978 (<i>Hans-Gerhard Husung</i>)	S. 80
Bernhard von Mutius, Die Rosa Luxemburg-Legende, Bd. 1, Frankfurt/M. 1978 (<i>Annette Jost</i>)	S. 81
Georg Lukács, Organisation und Illusion. Politische Aufsätze III, 1921-1924; ders., Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Politische Aufsätze IV, 1919-1922; ders., Demokratische Diktatur. Politische Aufsätze V, 1925-1929, Darmstadt und Neuwied 1977-1979 (<i>Karl Lauschke</i>)	S. 83

Barrington Moore Jr., Injustice: The Social Bases of Obedience and Revolt, White Plains, N.Y. 1978 (<i>David E. Barclay</i>)	S. 86
Volker Gransow und Michael Krätke, Viktor Agartz. Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik, Berlin 1978 (<i>Wolfgang Luthardt</i>)	S. 87
Walter Grab, Ein Mann, der Marx Ideen gab. Wilhelm Schulz. Weggefährte Georg Büchners, Demokrat der Paulskirche, Düsseldorf 1979 (<i>Monika Wölk</i>)	S. 88
Alexander Herzen, Die gescheiterte Revolution. Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1977 (<i>Augustin Souchy</i>)	S. 90
Erik Gamby, Per Götrek – och 1800-talets svenska arbetarrörelse, Stockholm 1978 (<i>Einhart Lorenz</i>)	S. 91
Emma Goldman, Gelebtes Leben. "Living my Life", Bd. 1, Berlin 1978 (<i>Ursula Nienhaus</i>)	S. 92
Winfried Ranke, Heinrich Zille. Photographien Berlin 1890-1910, München 1975; ders., Heinrich Zille. Vom Milljöh ins Milieu. Zilles Aufstieg in der Berliner Gesellschaft, Hannover 1979 (<i>Gerhard Beier</i>)	S. 93
Bruno Frei, Carl von Ossietzky. Eine politische Biographie, Berlin 1978 (<i>Wolfgang Emmerich</i>)	S. 95
Gerd Brüggemeier, Entwicklung des Rechts im organisierten Kapitalismus. Materialien zum Wirtschaftsrecht, Bd. 1, Frankfurt/M. 1977 (<i>Wolfgang Luthardt</i>)	S. 97
Hartmut Kaelble (Hrsg.), Geschichte der sozialen Mobilität seit der industriellen Revolution, Königstein/Ts. 1978 (<i>Wolfgang Renzsch</i>)	S. 98
Peter John, Handwerkskammern im Zwielicht – 700 Jahre Unternehmerinteressen im Gewande der Zunftidylle, Köln und Frankfurt/M. 1979 (<i>Detlef Perner</i>)	S. 100
Josef Olbrich, Arbeiterbildung in der Weimarer Zeit. Konzeption und Praxis, Braunschweig 1977 (<i>Wolfgang Luthardt</i>)	S. 102
Jörg Bremer, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Untergrund und Exil 1933-1945, Frankfurt/M. 1978 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 103
Westdeutsche Arbeiterbewegung 1945-49. Kritik der kommunistischen Geschichtsschreibung. Arbeiterparteien und Kapp-Putsch. Arbeiter- geschichte in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, Offenbach 1978 (<i>Eugen Sinner</i>)	S. 105
Hella Kastendiek, Arbeitnehmer in der SPD. Herausbildung und Funktion der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen (AfA), Berlin 1978 (<i>Hans Willi Weinzen</i>)	S. 106
Dieter Stephan, Jungsozialisten: Stabilisierung nach langer Krise? Theorie und Politik 1969-1979. Eine Bilanz, Bonn-Bad Godesberg 1979 (<i>Hans Willi Weinzen</i>)	S. 107
Günther Bers und Michael Klöcker, Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung im Kölner Raum. 1890-1895, Wentorf b. Hamburg 1976 (<i>Wilhelm Heinz Schröder</i>)	S. 108
Klaus Drobisch, Widerstand in Buchenwald, Frankfurt/M. 1978; Günter Kühn und Wolfgang Weber, Stärker als die Wölfe. Ein Bericht über die illegale militärische Organisation im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald und den bewaffneten Aufstand, Berlin/DDR 1978 (<i>Falk Pingel</i>)	S. 109

Jürgen Stillig, Die Russische Februarrevolution 1917 und die sozialistische Friedenspolitik, Köln und Wien 1977 (<i>Martin Grass</i>)	S. 111
Einhart Lorenz, Norwegische Arbeiterbewegung und Kommunistische Internationale, Oslo 1978 (<i>Søren Federspiel</i>)	S. 113
Wolfgang Teckenberg, Die soziale Struktur der sowjetischen Arbeiterklasse im internationalen Vergleich, München und Wien 1977 (<i>Paul Mattick</i>)	S. 114
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	S. 116
BERICHTIGUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION	S. 119
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 123

Autoren dieses Heftes:

Martin Henkel, Dr. rer. soc., z.Z. arbeitslos, Gumprechtstr. 19, D 5000 Köln.

Jochen-Christoph Kaiser, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Münster, Spiekerhof 62, D 4408 Dülmen.

Helmut Müssener, Dr. phil., dr. fil., Dozent am Deutschen Institut der Universität Stockholm, Tuvängsvägen 36, S-752 45 Uppsala.

Rolf Taubert, Dr. phil., z.Z. arbeitslos, Hustadtring 151, D 4630 Bochum.

Hartmann Wunderer, Dr. phil, Altenbaunaer Str. 133, D 3500 Kassel.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER
DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.). Peter Lösche,
Walter Momper, Dirk H. Müller.

Anschrift von Redaktion und Vertrieb: Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 030/803 10 61

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin(West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember). Preise ab 1.1.78: Einzelheft DM 15,- (Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 10,-), zuzüglich DM 1,- für Porto und Verpackung. Jahresabonnement DM 52,- (Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 36,-), incl. Porto und Verpackung. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postscheckkonto Historische Kommission – Sonderkonto L, Nr. 215515 – 105, beim Postscheckamt Berlin-West. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang). Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5,7,8,13-19/20, und Jg. 10 (1974)- Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1,2 und 4, Jg. 15 (1979). Nachdrucke vergriffener Hefte sind geplant. Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 (Dezember 1965) bis 19/20 (Dezember 1973) und der Jahrgänge 10 (1974) bis 12 (1976) werden gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- abgegeben.

Redaktionsschluß: 1.3.1980.

Die Erhebung der Nachträge zum Titelverzeichnis wird mit Mitteln des Bundesministers für Forschung und Technologie gefördert.

Gedruckt mit Unterstützung des Senators für Wissenschaft und Forschung, Berlin
Gesamtherstellung: Union-Presse Hass + Co., Spanische Allee 92, D-1000 Berlin 38

FREIDENKERTUM UND ARBEITERBEWEGUNG. EIN ÜBERBLICK

Von Hartmann Wunderer

Vorbemerkung

Die zu Beginn dieses Jahrhunderts entstandene proletarische Freidenkerbewegung entwickelte sich in der Weimarer Republik zu einem zentralen Bestandteil der Arbeiterkulturbewegung.¹ Dabei fungierte die proletarische Freidenkerbewegung als eine wichtige Instanz in der Vermittlung von bildungsbürgerlichen Reforminhalten zur Arbeiterbewegung. — Eine wissenschaftlich befriedigende Darstellung der Geschichte der proletarischen Freidenkerbewegung liegt trotz umfangreichen Quellenmaterials nicht vor.² Dieser Aufsatz gibt in seinem ersten Teil einen orientierenden Überblick über die verwirrende und verwickelte Organisationsgeschichte der proletarischen Freidenkerbewegung sowie über die Schwerpunkte der Aktivität dieser Kulturorganisationen. Die nicht immer eindeutig und präzise greifbaren politisch-ideologischen und personellen Differenzen und Auseinandersetzungen zwischen und innerhalb der einzelnen Organisationen und deren Repräsentanten werden dabei vernachlässigt zugunsten einer im zweiten Teil versuchten Bestimmung des Verhältnisses der proletarischen Freidenkerbewegung zu den Arbeiterparteien. Diese Eingrenzung der Fragerichtung erscheint auch unter dem Aspekt der Klärung des weitgehend durch die Arbeiterparteien strukturierten Wirkungsrahmens der proletarischen Freidenkerbewegung sinnvoll.

I.

Sowohl die bürgerlich-liberale als auch die proletarische Freidenkerbewegung³ berufen sich auf eine lange ideengeschichtliche Tradition. Der Begriff „Freidenker“ — erstmals 1697 von W. Molyneux für die englischen Deisten gebraucht — beinhaltet die Aussage, daß der Freidenker in Glaubenssachen jede Unterwerfung unter eine traditionelle oder institutionelle Autorität zurückweist und für sich das Recht zur freien Meinungsbildung beansprucht.⁴ Das Freidenkertum wurzelt im Rationalismus. Im 18. Jahrhundert war es noch auf kleine Kreise adliger und bürgerlicher Intellektueller beschränkt, im 19. Jahrhundert erlebte es durch das von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen entfaltete mechanistische Weltbild und einer Reihe philosophischer Kritiken des Christentums (Feuerbach, Büchner, Vogt, Strauß) einen Auftrieb. Die Religionskritik von Marx und Engels⁵ hingegen wurde erst im 20. Jahrhundert re-

- 1 Zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Entfaltung von Arbeiterkulturorganisationen sowie zur Problematik des Begriffs Arbeiterkultur vgl. Adelheid von Saldern, *Wilhelminische Gesellschaft und Arbeiterklasse: Emanzipations- und Integrationsprozesse im kulturellen und sozialen Bereich*, in: *IWK*, Jg.13 (1977), S.469-505, und Hartmann Wunderer, *Der Touristenverein die „Naturfreunde“ — eine sozialdemokratische Arbeiterkulturorganisation*, in: a.a.O., Jg.13 (1977), S.506-520.
- 2 Die erst kürzlich abgeschlossene Arbeit von Jochen-Christoph Kaiser, *Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik: Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik*, Phil. Diss. Münster 1979, lag mir noch nicht vor. Herrn Kaiser danke ich für die kritische Durchsicht dieses Aufsatzes; Herr Gramann, Braunschweig, hat mir interessante Eindrücke zur praktischen Freidenker-Arbeit vermittelt.
- 3 Die wichtigste Freidenker-Literatur (bis 1925/26) wurde systematisiert in der Bibliographie: Franz Gollmann, *Katalog freigeistiger Literatur*. Mit einer Einführung von Prof. Dr. R. Riemann, Dresden 1926.
- 4 Vgl. Kurt Hutten, Artikel: *Freidenker*, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*. 6 Bde, Tübingen, 3. Aufl., 1957ff, Bd. 2, S. 1094f.
- 5 Die Bibliographie von Franz Gollmann, *Katalog . . .*, verzeichnet keine einzige Arbeit von Marx und Engels zur Religionsfrage. Die wichtigsten Texte der 'Klassiker' sind abgedruckt bei Iring Fetscher, *Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten*, München 1967, S.56 ff. Zur ideengeschichtlichen

zipiert. Für Marx war die Religion nicht einfach ein Produkt betrügerischer oder herrschsüchtiger Priester, sondern ein Erzeugnis der leidenden Menschheit selbst, die in der Religion Trost sucht: „Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf. Die Kritik der Religionen ist also im Keim die Kritik des Jammertales, dessen Heiligenschein die Religion ist. Die Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebende Blume breche. Die Kritik der Religion enttäuscht den Menschen, damit er denke, handle, seine Wirklichkeit gestalte wie ein enttäuschter, zu Verstand gekommener Mensch, damit er sich um sich selbst und damit um seine wirkliche Sonne bewege. Die Religion ist nur die illusorische Sonne, die sich um den Menschen bewegt . . . Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik“.⁶

Die Marxsche Religionskritik wurde von den späteren Freidenkern nicht rezipiert, vielmehr wurden weitgehend im Stil der bereits von Marx implizit kritisierten Aufklärer die Religion als „Volksverdummung“ etc. und die Religionsgemeinschaften als deren Instrumente im Dienst der herrschenden Klasse denunziert. Weiterhin verlagerte sich die Religionskritik (etwa in Form der 'Bibelkritik') in einen Nachweis der „Unwissenschaftlichkeit“ der Religion.⁷ Ein weiteres Interesse der Nach-Marxschen Religionskritiker galt der Deutung der Entwicklung der Religionen mit Hilfe des historischen Materialismus, wobei in diese Kritik häufig Ergebnisse der ethnologischen Forschung über primitive Religionen und Kulturen eingingen.⁸

Bürgerliche Freidenkervereine

Im Jahre 1880 organisierten und verbanden sich freigeistige Kreise⁹ in Brüssel zum „Internationalen Freidenkerbund“ (sog. Brüsseler Freidenker-Internationale). Dieser schloß sich 1881 der von Ludwig Büchner und Wilhelm Liebknecht¹⁰ gegründete „Deutsche Freidenkerbund“ als nationale Sektion an. Schon vorher (1859) hatten sich Reste der Deutschkatholi-

Tradition des berühmten Marxschen Diktums „Religion ist das 'Opium des Volkes'“, vgl. Helmut Gollwitzer, *Die marxistische Religionskritik und der christliche Glaube*, Hamburg, 4. Aufl., 1971, S.23ff.

Vgl. ferner: Günter Brakelmann und Klaus Peters (Hrsg.), *Karl Marx über Religion und Emanzipation*, 2 Bde, Bd.1: Stationen auf dem Wege zur Emanzipation, Bd. 2 Systemkritik und revolutionärer Kampf, Gütersloh 1975; Werner Post, *Kritik der Religion bei Karl Marx*, Phil. Diss., München 1969.

6 Karl Marx, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, 39 Bde, Berlin 1961 ff., Bd.1, S.378f.

7 Vgl. etwa Georg Kramer, *Die Geburt des Jesus, Wahrheit oder Dichtung?*, Leipzig 1924; ders., *Ist Jesus auferstanden?*, Leipzig 1921; ders., *Die Unwahrheit in der Bibel*, Leipzig 1924, usw. Kramer war Prediger der freireligiösen Gemeinden, vgl. Max Henning, *Handbuch der freigeistigen Bewegung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz*. Hrsg. im Auftrag des Weimarer Kartells, Frankfurt/M. 1914, S.159.

8 Vgl. die Titel bei Franz Gollmann, *Katalog . . .*, S.36ff und S.48ff.

9 Vgl. hierzu die ausführliche Darstellung der einzelnen Bestrebungen und Organisationen in Max Henning, *Handbuch der freigeistigen Bewegung . . .*, S. 12-157.

10 Vgl. Konrad Beißwanger, *50 Jahre Freidenkertum. Der Aufstieg einer Kulturbewegung. Nach Selbsterlebtem geschildert von Konrad Beißwanger*, Nürnberg o.J. (1930), S.8; Heiner Grote, *Sozialdemokratie und Religion. Eine Dokumentation für die Jahre 1863 - 1875*, Theol. Diss., Tübingen 1967, S. 120ff.

ken mit den Lichtfreunden (Freie protestantische Gemeinden)¹¹ zum „Bund freireligiöser Gemeinden“ zusammengeschlossen. Otto Rühle hebt zu Recht das stark kirchliche Gepräge der freireligiösen Gemeinden heraus: „Innerhalb der freireligiösen Gemeinden behauptete sich lange eine pantheistische Mystik im merkwürdigen Gemisch mit utilitaristischer Moral. Die Sonntags-, Jugend-, Ehe-, Totenfeiern, die Frühlings-, Herbst-, Sonnenwendfeste, die Erbauungen, Gedenktage, Dichterabende etc. versetzten die Zuhörer in einen meist undefinierbaren Gefühlsnebel, den eine sektiererische Alchemie aus philosophischen, naturwissenschaftlichen und religiösen Ingredienzien zu gewinnen verstand.“¹²

Der Bundestag 1905 der freireligiösen Gemeinden formulierte den Sinn und Zweck der Gemeinden folgendermaßen: „Der Zweck unserer freireligiösen Gemeinschaft ist die Pflege wahren religiösen Geisteslebens, wie es der Würde der Menschennatur entspricht. Das Wesentliche an der Religion ist uns nicht Kirchenglaube, noch Unglaube, sondern im Gegensatz zur Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit ein Leben der Besinnung und Vernunft, der Innerlichkeit und Gemütsiefe, der Gewissenhaftigkeit und Treue. Als solche ist uns die Religion der geistige Urquell alles Guten, Schönen und Großen, das je von einem Menschen auf irgendeinem Gebiet geschaffen worden ist, und darum auch für uns Kraft und Ansporn, in diesem Sinne selbst zu wirken . . .“¹³ Diese Absicht des Hinführens des Menschen zum „Guten, Schönen und Großen“ wie auch der „Gemeinschafts“-gedanke lebten in der späteren sozialistischen Freidenkerbewegung fort, wenngleich auch das Medium zu dieser Beglückung, die Religion, abgelöst wurde durch ein marxistisch inspiriertes politisches Denken, das mit zeitgenössischen fortschrittlich-bürgerlichen Erkenntnissen der Psychologie, Soziologie und Ethnologie eine innige Verbindung einging.

Beide Verbände, der „Bund freireligiöser Gemeinden“ sowie der „Deutsche Freidenkerbund“ vereinigten sich 1921 zum „Volksbund für Geistesfreiheit“. Dieser bezweckte die religiöse Aufklärung seiner Mitglieder und die Garantie einer religionsfreien, weltlichen Kindererziehung.¹⁴ Daneben wirkte der 1906 von Ernst Haeckel gegründete „Deutsche Monistenbund“. Diese Vereinigung stellte einen integralen Bestandteil der „Gebildeten-Reformbewegung“¹⁵ des Kaiserreichs dar. Im Monistenbund waren, wie aus seinen „Arbeits-Richtlinien“ hervorgeht, recht unterschiedliche geistige Strömungen vereinigt: „Der Monismus gründet seine Weltanschauung ausschließlich auf die von der Wissenschaft festgestellten Erfahrungstatsachen. Weltanschauliche Lehren metaphysischer Art und Dogmen der Offenbarungsreligionen bedeuten beide eine Überschreitung dieses Erfahrungskreises. Deshalb lehnt der Monismus derartige Phantasiegebilde als Grundlage der Weltanschauung ab und verzichtet auf die

11 Vgl. hierzu Jörn Brederlow, „Lichtfreunde“ und „Freie Gemeinden“. Religiöser Protest und Freiheitsbewegung im Vormärz und in der Revolution von 1848/49, München und Wien 1976.

12 Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, 3 Bde, Lahn-Giessen 1977, Bd. 2, S. 101; vgl. auch die autobiographischen Notizen von Konrad Beißwanger, 40 Jahre Freidenkertum. Lebenserinnerungen von Konrad Beißwanger, in: Der Atheist, Jg. 15. (1919), S. 38f., S. 42f., S. 46, S. 51 und S. 53f. Die im Atheist abgedruckten Lebenserinnerungen von Konrad Beißwanger erschienen später in seiner etwas umfangreicheren Broschüre: 50 Jahre Freidenkertum . . .

13 Zitiert bei Arthur Wolf, 20 Jahre proletarische Freidenkerbewegung, in: Der Syndikalist, Jg. 10 (1928), Nr. 47 vom 24.11.1928 und Nr. 48, vom 1.12.1928.

14 Klaus Schiller, Organisation und Stand des deutschen Freidenkertums, in: Carl Schweitzer und Walter Küneth, Freidenkertum und Kirche. Ein Handbuch, Berlin 1932, S. 30 f. – Als Organ des „Volksbundes“ erschien die Zeitschrift Geistesfreiheit, die Mitgliederzahl betrug ca. 60 000.

15 Diesen Terminus verwendet Gerhard Kratzsch, Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus, Göttingen 1969; vgl. ferner zur Gebildeten-Reformbewegung: Wolfgang R. Krabbe, Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode, Göttingen 1974; Janos Frecot, Johann Friedrich Geist und Diethart Kerbs, Fidus 1868-1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen, München 1972, S. 15-58.

unbeweisbaren Hypothesen eines geistig-persönlichen Gottes. . . . Der Monismus ist kein dogmatisch festgelegtes philosophisches System, sondern die auf wissenschaftliche Erkenntnis gegründete Stellungnahme zu den Fragen der Welt und des Lebens.“ – Er forderte die völlige Trennung von Kirche und Schule, Kirche und Staat, bekannte sich zum „wissenschaftlichen Pazifismus“, Internationalismus, zum wissenschaftlichen Sozialismus „als der begründeten Einsicht, daß der Mensch – abgesehen von den biologischen Erbfaktoren – das natürliche Produkt seines wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Milieus ist“. Der Monistenbund bekämpfte die Lehre von der „Unveränderlichkeit der Rassen und den daraus abgeleiteten Rassen-dünkel und Rassenhaß“. ¹⁶ Der Monistenbund stellte in gewisser Weise die intellektuelle 'Avantgarde' der bürgerlichen Freidenkerbewegung, ¹⁷ er wirkte auch vermittelnd bei den schwierigen Einigungsverhandlungen zwischen allen freigeistigen Richtungen, die in der „Rag“ (Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände der Deutschen Republik – gegr. 1922 in Magdeburg) zusammengeschlossen waren. ¹⁸

Sozialistische Freidenkerbewegung

Die sozialistische Freidenkerbewegung entstand vergleichsweise spät; sie wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg zu einer Massenbewegung, zu einem Zeitpunkt, als die bürgerliche Freidenkerbewegung bereits stark zurückging. Die proletarische Freidenkerbewegung entwickelte sich aus den beiden bürgerlichen Freidenker-Gemeinschaften, dem „Deutschen Freidenkerbund“ und dem „Bund der freireligiösen Gemeinden“. ¹⁹ In den freireligiösen Gemeinden waren viele Funktionäre und Führer der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung organisiert, so z.B. Konrad Beißwanger ²⁰ oder Adolph Hoffmann. Hoffmann, ²¹ der 1918/19 kurzfristig zusammen mit Konrad Haenisch das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung leitete, kam erst über die Berliner Freireligiöse Gemeinde mit der Arbeiterbewegung in Berührung.

Das Miteinander von sozialistisch orientierten Gruppen neben 'introvertierten' bürgerlichen verursachte naturgemäß mancherlei Konflikte, insbesondere in der Frage, ob die Gemeinden verbend an die Öffentlichkeit treten oder sich mehr der eigenen 'inneren Erbauung' widmen sollten. ²² Die von Beißwanger ab 1905 herausgegebene Zeitschrift „Der Atheist“ – sie ent-

16 Zitiert bei Franz Gollmann, Katalog . . . , Anhang; zur Monistenbewegung vgl. Horst Hillermann, Der vereinsmäßige Zusammenschluß bürgerlich-weltanschaulicher Reformvernunft in der Monismusbewegung des 19. Jahrhunderts, Kastellaun 1976.

17 Organ des Monistenbundes waren die Monistischen Monatshefte, die Mitgliederzahl dieser Bewegung betrug 1931 noch ca. 6 000; vgl. Klaus Schiller, Organisation und Stand . . . , S.32.

18 Vgl. die Dokumentation: Unsere Arbeit – Unsere Kritiker, Bericht des Vorstandes zur außerordentlichen Verbands-Generalversammlung. Vom 14.-16. Juli 1928 in Frankfurt/M., Berlin o.J., S.12.

19 Vgl. zum Folgenden Arthur Wolf, Freidenkerbewegung . . . , und Otto Rühle, Kultur- und Sittengeschichte . . . , Bd. 2, S.101 ff.

20 Vgl. zur Biographie Konrad Beißwangers: 40 Jahre Freidenkertum. Lebenserinnerungen von Konrad Beißwanger, in: Der Atheist, Jg. 15 (1919), S.38f., S.42f., S.46, S.51 und S.53f. Beißwanger berichtet hier von seiner persönlichen Entwicklung, von den freireligiösen Gemeinden zur sozialistischen Freidenkerbewegung und seiner Arbeit am Atheist; vgl. ferner Klaus-Dieter Schwarz, Weltkrieg und Revolution in Nürnberg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1971 S.225ff.

21 Vgl. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin/DDR 1970, S.216f.; die Initiatoren der sozialdemokratischen Naturfreunde-Bewegung Alois Rohrauer und Georg Schmiedl stießen ebenfalls über die Freidenkerbewegung zur Arbeiterbewegung. Vgl. Von der Idee zur Tat. Aus der Geschichte der Naturfreunde-Bewegung. Berichtet und zusammengestellt von Emil Birkert. Touristenverein „Die Naturfreunde“. Bund für Touristik und Kultur, Landesverband Württemberg, Heilbronn o.J. (1970), S.15 ff.

22 Vgl. Konrad Beißwanger, 40 Jahre . . . , S. 39.

wickelte sich in wenigen Jahren zu einem der führenden Periodika der Freidenkerbewegung — wurde zum Sprachrohr und zum ersten Ansatz der organisatorischen Verselbständigung der proletarischen sozialistischen Gruppen innerhalb der bürgerlichen Vereine. Diese Gruppen vereinigten sich — nachdem sie auch die Unterstützung der Werbearbeit durch ihre jeweiligen Führungen und Zentralen als gering einschätzten und auch ihre Interessen auf Grund der für sie außerordentlich ungünstigen Delegiertenschlüssel nicht in den bürgerlichen Vereinen durchsetzen konnten — auf Initiative von Beißwanger, Max Jablonski (Vorsitzender des Eisenacher Freidenker-Vereins), Julius Lederer (Vorsitzender des Nürnberger Freidenker-Vereins)²³ und Theodor Fricke 1908 in Eisenach zum „Zentralverband proletarischer Freidenker“.²⁴ Theodor Fricke wurde der erste Vorsitzende des Vereins. Der Zentralverband verstand sich ausdrücklich als Teil der sozialistischen Arbeiterbewegung und verpflichtete seine Mitglieder, politisch und gewerkschaftlich organisiert zu sein.²⁵ Er umfaßte bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges ca. 6 500 Mitglieder in 115 Ortsgruppen und 1920 rund 10 000 Mitglieder in 126 Vereinen.²⁶

Der Zentralverband stand in der Tradition der antikirchlichen Bestrebungen (Kirchenaus trittsbewegung) innerhalb der Sozialdemokratie.²⁷ Er wollte den kleinen Vereinen bzw. Gruppen, die sich langsam aus den freireligiösen Gemeinden lösten, einen Rückhalt bieten und einen ideologischen und organisatorischen Zusammenhang vermitteln. Da die Sozialdemokratie nach Auffassung der Freidenker durch mancherlei Bedingungen gehindert sei, einen uneingeschränkten, offensiven Kampf gegen die Kirchen zu führen, stelle der Verband eine objektive Notwendigkeit dar. Der politische und der ökonomische Kampf der Partei sollte durch die geistige Aufklärung des Proletariats und dessen Loslösung von kirchlichen und religiösen Bindungen durch die neue Kulturorganisation unterstützt werden.²⁸

Unabhängig von diesen Bestrebungen gründeten 1905 12 Berliner Genossen einen „Verein der Freidenker für Feuerbestattung“.²⁹ Das Ziel dieses recht obskur anmutenden Berliner Feuerbestattungsvereins³⁰ war auf die Verbreitung des Gedankens der Feuerbestattung³¹ in

23 Vgl. Der Atheist, Jg. 2 (1906), S.260, und Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . . , S.16 ff.

24 Vgl. Der Atheist, Jg. 4 (1908), Nr. 18, vom 3. Mai 1908, und Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . . , S. 27ff.

25 Zur Herausbildung des Zentralverbandes vgl. insgesamt die Berichte in der Zeitschrift: Der Atheist. Diese Zeitschrift wußte von vielfältigen Anschuldigungen der sozialistischen Gruppen in der Freidenkerbewegung durch bürgerliche Vereine bzw. deren Repräsentanten zu berichten. vgl. z.B. Konrad Beißwanger, Betrachtungen zum Frankfurter Freidenkernkongreß, in: Der Atheist, Jg. 4 (1908), S.221f.; den Aufruf zur Gründung des „Zentralverbandes“, in: a.a.O., Nr.38,S.297; Protokoll der Eisenacher Konferenz. Abgehalten am 6. September 1908, in: a.a.O., Nr.38,S.298 und S.306; Theodor Fricke, Was ist und was will die neue Zentral-Organisation des deutschen Freidenkertums?, in: a.a.O. S.313, Konrad Beißwanger, Zur Generalversammlung des Zentralverbandes, in: a.a.O., Jg. 5 (1909), S. 209; Ad. Th., Zur ersten Generalversammlung unseres Zentralverbandes in Halle vom 17. - 19. Juli 1909, in: a.a.O., S. 217 ff; Konrad Beißwanger, Die Resultate der Generalversammlung in Halle, in: a.a.O., S.265f.; Theodor Fricke, Die Resultate der Generalversammlung in Halle, in: a.a.O., S. 301; vgl. ferner: Theo Mayer (Mayer war zeitweise Vorsitzender des Zentralverbandes bzw. der späteren GpF), Feiern und Feierstunden freidenkerischer Menschen. Leitfaden zur Abhaltung und Gestaltung von Feiern und Veranstaltungen, Leipzig 1925, Anhang.

26 Vgl. Generalversammlung des Zentralverbandes proletarischer Freidenker. Abgehalten Ostern 1920 in Hamburg, in: Der Atheist, Jg. 16 (1920), H. 7/8, S. 25; Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . . , S. 32.

27 Vgl. hierzu Ernst Adam, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu Religion und Kirche bis 1914, Phil. Diss., Frankfurt 1930; Heiner Grote, Sozialdemokratie und Religion . . . , passim.

28 Die Intention der Unterstützung des Befreiungskampfes des Proletariats durch dessen Loslösung von religiösen Bindungen durchzieht alle programmatischen Verlautbarungen. Vgl. neben den in Anm. 25 genannten Quellen: Proletarische Freidenker vor, in: Der Atheist, Jg. 20 (1924), Nr. 1 und 2, S. 1ff und 9ff.

29 Klaus Schiller, Organisation und Stand . . . , S. 33; Unsere Arbeit . . . , S. 6; Walter und Anna Lindemann, Die proletarische Freidenker-Bewegung, Leipzig 1926, S.17f.

30 Authentische Quellen zur ersten Phase dieses Vereins ließen sich nicht auffinden.

31 Zur Feuerbestattung vgl. auch Max Henning, Handbuch . . . , S. 362ff.

proletarischen Kreisen gerichtet. In der Programmbroschüre von Walter und Anna Lindemann – zwei führenden Repräsentanten der aus dem „Zentralverband“ hervorgegangenen „Gemeinschaft proletarischer Freidenker“ (GpF) – wurde später die Feuerbestattung mit einer spezifischen proletarischen Lebenslage und Lebensweise begründet: „Es gibt für uns Proletarier keine Familiengräber mehr – die Jugend wird in alle Welt zerstreut. Der Sohn erbt nicht mehr Haus und Wirtschaft von seinem handwerkenden Vater – nur auf dem Lande und beim Kleinbürgertum ist das noch der Fall –, niemand ist mehr da, um in treuer Liebe das Grab der Angehörigen zu pflegen. Deshalb entspricht es unserer Klassenlage und der modernen Lebensweise überhaupt, die Toten zu verbrennen und ihre Asche zu zerstreuen. Eine gemeinsame Totenfeier, die die proletarische Gemeinschaft pflegt und in die Zukunft weist, ist der entsprechende Ausdruck unserer Gefühle“.³² – Der Beitritt zu dem Feuerbestattungsverein war zunächst an den vollzogenen Kirchenaustritt geknüpft. Als sich jedoch der Mitgliederbestand in den folgenden Jahren nicht erhöhte – er betrug 1910 erst 39 Mitglieder – verzichtete man auf diese Bedingung,³³ nur sollte die Bestattung ohne einen Geistlichen und ohne religiöse Zeremonien stattfinden.

Der Weltkrieg unterbrach die Entwicklung der Organisation. 1918 zählte der Berliner Verein 3322 Mitglieder. Erst die Stärke der Arbeiterbewegung ermöglichte auch den Freidenkern in den Revolutionsjahren eine größere Bewegungsfreiheit. Während die Zahl der jährlichen Kirchenaustritte aus der protestantischen Kirche zwischen 1905 und 1914 von ca. 5 000 auf ca. 20 000 wuchs, schnellte sie 1919 auf ca. 230 000.³⁴ – Seit 1919 wurde auch eine Kirchensteuer erhoben. Die Ursache dieser Aufwärtsentwicklung sah die Verbandsleitung des Feuerbestattungsvereins neben dem gewonnenen Handlungsspielraum der Freidenker und „der Begeisterung für alles Neue, die damals große Schichten der Bevölkerung erfaßt hatte“,³⁵ in wirtschaftlichen Motiven: Die durch Krieg, Arbeitslosigkeit und Unterernährung ausgebluteten Massen sahen keine Möglichkeit, die Kosten einer würdigen Bestattung bei Todesfällen in der Familie aufzubringen. Die Organisation wuchs in erster Linie als soziale Hilfsorganisation. Auch wurde seit 1918 die Aufnahme von beitragsfreien Altersmitgliedern beschlossen, die sich der Sorge um ihre Bestattung durch einen einmaligen Beitrag entledigen konnten.³⁶

32 Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S. 59; vgl. auch Max Sievers, *Warum Feuerbestattung?*, 3. Aufl., Berlin 1926.

33 *Unsere Arbeit* . . . , S. 6 f.; Klaus Schiller, *Organisation und Stand* . . . , S. 33.

34 Aufgerundete Angaben. 1920 betrug die Zahl der Austritte aus der evangelischen Kirche 306 000; 1921 246 000; 1922 150 000; 1923 112 000; 1924 68 000; 1925 132 000; 1926 180 000; 1927 165 000; 1928 162 000; 1929 158 000. Die Zahl der Austritte aus der katholischen Kirche war erheblich niedriger, sie erreichte 1920 mit ca. 45 000 ihren Höhepunkt. Die Wiedereintritte betrugen etwa 10 % der Austritte. 1927 waren ca. 3 % der Bevölkerung oder rund 2 Mio Einwohner Dissidenten, von denen die knappe Hälfte freidenkerisch organisiert war; Klaus Schiller, *Organisation und Stand* . . . , S. 48ff. In Berlin, dem Zentrum des Feuerbestattungsvereins, sind von 1918-1930 ca. eine halbe Million Personen aus der Kirche ausgetreten: 1924 10 000; 1925 30 000; 1926 45 000; 1927 41 000; 1928 52 000; 1929 57 000; 1930 59 000; Peter Maslowski, *Wir Gotteslästerer*, in: *Die Linkskurve*, Jg. 4 (1932), Nr. 6, S. 4ff. Aus dieser für die Kirchen beängstigenden Entwicklung erklärt sich auch teilweise die seit 1930 ständig steigende Zahl der „Gotteslästerungsprozesse“ – 1931 gab es deren drei mal soviel als 1913 im Kaiserreich, – wie auch die Einschränkung der antikirchlichen Agitation durch eine Verordnung vom 28.3.1931 sowie das am 3.5.1932 ausgesprochene Verbot der kommunistischen Richtung der Freidenkerbewegung; vgl. Peter Maslowski, a.a.O.

35 *Unsere Arbeit* . . . , S. 8.

36 „Der Verein bewirkt nach dreimonatiger Mitgliedschaft – bei tödlichen Unglücksfällen ohne Karenzzeit – die Einäscherung völlig kostenlos. Dazu gehören: Amtsärztliche Bescheinigung über die Todesursache, vorschriftsmäßiger Holz-, bzw. Eisenbahntransport, Einsargung des Leichnams, Transport nach dem nächstgelegenen Krematorium, Leichenträger, Leichenpaß, Harmoniumspiel, Sänger und Dekoration der Trauerhalle, Redner für die Trauerfeier, Einäscherung der Leiche und Beisetzung der Aschenkapsel auf Urnenstellen.“ Inserat des Vereins der Freidenker für Feuerbestattung e.V. aus dem Jahr 1926, zitiert nach Franz Gollmann, *Katalog* . . . , *Inseratenanhang*.

Ein großer Teil der auf diese Weise angesammelten beträchtlichen Vermögenswerte fiel allerdings der Inflation zum Opfer. — 1922 dehnte der Berliner Verein sein Tätigkeitsfeld über das bisherige Zentrum hinaus aus. Er kam damit in Konflikt mit der „Gemeinschaft proletarischer Freidenker“ (GpF). Die GpF war 1922 in Kassel aus einer Verschmelzung des „Zentralverbandes proletarischer Freidenker“ mit kleineren Verbänden entstanden. Die Schwerpunkte des „Zentralverbandes“ bzw. der späteren GpF³⁷ lagen in Sachsen, Thüringen und Rheinland-Westfalen, in Berlin war die GpF kaum vertreten. Zumal sich die proletarische Freidenkerbewegung aus bürgerlichen Verbänden entwickelt hatte, waren die Zentren der sozialistischen Freidenkerbewegung zugleich auch weitgehend mit denen der bürgerlichen identisch.³⁸ In der GpF waren etwa 100 000 Mitglieder organisiert,³⁹ davon in Thüringen ca. 22 000 und in Rheinland-Westfalen ca. 17 000.⁴⁰ Im süddeutschen Raum konnte die Freidenkerbewegung — sieht man von einigen Großstädten ab — nie richtig Fuß fassen, ihre Schwerpunkte lagen in den alten Zentren der sozialistischen Arbeiterbewegung mit weit aus überwiegend protestantischer Bevölkerung. Als Organ der GpF erschien die von Beißwanger begründete Zeitschrift „Der Atheist“; vor der Vereinigung der GpF mit dem Berliner Feuerbestattungsverein erreichte „Der Atheist“ eine Auflage von ca. 80 000.⁴¹ Die in der GpF vereinigten Gruppen hatten sich ebenfalls eine Reihe lokaler Feuerbestattungskassen geschaffen, die aber finanziell erheblich schlechter ausgestattet waren als die des Berliner Vereins. Der Gedanke der Vereinigung des „Vereins der Freidenker für Feuerbestattung“ mit der GpF lag nahe, einmal, um eine unnötige Konkurrenz zu vermeiden, andererseits um die finanzielle Misere der GpF zu beseitigen und schließlich, um die Schlagkraft der Freidenkerbewegung zu erhöhen.⁴² Verstärkt wurde die Idee der Vereinigung durch die sich 1922 herausbildende „Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände“ (Rag), der auch der Berliner Verein beitrug. Die Kontakte zwischen dem Berliner Verein mit den in der Rag zusammengeschlossenen Verbänden forcierten die ideologische Diskussion in der Feuerbestattungsorganisation, die sich bislang vorwiegend ihrem primären Vereinszweck gewidmet hatte. Als Resultat dieser Debatten wurde 1922 im Berliner Verein wieder die Nichtzugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft als Beitrittsbedingung beschlossen.⁴³ Seit 1925 erschien das Vereinsorgan „Der Freidenker“. Diese Zeitschrift wandte sich vorwiegend kulturpolitischen Problemen zu.

Ungemein erschwert wurden die langwierigen Einigungsverhandlungen zwischen der GpF und dem Berliner Feuerbestattungsverein neben den ideologischen Differenzen (hierzu unten) durch die mit der Verschmelzung verbundene Abwicklung der organisatorischen und besonders der finanziellen Probleme. Ein beträchtlicher Teil des Vermögens des Feuerbestattungsvereins war durch die Inflation verloren gegangen, erst 1926/27 konsolidierte sich hier die monetäre Lage, während sich die der GpF als denkbar desolat herausstellte.⁴⁴ Kom-

37 Vgl. hierzu die Liste der Ortsgruppen des Zentralverbandes, in: *Der Atheist*, Jg. 16 (1920), H. 1/2, S. 7f.

38 Vgl. hierzu auch die Aufstellung bei Max Henning, *Handbuch der freigeistigen Bewegung* . . . , Anhang.

39 Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 1; nach den Angaben bei Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S. 23, jedoch nur 80 000 Familien, mit ihren Angehörigen 300 - 400 000 Personen; laut *Der Atheist*, Jg. 20 (1924), H. 2, Februar 1924, weit über 100 000 Mitglieder.

40 Vgl. *Der Atheist*, Jg. 20 (1924), H. 4, S. 49.

41 Vgl. Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , Inseratenanhang und Peter Maslowski, *Zur Religionsfrage*, in: *Die Internationale*, Jg. 9 (1926), S. 655 Anm.

42 Vgl. hierzu: *Der Atheist*, Jg. 22 (1926), Nr. 2 und 3, S. 17ff und S. 33ff.

43 *Unsere Arbeit* . . . , S. 9f und S. 18.

44 A.a.O., S. 13f. und passim; vgl. zum Folgenden (aus kommunistischer Perspektive): *Zentrumssozialisten oder Opposition? Was geht vor im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung?*, Berlin 1928.

pliziert wurde die Situation zudem durch die politischen Kontroversen zwischen dem überwiegend der Sozialdemokratie nahestehenden Berliner Verein und der in der GpF – neben anarcho-syndikalistischen Gruppen – stark vertretenen KPD. Weiterhin wurde die Einigung durch 'Organisationspatriotismus' und gegenseitiges Mißtrauen bis 1927 hinausgezögert.⁴⁵ Aus den Einigungsquerelen und langjährigen internen Konflikten in der GpF, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ging der „Bund sozialistischer Freidenker“ als Abspaltung von der GpF hervor.⁴⁶ Im Berliner Verein – dies signalisiert noch einmal deutlich die verflochtenen Beziehungen zwischen den einzelnen Verbänden und die bei der Vereinigung zu überwindenden Schwierigkeiten – waren auch Mitglieder des „Volksbundes für Geistesfreiheit“ organisiert, die der marxistischen Kampforganisation GpF ablehnend gegenüberstanden.⁴⁷ Ebenso waren viele Funktionäre und Mitglieder der GpF im Berliner Verein organisiert und umgekehrt. Im April 1926 schließlich beschloß die Generalversammlung des Berliner Vereins einstimmig die Vorbereitung der Verschmelzung, den Beitritt zur „Internationale Proletarischer Freidenker“ (IPF) sowie die „prinzipielle Zustimmung zu einem auf marxistischen Gedankengängen aufgebauten freigeistigen Kulturprogramm“.⁴⁸ Eine Einigung in der Programmfrage wurde nicht erzielt. Als Übergangslösung wurde das Programm der „Internationale Proletarischer Freidenker“ als theoretische Grundlage des Verbandes akzeptiert.⁴⁹ – Mit der Verschmelzung erfolgte auch eine Umbenennung in „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung e.V.“. Während der äußere Ausbau der Organisation sich stetig fortsetzte, gärten die inneren Konflikte weiter, bis sich die Mehrheit durch Ausschlüsse von den führenden Kritikern befreite bzw. sich die kommunistische Opposition zu einem eigenen Verband verselbständigte.⁵⁰ Durch Ausschlüsse und vor allem durch Absplitterungen kommunistischer Gruppen gingen von 1929 bis 1930 dem Verband ca. 10 000 Mitglieder verloren. 1930 benannte er sich um in „Deutscher Freidenkerverband“,⁵¹ 1930 spaltete sich auch die 1925 in Teplitz geschaffene „Internationale Proletarischer Freidenker“⁵² in zwei konkurrierende Internationalen: die kommunistische IPF (Generalsekretär Hans Meins) und die sozialdemokratische IPF mit Sitz in Wien (Generalsekretär Theodor Hartwig).⁵³ 1931 vereinigte sich schließlich die sozialdemokratische Internationale mit der bürgerlichen Brüsseler Freidenkerinternationale zur „Internationalen Freidenker-Union“.⁵⁴ Generalsekretär

45 Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S. 18 ff; *Unsere Arbeit* . . . , S. 12 ff und passim; *Gegen den Strom*, Jg. 2 (1929), Nr. 1.

46 Als dessen Organ erschien: *Der sozialistische Freidenker*; Franz Gollmann, *Katalog* . . . , *Inseratenanhang*; *Unsere Arbeit* . . . , S.17; Konrad Beißwanger, *50 Jahre Freidenkertum* . . . , S. 39.

47 *Unsere Arbeit* . . . , S.18 und S.59 ff.

48 A.a.O., S. 19 und S. 37; *Der Atheist*, Jg. 22 (1926), H. 9, S. 129.

49 Dieses ist teilweise abgedruckt bei Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S.7f. und S.50 f.

50 Auf diese Vorgänge wird im 2. Teil noch näher eingegangen werden.

51 Max Sievers, *25 Jahre Freidenker. Zur Jubiläumstagung in Berlin*, in: *Vorwärts*, vom 26.4.1930.

52 Ihr gehörten seit 1926 die deutschen Verbände an, angeschlossen waren weiterhin Organisationen aus Österreich (42 000 Mitglieder), Tschechoslowakei (120 000), Litauen (1 000), Dänemark (300) und der russische Bund der kämpfenden Gottlosen (3,5 Mio).

53 Vgl. zur Spaltung der IPF in zwei konkurrierende Freidenker-Internationalen aus kommunistischer Sicht: *Internationale Pressekorrespondenz* (künftig zitiert: *Inprekorr*), Jg. 10 (1930), Nr. 91, vom 31.10., S. 2225f.; Nr. 93, vom 7.11., S.2275f.; Nr. 96, vom 14.11., S. 2371; Nr. 98, vom 18.11., S. 2415f.; Nr. 100, vom 25.11., S. 2453; Nr. 103, vom 2.12., S. 2546ff. Alle nichtkommunistischen Vertreter der Freidenkerbewegung wurden in der kommunistischen Berichterstattung mit den Epitheta „Faschisten“ oder „Sozialfaschisten“ bedacht. Vgl. ferner: *Die proletarische Freidenkerbewegung am Scheidewege*. Hrsg. von der Zentralstelle proletarischer Freidenkerverbände, Berlin 1930.

54 Vgl. hierzu Klaus Schiller, *Organisation und Stand* . . . , S.37ff; ferner: *Proletarische Freidenkerinternationale vor der Spaltung*, in: *Proletarische Freidenkerstimme*, Jg. 3 (1930), Nr. 7; Bei der Bourgeoisie gelandet. Verschmelzungskongreß der bürgerlichen Brüsseler und der sozialdemokratischen Freidenker-Internationale, in: A.a.O., Jg. 4 (1931), Nr. 8.

blieb bis 1933 Hartwig. 1933 wurde der sozialdemokratisch orientierte Deutsche Freidenker-Verband vom Nationalsozialismus 'gleichgeschaltet' und in eine „nationale Begräbniskasse“ ohne antiklerikale Tendenz verwandelt.⁵⁵ Soweit in groben Zügen die äußere Organisationsentwicklung.

Der Schwerpunkt der Freidenker-Arbeit lag auf kulturpolitischem, insbesondere schulpolitischen Gebiet, der Propaganda gegen die Kirchen,⁵⁶ der Abmeldung der Kinder vom Religionsunterricht und der Propagierung der Idee der Feuerbestattung, die zugleich einen starken ökonomischen Anreiz zum Beitritt bot. Regelmäßig wurden zusammen mit den übrigen freigeistigen Verbänden große Kirchenaustrittskampagnen organisiert. Nach innen stand die Schulung der Mitglieder und Funktionäre im Vordergrund. Diese Schulung sollte das offenkundige Mißverhältnis zwischen der zahlenmäßigen Größe der Organisation und ihrer eher geringen politischen Bedeutung aufheben. — Die proletarische Freidenkerbewegung umfaßte zwar seit 1927/28 über eine halbe Million Mitglieder, von denen wiederum der größte Teil zugleich politisch bei der Sozialdemokratie und ein kleinerer bei der KPD (1927 etwa 45 000)⁵⁷ organisiert war. Gleichwohl darf indes die Aktivität der Freidenker innerhalb der Sozialdemokratie nicht zu hoch eingeschätzt werden, zumal sich die Führung der SPD wiederholt über die Interessen dieser bedeutenden Gruppe in der Partei hinwegsetzte (hierzu unten).

Einen wichtigen Angelpunkt zwischen den Parteien der Arbeiterbewegung und den Freidenkern bildeten häufig republikanisch engagierte, demokratisch gesinnte Intellektuelle bürgerlicher Herkunft, besonders Lehrer. Viele politisch 'heimatlose' Intellektuelle (wie z.B. Fritz Sternberg) suchten in der Freidenkerbewegung einen Resonanzboden für ihre sozialen und politischen Zielsetzungen. Solche Personengruppen wirkten häufig sowohl an der Formulierung der schul- und kulturpolitischen Programmatik der Arbeiterparteien als auch der Freidenkerbewegung mit. Die Vorsitzenden von Freidenkergruppen waren nicht selten Lehrer; dementsprechend bestanden auch zwischen den Freidenkern und der „Internationale der Bildungsarbeiter“⁵⁸ vielfältige sachliche und personelle Querverbindungen; die 1929 gebildete kommunistische „Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur“ (IfA), zu deren zentralem Anliegen die Zusammenfassung aller sozialistisch und kommunistisch orientierten Bestrebungen im Bereich der Schul- und Kulturpolitik zählte, wurde im wesentlichen von kommunistischen Freidenkern getragen;⁵⁹ prominente sozialdemokratische Schulpolitiker wie

55 Vgl. auch Rudolf Land, Sozialdemokratisch-bürgerliche Freidenkerinternationale in Liquidation, in: Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung, Jg. 2 (1933), vom 1.9., S.1209f.

56 Hierzu erschienen unzählige Broschüren und Bücher, z.B. Hans Otto Hanel, Thron und Altar ohne Schminke. Vergessene Historien und Histörchen, Leipzig 1926; Karl Dopf, Dunkle Chronik (ein moderner Pfaffenspiegel), Hamburg 1926; Hugo Efferoth, Die Ketzerbibel. Waffensammlung für den kämpfenden Freidenker gegen Aberglauben und Volksverdummung, Leipzig, 2. Aufl. 1922, 5. Aufl. August 1929; Pius Freimuth, Die 7 Todsünden der Päpste. Römische Sittenbilder aus 2 Jahrtausenden, Leipzig 1922; vgl. auch oben Anm. 4. Insgesamt nahm in diesen Schriften die Agitation gegen die katholische Kirche einen wesentlich breiteren Raum ein als die gegen die evangelische. Vgl. hierzu auch: Unsere Arbeit . . . , S.46ff; der scheinbar 'monolithische' Block der hierarchisch strukturierten katholischen Kirche bot erheblich mehr Angriffsflächen als die Vielfalt der protestantischen Kirchen, in denen auch politisch divergierende Positionen vertreten wurden.

57 Vgl. Hartmann Wunderer, Materialien zur Soziologie der Mitgliedschaft und Wählerschaft der KPD zur Zeit der Weimarer Republik, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marxschen Theorie 5, Frankfurt/M. 1975, S. 281, absolute Zahl nach eigener Berechnung; nach Bezirken aufgeschlüsseltes Datenmaterial über die Mitgliederentwicklung des Feuerbestattungsvereins und des Verbands für Freidenkertum und Feuerbestattung in den Jahren 1924 bis 1928 enthält die Dokumentation Unsere Arbeit . . . , S. 23; vielfältiges statistisches Material zur Freidenkerbewegung findet sich bei Klaus Schiller, Organisation und Stand . . .

58 Vgl. hierzu deren Zeitschrift: Die Lehrer-Internationale. Offizielles Organ der Internationale der Bildungsarbeiter, Paris.

59 Vgl. den Bericht des IfA-Reichskongresses 1931, in: StA Bremen, 4, 65-II A 12 b 21.

z.B. Kurt Löwenstein oder Anna Siemsen setzten sich in der SPD auch für die Interessen der Freidenker ein.⁶⁰

Auf kultur- und schulpolitischem Gebiet warb die Freidenkerbewegung für die Weltlichkeit des Schulwesens, der Krankenpflege, des Wohlfahrts- und Bestattungswesens. Damit hat sie sich die entsprechenden Programmpunkte des Erfurter Programms der Sozialdemokratie zu eigen gemacht und erweitert. Weiterhin drängte sie auf die Anstellung dissidentischer Lehrer und auf die Einrichtung eines Ethik-Unterrichts anstelle des abzuschaffenden Religionsunterrichts. In diesen Forderungen waren sich die divergierenden politischen Richtungen innerhalb der Freidenkerbewegung einig; hier konnte sie einige – wenngleich auch nur kurzzeitige – Erfolge erringen: In Sachsen – hier hatte die GpF starke Positionen – verschwand teilweise der Religionsunterricht aus den Schulen, in Thüringen wurden Freidenkerunterricht erteilt, das Schulgebet abgeschafft und viele Kinder vom Religionsunterricht abgemeldet.⁶¹ Den proletarischen Freidenkern Thüringens wurden 1923 die Körperschaftsrechte gemäß Art. 137, Abs. 7 der Weimarer Reichsverfassung erteilt.⁶² Nach den Niederlagen der Arbeiterbewegung 1923/24 wurden diese Veränderungen wieder rückgängig gemacht;⁶³ die Dauerhaftigkeit dieser Errungenschaften war an die Sicherung durch eine Arbeiterregierung gebunden. – Einen Höhepunkt der Tätigkeit der Freidenker auf schulpolitischem Gebiet stellte die Kampagne gegen das geplante Reichsschulgesetz des deutschnationalen Reichsministers des Innern, Walter von Keudell, dar, dessen Entwurf im Sommer 1927 bekannt wurde.⁶⁴ Dieser Gesetzentwurf scheiterte jedoch bereits vor der Einbringung am Widerstand der Länder.⁶⁵

Die Entfremdung des Proletariats von Kirche und Religionsgemeinschaften während und infolge der stürmischen Industrialisierungsphase im 19. Jahrhundert⁶⁶ bildete eine Voraussetzung für die Entfaltung einer proletarischen Freidenkerbewegung. Dem Selbstverständnis der sozialistischen Freidenkerbewegung zufolge wäre ihr Aufschwung nicht möglich gewesen, hätte sie nicht aus eigener Kraft diejenigen Aufgaben und Funktionen übernehmen können, die bisher die Kirchen im Leben des Arbeiters erfüllt hatten.⁶⁷ Die Kirchen hätten demnach einmal eine „große Rolle im Leben des Menschen gespielt . . . Das Kirchenhaus selber stand allen offen, in der Kirche fanden nicht nur die Gottesdienste, Taufen, Hochzeiten, Konfirmationen und Totenfeiern statt, in ihr versammelte man sich auch bei vielen anderen Gelegenheiten . . . Ja die Geselligkeit kam dort zu Wort. In der Kirche wurde der Karneval veranstaltet mit aller Ausgelassenheit, mit Maskerade, Trunk, Tanz und Spiel. Familie und öffentliches Leben, alles stand unter dem Einfluß der Kirche . . .“⁶⁸ Von dieser stolzen Höhe sei die Kirche herabgesunken zu „Oede und Lebensferne“.⁶⁹ Was sie noch leiste, sei so wenig, daß es leicht von der Arbeiterschaft selbst erledigt werden könne. Anstelle von Konfirmation

60 Vgl. etwa die Broschüre von Anna Siemsen, *Religion, Kirche und Sozialismus*, Berlin 1930.

61 Vgl. hierzu: *Der Atheist*, Jg. 20 (1924), H. 3.

62 Vgl. *Der Atheist*, Jg. 20 (1924), Mitteilungsblatt Nr. 1.

63 Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S. 18 ff.

64 Vgl. *Unsere Arbeit* . . . , S. 37 ff.; Edwin Hoernle, *Der Kampf um das Reichsschulgesetz*, in: *Die Internationale*, Jg. 11. (1928), S. 71-78; *Zentrumssozialisten* . . . , a.a.O., S. 8.

65 Umfassend zum Reichsschulgesetz: Günther Grünthal, *Reichsschulgesetz und Zentrumspartei in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1968.

66 Vgl. hierzu Otto Rühle, *Kultur- und Sittengeschichte* . . . , Bd. 2, S. 65ff.; aus der Sicht der „Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung“ (KAB): Franz Prinz, *Kirche und Arbeitnehmerschaft – gestern – heute – morgen*, München 1974, S. 18ff. und S. 65ff.

67 Darauf weist bereits die Organisationsbezeichnung „Gemeinschaft proletarischer Freidenker“ hin.

68 Walter und Anna Lindemann, *Proletarische Freidenkerbewegung* . . . , S. 57.

69 Ebd.

und kirchlicher Beerdigung sollten nun die Jugendweihe⁷⁰ und die proletarische Totenfeier, anstelle der Weihnachtsfeier eine Wintersonnenwendfeier treten.⁷¹

Angesichts der Tatsache, daß die Arbeiterschaft sich in ihrer alltäglichen Lebensweise, in ihrem sozialen Verhalten, ihren Werthaltungen etc. weithin an Vorbildern orientierte, die dem proletarischen Klasseninteresse zuwiderliefen, erscheinen die Bemühungen der Freidenker durchaus einleuchtend. Otto Rühle, der als Pädagoge von der Prämisse ausging, gesellschaftliche Umwälzungen seien Prozesse, die mit entsprechenden Veränderungen in Denk- und Verhaltensstrukturen verknüpft seien, bemerkt in seiner unheroischen Beschreibung der Lebenswelt der Arbeiterschaft: „Wer dauernd Gelegenheit hat, das Proletariat in all seinen Lebensäußerungen zu beobachten, ist immer wieder erstaunt und betroffen angesichts der Tatsache, wie tief es in der Kleinbürgeratmosphäre steckt, wie sehr dieser Lebensstil des Kleinbürgers seinen Bedürfnissen und Wünschen entspricht und wie wohl es sich fühlt, wenn es darin aufgehen kann“.⁷² Hier knüpften die Bemühungen der Freidenker an. Dem Bedürfnis nach einem 'proletarischen Gemeinschaftsleben' sollten die Arbeiterorganisationen Rechnung tragen. Aufgabe der Freidenker sei die bewußte Lenkung dieses Bedürfnisses zugunsten der Schaffung von Klassenbewußtsein und Hebung des „Kulturbewußtseins“ der Arbeiterklasse. So müßten sie auch dafür Sorge tragen, daß „Veranstaltungen von Arbeiterorganisationen nicht als *Vereinsfeste* erscheinen, sondern daß sie, sei der Rahmen auch noch so klein, empfunden werden als Feiern der Arbeiterklasse. Solange nicht jeder Arbeiter und jede Arbeiterfrau sich auch im Privatleben – in Freud und Leid – als Proletarier und Klassenkämpfer fühlt, solange haben wir als Gemeinschaft noch ungeheure Aufgaben zu erfüllen“.⁷³ Das schloß die Kritik traditioneller Verhaltensmuster im Alltagsleben ein (Familie, Ehe, Kindererziehung, Bilderschmuck, Unterhaltungsliteratur, Sport u.ä.), Bereiche, die bislang weitestgehend von der – nach Freidenkerauffassung im Dienst des Kapitals stehenden – Kirche geprägt wurden.

Praktische Schritte propagierte in der proletarischen Freidenkerbewegung vor allem Paul Krische, der Leiter der Berliner Freidenker-Volkshochschule.⁷⁴ Kriches⁷⁵ Engagement galt u.a. der Entwicklung „sozialistischer Lebensgemeinschaften“.⁷⁶ Die Idee zur Gründung „sozialistischer Lebensgemeinschaften“ ging von dem Interesse der Entwicklung spezifisch pro-

70 Vgl. z.B. Der Atheist, Jg. 22 (1926), H. 3, S. 34.

71 Hierzu gab die Freidenkerbewegung eigene Anleitungen heraus, Liederbücher – in denen teilweise christliche Lieder mit neuem Text versehen wurden (Kontrafakturen), z.B. „Stille Nacht! Noch ist's Nacht! Langsam wird's hell gemacht! . . .“ vgl. etwa Theo Mayer, Feiern und Feierstunden . . .; Hermann Waldenmaier, Kultische Feiern, in: Carl Schweitzer/Walter Künneth, Freidenkertum . . ., S. 282 ff.

72 Otto Rühle, Kultur- und Sittengeschichte . . ., Bd. 2, S. 86 f.

73 Walter und Anna Lindemann, Proletarische Freidenkerbewegung . . ., S. 61, Hervorhebungen im Original. Dieser Gedanke findet sich sehr häufig in Publikationen der GpF und im Atheist, vgl. z.B. Mehr Klassenbewußtsein, in: Der Atheist, Jg. 22 (1926), Nr. 2, S. 17ff; ferner: Unsere Arbeit . . ., S. 52.

74 In dieser Bildungseinrichtung war u.a. auch Otto Rühle als Referent für Erziehungsfragen tätig; vgl. z.B. Der Atheist, Jg. 20 (1924), H. 9, S. 106.

75 Dr. Paul Krische war ein in der Freidenkerbewegung äußerst produktiver Schriftsteller, vgl. z.B. Paul Krische, Sozialismus und Religion. Soziologische und psychologische Studie für Freidenker und Sozialisten, Leipzig 1921; ders., Die Soziologie der Ehe. Ursprung, Entwicklung, die Stellung in der heutigen Gesellschaft, Leipzig 1922; ders., Gemeinschaftskunde. Stoffdarbietung zur Einführung und zum Unterricht für Eltern, Lehrer und Jugendliche, Leipzig, 2. Aufl. 1923; ders., Neuland der Liebe. Soziologie des Liebeslebens vom Standpunkt der Gemeinschaftskunde, Leipzig 1923; ders., Familie und Sippe im Entwicklungsgang der Menschheit. Soziologische Studie vom Standpunkt der Gemeinschaftskunde, Leipzig 1923; ders., Marx und Freud. Neue Wege in der Weltanschauung und Ethik der Freidenker, Leipzig, 2. Aufl. 1924; ders., Kultursiedlungen, Leipzig 1924; ders. und Maria Krische, Gemeinschaftskultur, Leipzig 1924.

76 Vgl. zum Folgenden: Der Atheist, Jg. 20 (1924), Nr. 6, S. 79f.

letarischer Lebensformen aus. Solche Lebensgemeinschaften sollten keine eskapistischen neuen Siedlungen sein wie die bereits existierenden, die aber ohne konkreten Nutzen für das Proletariat seien, vielmehr sollten sie zu „Kraftzentren“ für den Klassenkampf werden. Die individuelle Emanzipation in den sozialistischen Lebensgemeinschaften sollte durch ihr Vorbild der gesamten proletarischen Bewegung „Pionierdienste“ leisten. Ein Blick auf die Ingredienzien jener „sozialistischen Lebensgemeinschaften“ erhellt, in welcher Tradition diese Vorstellungen von führenden Vertretern der Freidenkerbewegung stehen: „Das Wesentliche in den sozialistischen Lebensgemeinschaften sind natürlich die Menschen. Ihnen muß der Gemeinschaftsgedanke ein Stück Weltanschauung sein. Sie dürfen nicht nur äußerlich mit Kirche und bürgerlicher Lebensauffassung gebrochen haben, sondern sie müssen den inneren Drang fühlen, ein Leben völlig neu, sinnvoll zu gestalten. Der Körper als Träger des Lebens muß aus seiner Mißachtung herausgehoben werden und wieder zu seinem Recht kommen. Es seien hier nur kurz angedeutet: neuzeitliche Körperkultur (Nacktheit und Gymnastik), sinnvolle natürliche Ernährung (Vegetarismus, Befreiung von allen Rauschgiften), Aufbau eines gesunden, natürlichen Geschlechtslebens. Auch an scheinbaren Äußerlichkeiten (Kleidung und Wohngestaltung) wird man den neuen Menschen erkennen. Im Gemeinschaftsleben wird sich ein reineres Verhältnis von Mann und Weib, Alter und Jugend herausbilden. Die Feiern werden Ausdruck inneren Erlebens sein. Da werden ganz anders als bisher schöpferische Kräfte sich betätigen können“.⁷⁷

In diesem Zitat spiegeln sich die Ideale und Impulse der bürgerlichen Reformbewegung⁷⁸ des Kaiserreichs; d.h., die intellektuellen Repräsentanten der Arbeiterkulturorganisation präsentierten dem Proletariat die Inhalte einer spezifisch bürgerlichen Reformbewegung, die infolge der rapiden sozioökonomischen Umwandlungsprozesse (Industrialisierung, Urbanisierung) im ausgehenden 19. Jahrhundert entstanden ist. Welche Breitenwirkung diese und ähnliche Ideen in der Arbeiterbewegung und der Arbeiterschaft erlangten, ist allerdings kaum festzustellen. Hingegen wurde sehr häufig in den Freidenkerzeitschriften Klage geführt über die mangelnde Aufnahme des Angebots der Freidenker zur Gestaltung persönlicher und öffentlicher Feiern (Jugendweihe etc.). Dies läßt die Vermutung einer eher geringen praktischen Wirksamkeit dieser Vorstellungen als begründet erscheinen.⁷⁹ – Gegner der Freidenkerbewegung apostrophierten diese gerne und häufig als „Ersatzkirche“ bzw. als „Ersatzreligion“.⁸⁰ Die Faszination der feierlich-pompösen katholischen Festkultur durchzieht viele Artikel im „Atheist“. In den Bemühungen der Freidenker zur Kultivierung einer „sozialistischen Gemeinschaftskultur“ sind in der Tat vielfältige strukturelle Analogien zu entsprechenden Bräuchen vor allem der katholischen Kirche aufweisbar.⁸¹

Die Freidenkerbewegung erlangte selbst nach Auffassung ihrer führenden intellektuellen Repräsentanten gewissermaßen den Status einer „Gegenkirche“. Theodor Hartwig, der Vorsitzende der IPF, formulierte diese Aufgabenstellung folgendermaßen: „Die Veranstaltungen

77 Sozialistische Lebensgemeinschaft, in: Der Atheist, Jg. 20 (1924), Nr.6, S.79f.

78 Vgl. hierzu Wolfgang R. Krabbe, Gesellschaftsveränderung . . . : Janos Frecot, Johann Friedrich Geist und Diethart Kerbs, Fidus . . . , S.15-58; Gerhard Kratzsch, Kunstwart . . . , S. 11ff.

79 Otto Rühle, Kultur- und Sittengeschichte . . . , Bd. 2, S. 104, spricht in diesem Zusammenhang ein geradezu vernichtendes Urteil über die Freidenkerbewegung und insbesondere die GpF aus: „Die Gemeinschaft proletarischer Freidenker hat . . . nicht vermocht, ihrem selbstgesteckten Ziele auch nur einigermaßen nahe zu kommen. . . . Weder hat sie die Ideologie des Proletariats mit neuen Ideen befruchtet, noch hat sie dem religiösen Bedürfnis der Massen durch Erziehung ihres Selbstbewußtseins und Stärkung ihres Selbstvertrauens ein Paroli zu bieten gewußt.“ Vgl. auch Horst Fröhlich, Die Wendung in der Freidenkerarbeit, in: Die Internationale, Jg. 13 (1930), S.504-506.

80 Vgl. P. Zyrill Fischer, Die proletarischen Freidenker, Innsbruck und Wien, 2. Aufl. 1930, S. 87ff., S.99 und S.103f.

81 A.a.O., passim.

der Glaubensgemeinschaften mögen langweilig sein, besonders für Außenstehende, aber sie kommen in ihrem Zeremoniell außerordentlich dem Bedürfnis nach seelischer Bindung entgegen. Da haben wir noch zu lernen. — Die Bindung selbst ist schon da, das muß festgehalten werden, auch die weltanschauliche Bindung ist da, es ist der Marxismus, nur die Ausdrucksformen sind noch zu kultivieren. — Man übersehe nicht den agitatorischen Wert der Illusionierung. — Auch in der Maifeier wirkt sich ein Rausch aus, der Machtrausch des aufstrebenden Proletariats, die illusionäre [!] Vorahnung einer kommenden Epoche, der gemeinsame Traum der aufdämmernden klassenlosen Gesellschaft“.⁸² Ähnlich Theo Mayer, ein führender Vertreter der GpF: „Wenn wir also Feiern persönlicher Art veranstalten, so deshalb, weil erst die harmonische Vereinigung des Verstandes mit dem Gefühlsleben das eigentliche, notwendige Gleichgewicht im Menschen bedingt“.⁸³

Die aktiven Freidenker sahen sich selbst als besonders „fortschrittliche“, bewußte Klassenkämpfer, denn sie hatten öffentlich mit der Kirche, der bedeutendsten ideologischen Gegnerin der Arbeiterbewegung, gebrochen und waren damit auch vielfältigen Anfeindungen von kirchlicher Seite und den lokalen Öffentlichkeiten ausgesetzt.⁸⁴ Aus diesem Bewußtsein und Selbstverständnis maßen sie sich eine „Erziehungsaufgabe“ in der Arbeiterbewegung bei. Zu diesem aufklärerischen pädagogischen Anliegen gegenüber dem eigenen sozialen Bezugsfeld, den sozialistischen Parteien, Organisationen etc. existierten unverkennbare Parallelen in der bürgerlichen Freidenkerbewegung, die sich ebenfalls als 'Avantgarde' verstand: „Die moderne Freidenkerbewegung will den Menschen mit allen Mitteln der errungenen Bildung und Wissenschaft verfeinern, veredeln, geistig über das bisherige Niveau des Volkes, das in einem ungleichen Verhältnis zum Stande der geistigen Elite, der auserlesenen Menschen, steht, hinausheben.“⁸⁵ In der Konfrontation dieser Äußerung von Victor Noack, einem in der Arbeiterkulturbewegung aktiven Sozialdemokraten,⁸⁶ mit der oben dargelegten Aufgabe der Freidenkerbewegung, einen Beitrag zur Entwicklung eines Identitätsbewußtseins des Proletariats als Arbeiterklasse zu leisten, werden sowohl das Spektrum der politischen Intentionen als auch die inneren Widersprüche in dieser sozialistischen Kulturbewegung deutlich. Auf die Austragung dieser vor allem in der GpF angelegten Konflikte wird im Folgenden im Zusammenhang des Fraktionskampfes zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in der Freidenkerbewegung eingegangen.

II.

Die sozialistische Freidenkerbewegung ist mehr noch als andere Zweige der Arbeiterkulturbewegung dadurch gekennzeichnet, daß in ihrem Rahmen die verschiedenen politischen Richtungen der Arbeiterbewegung (Sozialdemokraten, Kommunisten, Syndikalisten)⁸⁷ ge-

82 Der Atheist, Organ der IPF, Jg.1 (1927), Nr. 8.

83 Theo Mayer, Feiern und Feiertage . . . , S.6.

84 Auf das umfangreiche, vor allem aus kirchlich-deutschnationaler Perspektive gegen die Freidenkerbewegung gerichtete Schrifttum kann hier nicht eingegangen werden. Ein Beispiel: Hermann Werdermann, Ich weiß Bescheid. Ein Kampfbüchlein gegen die Freidenker, Witten-Ruhr 1921, und andere Auflagen.

85 Victor Noack, Die Stellung der Sozialdemokratie zur Freidenkerbewegung, in: Der Atheist, Jg. 4 (1908), S. 315 f.; ähnliche Äußerungen sind Legion, vgl. z.B. Karl W. Schmidt, Freidenkertum und Arbeiterbewegung, in: Der Atheist, Jg. 4 (1908), S. 125 f.; Konrad Beißwanger, Freidenkertum und Arbeiterbewegung, in: a.a.O., S. 7f. und S. 14; Theodor Fricke, Was ist und will die Zentralorganisation . . . ?

86 Vgl. etwa auch die Broschüre von Victor Noack, Der Deutsche-Arbeiter-Sängerbund. Eine Materialsammlung des Bundes-Vorstandes, Berlin 1911.

87 Die Haltung der Syndikalisten zum 1927 gegründeten Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung war kontrovers. Vgl. E.R. (Ernst Rieger?), Die Einheitsfront der proletarischen Freidenker, in:

meinsame kulturpolitische Zielvorstellungen verfolgten. Der Kampf für die Weltlichkeit des Schulwesens, für die Abmeldung der Kinder vom Religionsunterricht bzw. dessen Abschaffung, Trennung von Kirche und Staat etc. wurde von allen in der Freidenkerbewegung vertretenen parteipolitischen Gruppen aktiv propagiert. Ebenso bestand – auch bei den sozialdemokratischen Gruppen – Einigkeit in der Ablehnung des Bündnisses von Sozialdemokratie und Zentrum in der preußischen Staatsregierung. Die sozialistische Freidenkerbewegung stellte in gewisser Hinsicht eine Brücke zwischen den verfeindeten politischen Richtungen der Linken dar. Der provisorische Hauptvorstand der GpF proklamierte z.B. zu den Reichstagswahlen im Jahre 1924: „Kein Kampf gegen Arbeiter mit sozialistischen Zielen, aber Kampf gegen alle Feinde eines edlen Menschentums, gegen Parteiegoismus und Volksverdummung durch Kirche und Hochfinanz“.⁸⁸ – In der 1925 geschaffenen „Internationale Proletarischer Freidenker“ (IPF, Sitz in Wien)⁸⁹ waren Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsam in führenden Positionen tätig, ein von beiden Seiten akzeptiertes Programm konnte formuliert werden. Während des Reichspräsidentenwahlkampfes 1925 gab der Vorstand der GpF, in dem SPD- und KPD-Mitglieder vertreten waren, Parolen gegen den von der Sozialdemokratie unterstützten Zentrumskandidaten Marx (den „Linksblock-Jesuiten“⁹⁰) aus; ein Vorgang, der freilich zu heftigen Richtungskämpfen in der Freidenkerbewegung führte. In der Berliner „Freidenker-Volkshochschule“ der GpF waren neben prominenten Sozialdemokraten auch Kommunisten (z.B. Hermann Duncker oder Fritz Ausländer) als Referenten tätig.⁹¹ Die Einigungsverhandlungen zwischen der GpF und dem Berliner Feuerbestattungsverein und die schließlich erfolgte Gründung des „Vereins für Freidenkertum und Feuerbestattung“ wurden trotz mancher Mißklänge als ein Dokument 'proletarischer Einheit' verstanden. Das Streben nach einer „proletarischen Kultur“ wurde von allen in dieser Kulturbewegung vertretenen politischen Richtungen betont. Gleichwohl suchten die einzelnen parteipolitischen Gruppierungen in der Freidenkerbewegung diese ihren jeweiligen politischen Zielsetzungen anzupassen. Die sich zuspitzende Polarisierung zwischen SPD und KPD bestimmte dabei weitgehend die internen Auseinandersetzungen in der Freidenkerbewegung. In der Darstellung der spezifischen politischen Intentionen von SPD und KPD – die kleineren Gruppierungen können außer Betracht bleiben, da sie keinen bestimmenden Einfluß auf diese Kulturbewegung erlangten – wird auf den Verlauf der Auseinandersetzungen bis zur politischen Spaltung und der damit einsetzenden Auflösung der Bewegung eingegangen.

Sozialdemokratie und Freidenkerbewegung

Die deutsche Sozialdemokratie stand insgesamt religiösen Fragen gleichgültig, den religiösen Institutionen aber ablehnend bis feindselig gegenüber. Ihr Kampf in diesem sozialen Bereich

Der Syndikalist, Jg. 9 (1927), Nr. 3; H. Kirchner, Zur Freidenkerfrage, in: a.a.O., Jg. Nr. 36. Ferner Ernst Rieger, Für eine überparteiliche GpF! Auf falschem Gleise, in: a.a.O., Jf. 12 (1930), Nr. 26 vom 28.6.1930. Rieger setzt sich hier besonders mit der Politik der KPD in der Freidenkerbewegung auseinander. Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . ., S.42; vgl. insbes. zum syndikalistischen Rest der GpF deren Selbstdarstellung: Führer für proletarische Freidenker. Bearbeitet von Arthur (muß heißen: Arthur) Wolf, Leipzig 1929. Als Organ des syndikalistischen Restes der GpF erschien seit 1927 bis 1933 die Zeitschrift: Der proletarische Freidenker.

88 Der Atheist, Jg. 20 (1924), Nr. 1, Mitteilungsblatt Nr. 1.

89 Der erste internationale Kongreß proletarischer Freidenker, in: Der Atheist, Jg. 20 (1924), Nr. 12, S. 125ff. und Inprekorr., Jg. 5 (1925), Nr. 93, S. 1272ff.

90 Fritz Ausländer, Die schulpolitische Lage Deutschlands und die Aufgaben der kommunistischen Lehrer, in: Die Internationale, Jg. 8 (1925), S. 493-499, hier: S. 496; vgl. auch Der Syndikalist, Jg. 7 (1925), Nr. 36, und Inprekorr, Jg. 5 (1925), Nr. 102, S. 1393 und Jg. 6 (1926), Nr. 2, S. 22f.; Peter Maslowski, Zur Religionsfrage, in: Die Internationale, Jg. 9 (1926), S. 654-660 und 692-699.

91 Vgl. Der Atheist, Jg. 22 (1926), H. 10, S. 157f.

bezog sich vordringlich auf die Bindungen zwischen dem Klassenstaat und den großen Religionsgemeinschaften. Die Sozialdemokratie erwartete, daß in einer klassenlosen Gesellschaft die religiösen Bedürfnisse und Institutionen absterben würden. Staatliche Repressionen gegen die Kirchen – wie etwa während des „Kulturkampfes“ – wurden abgelehnt, da diese Maßnahmen demokratische Prinzipien verletzen würden. Den „verdummenden“ Einfluß der Kirchen dachte die Sozialdemokratie durch eine breite Volksbildung und Volksaufklärung allmählich überwinden zu können.⁹²

Freidenkerische Inhalte waren in der Sozialdemokratie traditionell weit verbreitet; Schriften, die sich mit kirchlichen „Mißständen“ auseinandersetzten, wurden gerne gelesen.⁹³ Vor allem satirische Darstellungen waren recht beliebt. Programmatisch legte sich die Sozialdemokratie nach den klaren Aussagen des Erfurter Programms eine zunehmende Zurückhaltung zur „Religionsfrage“ auf. Das Erfurter Programm (1891) befaßte sich nur kurz mit diesem Thema: „Religion ist Privatsache“.⁹⁴ Dieses problematische Diktum⁹⁵ blieb in der Partei kontrovers.⁹⁶ In das Heidelberger Programm (1925) wurde dieser Satz nicht übernommen. Der Magdeburger Parteitag (1929) schließlich hielt es für notwendig, die Toleranz der Partei in religiösen Dingen öffentlich zu proklamieren und als Parteimeinung zu formulieren, daß man ein guter Sozialist und zugleich ein guter Katholik oder ein guter Protestant sein könne.⁹⁷ Diese Haltung zu Religion und Kirche, wie sie etwa von Rudolf Hilferding auf dem

92 Zusammenfassend zur Stellung der Sozialdemokratie zu Religion und Kirche: Susanne Miller, *Das Problem der Freiheit im Sozialismus*, Berlin und Bonn-Bad Godesberg, 2. Aufl. 1974, S. 161-176; Ernst Adam, *Die Stellung der Sozialdemokratie zu Religion . . .*, passim; Heiner Grote, *Sozialdemokratie und Religion . . .*, S. 120ff.

93 So z.B. die Schrift von August Bebel, *Christentum und Sozialismus*, versch. Ausgaben. (Sie wird bei Franz Gollmann nicht erwähnt!) Otto von Corvins *Pfaffenspiegel* (Berlin 1925 und andere Ausgaben) gehörte zu den populärsten antireligiösen Schriften, sehr zum Kummer der sozialdemokratischen Bibliothekare, die diese Schrift und andere zur „Schundliteratur“ rechneten und ihre Entfernung aus den Arbeiterbibliotheken forderten. Vgl. Georg Fülberth, *Proletarische Partei und bürgerliche Literatur*, Neuwied und Berlin 1972, S. 113. In diesem Zusammenhang sind noch besonders zu nennen: Otto von Corvin, *Ergänzungswerk zum Pfaffenspiegel*, Wien 1926; ders., *Die Geißler*, Berlin 1926 und andere Ausgaben; Konrad Beißwanger, *Die schwarze Pest*, Nürnberg 1920; ders., *Illustrierter Pfaffenspiegel*, Nürnberg, 3. Aufl. 1926 u.v.a.m.

94 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Erfurt vom 14. bis 21. Okt. 1891, Berlin 1891, S. 5; „Erklärung der Religion zur Privatsache, Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbstständig ordnen“. Weiterhin wurde die „Weltlichkeit der Schule“ gefordert und (S.9) die „Unentgeltlichkeit der Totenbestattung“.

95 Hierzu unten; vgl. auch Wladimir Iljitsch Lenin, *Sozialismus und Religion*, (1905), in: ders., *Ausgewählte Werke* in 6 Bänden, Frankfurt/M. 1970 ff, Bd.2, S. 199 ff.: „Wir fordern, daß die Religion dem Staat gegenüber Privatsache sei, können sie aber keineswegs unserer eigenen Partei gegenüber als Privatsache betrachten. Den Staat soll die Religion nichts angehen, die Religionsgemeinschaften dürfen mit der Staatsmacht nicht verbunden sein . . . Unsere Partei ist ein Bund klassenbewußter, fortgeschrittener Kämpfer für die Befreiung der Arbeiterklasse. Ein solcher Bund kann und darf sich nicht gleichgültig verhalten zu Unaufgeklärtheit, zu Unwissenheit oder zu Dunkelmännertum in Form von religiösem Glauben“. Im Gegensatz zu den deutschen Freidenkern schlug Lenin eine flexible Taktik gegenüber der Geistlichkeit vor. Die Sozialisten müssen die „Diener Gottes“ unterstützen, wenn diese gegen „Bürokratenwirtschaft und Beamtenwillkür, gegen die polizeilichen Spitzeldienste“ protestierten.

96 Ein Antrag auf dem Parteitag in Dresden 1903, der diesen Satz erweitert wissen und nur solche Personen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, zu Parteiämtern zulassen wollte, wurde ohne Diskussion abgelehnt. Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Dresden vom 13. bis 20. September 1903, Berlin 1903, S.123 f. und S. 425. Zur Diskussion der Religionsfrage auf den Parteitagen vor dem Ersten Weltkrieg vgl. Wilhelm Schröder (Hrsg.), *Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage von 1863-1909*, München 1910, S.491ff; ders., *Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage 1910-1913*, München o.J., S. 649 f.; vgl. ferner zur innerparteilichen Diskussion Otto Rühle, *Kultur- und Sittengeschichte . . .*, Bd. 2, S.104ff.

97 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Magdeburg 1929 (künftig zitiert: Protokoll Magdeburg 1929), Berlin 1929, S.

Parteitag der SPD 1927 politisch mit der Notwendigkeit der Gewinnung religiös gebundener sozialer Schichten begründet wurde,⁹⁸ bildete einen ständigen Konfliktstoff mit der proletarischen Freidenkerbewegung.

Trotz der religionskritischen oder gar feindlichen Grundstimmung innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung stand die Partei insgesamt der institutionalisierten Freidenkerbewegung eher zurückhaltend und teilweise gar ablehnend gegenüber. Die Konfliktpunkte zwischen der ihre Ziele recht kämpferisch verfolgenden Kulturbewegung und der Sozialdemokratie stellten vor allem die auf Ausgleich mit den großen Religionsgemeinschaften bedachte Politik der Partei dar und die in der Weimarer Republik im Kompromiß mit der Zentrums- partei formulierte Schul- und Kulturpolitik. – Bereits seit dem Entstehen von sozialistischen Freidenkergruppen neben bürgerlichen Organisationen seit 1905 opponierten die sozialistischen Freidenker gegen eine nach ihrer Ansicht opportunistische Interpretation des Diktums „Religion ist Privatsache“⁹⁹ durch die Führung der Sozialdemokratie. Die antikirchliche Agitation der Freidenker störe demnach die Propaganda-Arbeit der Partei und verschrecke sehr viele potentielle Wähler, sie liefere den Feinden der Arbeiterbewegung Argumente gegen die Sozialdemokratie. Gegen diese Annahme wandte sich eine Vielzahl von Artikeln in der Freidenkerpresse.¹⁰⁰ Beißwanger bedauerte, daß sich das Freidenkertum und die Sozialdemokratie als „feindliche Brüder“ betrachten¹⁰¹ und die sozialdemokratische Presse die Kultur-

75ff, S.159ff und S.179ff. Grundsätzlich hierzu Anna Siemsen, Religion, Kirche und Sozialismus. . . , S.6ff und S.51ff.

- 98 Vgl. Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel. Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, Berlin 1927, S.170ff, besonders S.176ff.

Rudolf Hilferding führte u.a. aus (Protokoll S.176): „Wir müssen den christlichen Arbeitern sagen: Uns trennt nicht die Weltanschauung, nicht eine religiöse Überzeugung. Der Kampf, den der Liberalismus gegen die Kirche geführt hat, war in den europäischen Ländern notwendig, wo eine starke einheitliche Kirchenherrschaft mit dem absoluten Königstum sich unmittelbar verbunden hatte . . . In Ländern mit Kirchentrennung, mit verschiedenen Bekenntnissen, wo eine einheitliche Kirchenherrschaft von vornherein nicht bestand, liegen die Dinge anders, und ganz besonders in der heutigen Zeit, wo die Kirche eine Unmasse geistiger Beeinflussungsmittel besitzt, denen wir nur auf *gesellschaftlichem* Boden, nicht durch die Gesetzgebung entgegentreten können. Dieser Kampf der Geister wird überhaupt nicht von heute auf morgen entschieden, sondern einmal in einer freieren Gesellschaft . . . [in der] jeder einzelne auf Grund einer ganz anderen wissenschaftlichen Ausbildung zu diesen Problemen wird Stellung nehmen können . . . mit unseren sozialen Forderungen, mit unserem politischen Streben haben . . . diese Weltanschauungsfragen nicht das geringste zu tun. (Sehr richtig!) Daß religiöse Überzeugungen allein durchaus kein Hindernis im Klassenkampf zu bedeuten brauchen, klingt uns Deutschen . . . verwunderlich. Aber gehen Sie nach England! (Sehr richtig!) Hören Sie sich diese Sonntagsprediger an, und Sie werden erstaunt sein, wieviel Mitglieder der Arbeiterpartei, und sogar die radikalsten, darunter sind . . . immer wieder muß den christlichen Arbeitern gesagt werden, unser Schulkampf, euer Schulkampf, ist in Wirklichkeit etwas ganz anderes. Er ist ein Teil unseres sozialen Befreiungskampfes.“

In ähnlicher Weise hatte bereits 20 Jahre zuvor Anton Pannekoek gegen die Freidenker-Agitation Stellung genommen: Nicht durch religiöse Aufklärungsarbeit könne der Arbeiter für die Sozialdemokratie gewonnen werden, sondern durch die Praxis des Klassenkampfes, der die Arbeiter die Taten und die Rolle der klerikalen Partei verstehen lehre. Vgl. die Presse-Korrespondenz-Artikel von A. Pannekoek (vorhanden im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam, Nachlaß Pannekoek) „Religion Privatsache“, vom 8.2.1908, „Die Religion im Klassenkampf“, vom 7.11.1908, „Sozialistische Freidenker“, vom 31.7.1909, „Der Niedergang des Klerikalismus“, vom 8.7.1911, „Der Kampf gegen Religion und Kirche“, vom 31.8.1912, „Kirchenaustritt“, vom 17.1.1914. Insgesamt wird von Pannekoek die Agitation gegen Religion und Kirche als ein „Seitenweg“ eingeschätzt, der die Aufmerksamkeit von den entscheidenden Kämpfen der Gesellschaft ablenke.

- 99 Vgl. Religion ist *n i c h t* Privatsache!, in: Der Atheist, Jg.1 (1905), S.87f; ähnlich Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte . . . , Bd. 2, S. 104 ff; Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . . , S. 40 ff.

- 100 Vgl. etwa Karl W. Schmidt, Sozialdemokratie und Freidenkertum, in: Der Atheist, Jg. 2 (1906), S. 289 f.

- 101 Konrad Beißwanger, Sozialdemokratie und Freidenkertum, in: a.a.O., Jg. 3 (1907), S.333f.

bewegung fast völlig ignorierte. Gelegentlich würde seitens der Partei gegen die Agitation der Freidenker vorgegangen, „um die frommen Bauern nicht vor den Kopf zu stoßen“. ¹⁰² Diese Klage der Freidenker blieb in der Folgezeit ein ständiges Thema ihrer Publikationen. ¹⁰³ Auch wenn sich führende Sozialdemokraten zu einem atheistischen bzw. freidenkerischen Standpunkt bekannten, so vermieden sie es doch auch, diesen für die Gesamtpartei als verbindlich zu erklären. Wilhelm Sollmann, der dem rechten Flügel der SPD angehörte, gab einer offenbar verbreiteten Stimmung in der Führung der Sozialdemokratie Ausdruck, als er auf dem Parteitag der SPD 1929 erklärte: „... ich bin insofern ein ganz idealer Freidenker, als ich nicht nur keiner Kirche angehöre, sondern es sogar ablehne, einer Freidenkerorganisation beizutreten. (Lebhaftes Bravo!) Ich will für mich keine weltanschauliche Bindung. . . . Man kann weder den Atheismus noch die Gottheit beweisen. Das ist eine Frage, die jeder mit sich auszumachen hat. (Sehr richtig!) . . . Ich bin der Meinung: Wenn jemand sich noch mit der Kirche verbunden fühlt, dann soll er sich auch in der Kirche betätigen. Wir jedenfalls, die wir die ganze arbeitende Menschheit, das Bauerntum und auch die arbeitenden Frauen in unsere Organisation bringen wollen, müssen mit höchstem Respekt religiösen Anschauungen gegenüberstehen, wenn diese Anschauungen sich wirklich religiös betätigen und insbesondere, wenn sie mit in den Sozialismus eingespannt werden. (Lebhaftes Zustimmung.)“ ¹⁰⁴ In diesem Zusammenhang verwies Sollmann auf die Breite der in der Sozialdemokratie repräsentierten weltanschaulichen Richtungen: „Was ist alles in dieser Partei vereinigt! Wir haben Atheisten, Monisten, Positivisten, philosophische Idealisten, philosophische Materialisten, Neu-Kantianer, Evangelische, Katholiken, Sektierer; ja wir haben sogar Juden in der Partei. (Große Heiterkeit und Zurufe). Wir haben natürlich auch Freidenker, die ja zu den Atheisten gehören. Allen diesen Genossen und Genossinnen müssen wir die volle Gewissensfreiheit gewähren“. ¹⁰⁵

Kulturelle Fragen galten dieser Position weitgehend als minderrangige, politisch und gesellschaftlich unvermittelte und unverbindliche Probleme, die dem Bereich der individuellen Belieblichkeit (und Folgenlosigkeit) zugehörten. Die Mahnung zur Toleranz von Sollmann, Rudolf Breitscheid und anderen fand innerhalb der SPD durchaus breiteste Zustimmung. ¹⁰⁶ Anlaß zur Kritik boten jedoch nicht nur das öffentliche kirchenfreundliche Verhalten und insbesondere das Bekenntnis zu religiösen Gebräuchen einiger führender Sozialdemokraten (hierzu unten), sondern vor allem die kulturpolitischen Implikationen dieser 'Warnung vor neuen Religionskriegen', ¹⁰⁷ zumal die schulpolitischen Konsequenzen angesichts der unter

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Vgl. z.B. Konrad Beißwanger, *Freidenkertum und Arbeiterbewegung*, in: *Der Atheist*, Jg. 4 (1908), S.7f. und S.14; Victor Noack, *Die Stellung der Sozialdemokratie . . .*, S.315f.; Konrad Beißwanger, *Zur Generalversammlung . . .*, S. 209. Die bedeutendsten Gegner der Freidenker innerhalb der Sozialdemokratie, die „religiösen Sozialisten“ (vgl. zu dieser Gruppierung Ernst-August Suck, *Der religiöse Sozialismus in der Weimarer Republik*, Diss. Marburg 1953; ferner Wolfgang Deresch, *Predigt und Agitation der religiösen Sozialisten*, Diss. Tübingen 1971; Friedrich-Martin Balzer, *Klassengegensätze in der Kirche*. Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands, Köln 1973), beharrten demgegenüber darauf, daß Wahniederlagen der SPD in der Agitation der Freidenker eine wesentliche Ursache hätten. So machte z.B. Karl Obert vom „Bund evangelischer Sozialisten Deutschlands“ die Freidenkeragitation dafür verantwortlich, daß Anhänger der Kirchen von der SPD permanent vor den Kopf gestoßen würden: „Jederzeit konnte ich feststellen, daß sehr viele meiner Bekannten, selbst in kirchlich-exponierten Stellen, innerlich vollständig zu unserem Programm stehen können, wenn nicht der einseitig geführte Kampf der freidenkerischen Gruppe und Verletzung der Parteigrundsätze immer wieder alle Werbetätigkeit zerschlagen hätten“; vgl. Karl Obert, in: *Das freie Wort*, Jg. 3 (1931), H. 2, S. 28 f.

¹⁰⁴ Protokoll Magdeburg 1929, S.75f.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Vgl. etwa die Diskussionsbeiträge von Kurt Löwenstein, Anna Siemsen, Otto Braun, Wilhelm Hohmann u.a. auf dem Parteitag der SPD 1929, Protokoll Magdeburg 1929, S.179ff.

¹⁰⁷ So Kurt Löwenstein auf dem Parteitag der SPD 1929, a.a.O., S.179.

größter Geheimhaltung geführten Konkordatsverhandlungen unabsehbar waren.¹⁰⁸ Weitreichender noch war die Ablehnung der Koalitionspolitik mit dem Zentrum durch die Freidenkerbewegung. Die Klage über die im Kompromiß mit dem Zentrum verfolgte Schul- und Kulturpolitik war häufig Gegenstand der Publikationen der Freidenkerbewegung, Kongresse u.ä.¹⁰⁹ Die in den zitierten Äußerungen von Sollmann vorgenommene Trennung von Religion und Kirche wurde von den Freidenkern strikt abgelehnt. Max Sievers, der Vorsitzende des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung, erklärte hierzu auf dem III. Kongreß der Internationale Proletarischer Freidenker 1928: „Es wird uns ja, wenn wir innerhalb der sozialistischen Bewegung diese Frage aufrollen, immer entgegengehalten, daß man zwar gegen die Kirche kämpfen wolle, weil sie reaktionär sei, nicht aber kämpfen dürfe gegen die Religion. Wir sind der Auffassung, daß hier eine ganz unsinnige Unterscheidung vorgenommen wird. Es käme dies auf dasselbe heraus, als wollte man sagen, daß man wohl für den Sozialismus sei, aber den Klassenkampf ablehnen müsse.“¹¹⁰ Sievers kritisierte die Praxis der sozialdemokratischen Führung, den Sozialismus keine Weltanschauung zu nennen, zumal damit fundamentale Positionen des Marxismus geopfert würden. „Von der Anerkennung der Religion bis zur Verleugnung des Marxismus, der ihm eigentümlichen geschichtlichen Betrachtungsweise und der sich hieraus ergebenden Kampfmethoden scheint mir nur noch ein sehr kleiner Schritt zu sein.“¹¹¹ Ohne Zweifel müsse die Partei gegenüber religiös gebundenen Arbeitern elastisch taktieren, die Anerkennung der religiösen Illusionen stärke aber letztlich nur die Position des Klassengegners. „Besonders bedenklich ist es auch, wenn Sollmann wie Radbruch nicht aufhören, in Wort und Schrift die ethischen Werte der Religion, die noch dazu recht zweifelhafter Art sind, lobend hervorzuheben oder wenn, wie es Radbruch erst vor kurzem . . . getan hat, kirchliche Mythen und Gebräuche verherrlicht werden. Das ist eine sehr gefährliche Toleranz, die einer Abgabe der Waffen an den Klassenfeind gleichkommt.“¹¹²

Ähnliche 'Entgleisungen' führender Repräsentanten der Sozialdemokratie boten der kommunistischen Opposition in der Freidenkerbewegung willkommenes Material zur Stützung der These, die KPD sei die einzig wahre Verfechterin der Interessen der Freidenkerbewegung. Ein Beispiel: „Es ist doch etwas viel, was diese Partei [die SPD] ihren proletarischen Anhängern in der letzten Zeit zugemutet hat: Da hält der ‚Arbeiterpräsident‘ Ebert am 4. August vorigen Jahres Kriegsgedenkfeier ab; von katholischen und evangelischen Pfaffen flankiert; er läßt sich – offenbar nie aus dem Schoß der Mutter Kirche ausgeschieden – mit allem kirchlichen Zeremoniell bestatten. In Berlin beteiligten sich die ‚Religiösen Sozialisten‘ im Winter an den Kirchenwahlen. Herr Marx verkündet als preußischer Ministerpräsident von der SPD Gnaden die ‚Schule müsse den Geist wahren Christentums lebendig machen‘, und neben ihm thronte, ohne zu erröten, Herr Severing, der neuerdings vor Gericht die religiöse Eidesformel schwört. Und als die Freidenker und die weltlichen Lehrer eine Volksabstimmung für die ‚weltliche Schule‘ ins Werk setzen wollen, da lehnt der sozialdemokratische Parteivorstand mit der Begründung ab, das Görlitzer Programm – ‚Religion ist Privatsache‘ –

108 Vgl. die entsprechenden Warnungen von Kurt Löwenstein, Anna Siemsen, Wilhelm Hohmann u.a. auf dem Parteitag der SPD 1929, a.a.O., S.179-201.

109 Vgl. z.B. *Der Atheist*, Jg. 15 (1919), Nr.5, S.17. An dieser Stelle wurde heftige Kritik an der SPD geübt, die den Kirchen zu sehr entgegenkomme und die Entfernung von Religionslehrern aus den Schulen wieder rückgängig gemacht hatte. Vgl. insgesamt Anna Siemsen, *Religion, Kirche und Sozialismus . . .*, passim.

110 Protokoll III. Kongreß der „Internationale Proletarischer Freidenker“ in Köln am Rhein, 4.-8.Jänner 1928, Wien o.J., S. 151 f.

111 A.a.O., S. 152.

112 A.a.O., S. 153.

verpflichtete die Partei zu religiöser Neutralität, und sie müsse daher ablehnen, sich für eine bestimmte Schulgattung einzusetzen! Über all dem ist dann ein Teil der Freidenker rebellisch geworden“.¹¹³ – So wie die anklagend entlarvende Berichterstattung über 'unchristliches' Verhalten von Pastoren, Priestern, Ordensangehörigen etc. ein häufig wiederkehrendes Element in der Freidenkeragitation gegen die Kirchen bildete, so stellte auch der Verweis auf „kirchenfreundliches Fehlverhalten“ von Sozialisten und Kommunisten ein beliebtes Mittel der innerparteilichen Polemik der Freidenker als auch der Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten dar.

1928 wurde von der Freidenkerorganisation ein Antrag auf die Gewährung des Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts an die preußische Staatsregierung gerichtet.¹¹⁴ Mit diesem Gesuch wollten die sozialistischen Freidenker die formale Gleichstellung mit den großen Religionsgemeinschaften, mithin also auch die gleiche rechtliche und finanzielle Sonderstellung durch den Staat erlangen. Bereits auf dem ersten internationalen Kongreß proletarischer Freidenker vom 5. bis 8. Oktober 1924 in Wien wurde die Frage der Erstrebung dieses Status beraten. Arthur Wolf, der damalige Sekretär der GpF, betonte, daß die GpF sehr daran interessiert sei, da dies einen großen Einfluß auf wichtige öffentliche Fragen wie Schulpolitik, Jugend- und Wohlfahrtspflege u.ä. eröffne, zumal auch Art. 137 der Reichsverfassung die Möglichkeit der Erlangung eines solchen Status biete. Trotz dieser und anderer gewichtiger Vorteile sei es jedoch für die Freidenker nicht ratsam, diesen Weg zu beschreiten: Der Art. 137 der Reichsverfassung sei ein geschickter Schachzug gegen das Bestreben der Arbeiterklasse auf Trennung von Kirche und Staat. „Wie könnte es dann möglich sein, sich . . . vom Staate sanktionieren zu lassen und denselben Charakter als mit dem Staate verbundene und vom Staate unter Schutz gehaltene Organisation anzustreben?“¹¹⁵ Einstimmig faßte der Kongreß folgende Resolution: „Der Kongreß hält getreu seinem Grundsatz fest, daß aus öffentlichen Mitteln keiner religiösen Organisation Zuwendungen zu machen sind, daß alle religiösen Organisationen unter das Vereinsgesetz zu stellen sind, und daß daher die Unterscheidung zwischen gesetzlich anerkannten und nicht anerkannten Bekenntnissen zu fallen habe, lehnt auch jede Behandlung der proletarischen Freidenkerorganisationen als staatlich anerkannt und jede Dotierung derselben durch den Staat grundsätzlich und energisch ab.“¹¹⁶ Der kommunistische Zweig der Freidenker hielt auch später noch an dieser konsequenten Position fest.¹¹⁷ – Durch die Verschmelzung der GpF mit dem Berliner Feuerbestattungsverein wurden die kämpferischen Tendenzen der alten GpF zurückgedrängt zugunsten der auf Sicherung der proletarischen Organisation gerichteten Bestrebungen in dem neuen Verein für Freidenkertum und Feuerbestattung,¹¹⁸ in dessen Leitung Sozialdemokraten die Mehrheit innehatten. Gleichwohl wurde diese sozialdemokratische Mehrheit von der sozialdemokratisch geführten preußischen Staatsregierung in der dilatorischen Behandlung des Gesuchs auf Gewährung der Körperschaftsrechte desavouiert. Folgenreichere Konflikte zwischen der Sozialdemokratie und der Freidenkerbewegung entstanden indes erst mit der parlamentarischen Schwächung der SPD im Gefolge des Zerfalls der Großen Koalition unter Hermann Müller in der Anfangsphase der Weltwirtschaftskrise, als die proletarische Freidenkerbewegung bereits politisch gespalten war. Obgleich ein be-

113 Fritz Ausländer, Die schulpolitische Lage Deutschlands . . ., S.496.

114 Das Schreiben ist abgedruckt in: Unsere Arbeit . . ., S.42ff.

115 Der erste internationale Kongreß proletarischer Freidenker, in: Der Atheist, Jg. 20 (1924), S.125ff, hier S.127.

116 Ebd.

117 Ebd.; vgl. auch Wahrheiten gegen Lügen im „Freidenker“, in: Der proletarische Freidenker, Jg. 3 (1930), H. 2; Konrad Beißwanger, 50 Jahre Freidenkertum . . ., S.41f.

118 Vgl. Zentrumssozialisten oder Opposition?, passim.

achtlicher Teil der sozialdemokratischen Basis im Verein für Freidenkertum und Feuerbestattung (1930 umbenannt in „Deutscher Freidenker-Verband“) organisiert war, sah sich die Parteiführung zu gelegentlichen Sanktionen der antikirchlichen und antireligiösen Agitation der eigenen Anhängerschaft gezwungen. Die SPD sah in dem Bemühen um die Erhaltung der Republik keine andere Möglichkeit als die Tolerierung der von Brüning geführten Regierung; dabei unterstützte die Sozialdemokratie aktiv oder passiv Maßnahmen, die ihren eigenen früheren Prinzipien widersprachen. Um eine Machtbeteiligung reaktionärer oder faschistischer Kräfte zu verhindern, bemühte sie sich bis zur politischen Selbstaufgabe um eine Zusammenarbeit mit gemäßigten Kräften aus dem Bürgertum. Angesichts dieser Rahmenbedingungen und der getroffenen Entscheidung zur Tolerierungspolitik wurde der Konflikt mit den ihre Zielsetzungen vehement verteidigenden Freidenkern nahezu unausweichlich. Die Sozialdemokratie versuchte, die aus ihrer Politik resultierende Verunsicherung und Desavouierung eines Teils der eigenen Anhängerschaft aufzufangen durch eine antibolschewistische Integrationsideologie. Dieser Politik wurde aber durch die Entwicklung des Zentrums zu einer autoritären Lösungen gegenüber aufgeschlossenen Partei zunehmend der Boden entzogen.¹¹⁹ Sievers forderte im „Freidenker“, der mit einer Auflage von über 400 000 Exemplaren erschien, ebenso wie die Linke in der SPD eine Überprüfung der Tolerierungspolitik, da diese nur die weitere Zerklüftung der Arbeiterklasse vorantreibe, den Kampfeswillen der Arbeiterschaft mindere und dem Faschismus neues Terrain einräume.¹²⁰ Und an anderer Stelle: „Das Schicksal der deutschen Arbeiterbewegung ist nicht abhängig von einer Brüning-Regierung, und ihre Kraft wird sich als stärker als die des Faschismus erweisen. Kein Mensch bezweifelt, daß der Faschismus der Arbeiterklasse schweren Schaden zufügen kann und wird. Aber noch größer ist der Schaden, wenn . . . die Arbeiterschaft das Vertrauen zur Führung und das Vertrauen zum Sozialismus verliert.“¹²¹ Aus dieser Perspektive wurde von Sievers auch die Gründung der „Sozialistischen Arbeiterpartei“ (SAP) abgelehnt; die Freidenkerbewegung werde sich gegenüber der SAP neutral verhalten, um nicht notwendige Energien der Arbeiterbewegung in Richtungskämpfen zu verschleudern; in den Reihen der Freidenker sollten keine Konflikte zwischen der SAP und der SPD ausgetragen werden.¹²²

Eine neue Dimension erhielt der Konflikt zwischen der SPD und den sozialistischen Freidenkern, als Carl Severing die Beschlagnahme eines Freidenker-Flugblattes anordnete und in einem Freidenker-Büro eine Haussuchung vornehmen ließ. Das inkriminierte Flugblatt¹²³ prangerte einen Korruptionsfall innerhalb der „Inneren Mission“ an, den sogen. Devaheim-Skandal, bei dem nach Auffassung der Freidenker seitens der evangelischen Kirche versucht worden war, schwerwiegende Unterschlagungen zu verdecken und zu vertuschen.¹²⁴ Diese Maßnahme Severings wurde als „Liebesdienst Severings an die evangelische Kirche“ interpretiert. Dieser Dienst werde aber die evangelische Kirche „nicht dazu bringen, sich von Hugenberg und Hitler loszulösen“.¹²⁵ Bei dieser Gelegenheit betonte Sievers wieder die Grund-

119 Vgl. hierzu Helga Grebing, *Zentrum und katholische Arbeiterschaft 1918-1933*, phil. Diss., FU Berlin 1953; Günter Plum, *Gesellschaftsstruktur und politisches Bewußtsein in einer katholischen Region 1928-1933. Untersuchung am Beispiel des Regierungsbezirks Aachen*, Stuttgart 1972.

120 M.S. (= Max Sievers), *SPD und Wirtschaftskrise. Ein Wort zum Parteitag!*, in: *Der Freidenker*, Jg. 7 (1931), Nr. 9.

121 Max Sievers, *Stärkt die Klassenfront*, in: a.a.O., Jg. 7 (1931), Nr. 17.

122 Ebd.

123 HSTA Düsseldorf, Reg. Düsseldorf 30688 Bl. 91.

124 Zu den Einzelheiten vgl. *Nötige Abwehr sehr unnötiger Angriffe. Denkschrift der Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände*, Leipzig 1932, S. 21ff; vgl. auch *Vorwärts*, Nr. 591, vom 18.12.1931.

125 Max Sievers, *Das mißhandelte Recht* in: *Der Freidenker*, Jg. 7 (1931), Nr. 20; zum Konflikt zwischen Severing und Sievers während des Devaheim-Skandals vgl. auch: *Das freie Wort*, Jg. 4 (1932), H. 7.

position der Freidenker zur Politik der Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien: „Es geht nicht nur um ein Flugblatt und nicht nur um das Prestige einer Organisation. Es geht um politische Grundfragen. Die Arbeiterschaft hat ihre Führer nicht auf die Ministersessel erhoben, damit diese dort den Feinden der Republik und des Sozialismus das Leben erleichtern“. ¹²⁶ Diese Kritik verschärfte sich noch in der Folgezeit. ¹²⁷ Als Aufgabe der sozialistischen Freidenkerbewegung wurde nun auch definiert, eine 'Brücke' zwischen den verschiedenen sozialistischen Richtungen zu schlagen – eine Position, die zumindest eine vorsichtige Distanzierung von der Sozialdemokratie beinhaltet. ¹²⁸ Die Zeitschrift „Der Freidenker“ protestierte 1932 auch gegen die Auflösung der kommunistischen „Gottlosenbewegung“ und forderte die Aufhebung des Verbots, da diesem keine rechtliche Begründung zugrunde läge. Dieser Protest erfolgte jedoch nicht aus 'Liebe' zur kommunistischen Organisation, sondern um 'des Rechts willen'. ¹²⁹ Entsprechend dieser Haltung der sozialistischen Freidenkerbewegung zur Sozialdemokratie in der Weltwirtschaftskrise wuchs auch die Animosität der in der Exekutive tätigen sozialdemokratischen Führung gegen die Kulturbewegung, die so energisch gegen die Politik der „Klassenzusammenarbeit“ opponierte. ¹³⁰ Der Berliner Polizeipräsident Albert Grzesinski verwarnte am 20.12.1931 die Herausgeber des „Freidenkers“ wegen eines am 16.12.1931 in Nr. 21 dieser Zeitschrift erschienenen Gedichts, das „Einrichtungen und Gebräuche der christlichen Kirchen in böswilliger Absicht verächtlich“ gemacht haben sollte. ¹³¹ Diese Veröffentlichung ¹³² würde ein Verbot der Zeitschrift gemäß der Notverordnung vom 28.3.1931 rechtfertigen. Grzesinski beließ es bei dieser Gelegenheit bei einer „Verwarnung“; für den Wiederholungsfall drohte er schärfere Sanktionen an. Der Verbotsantrag war jedoch von Grzesinski bereits unterzeichnet; ihm erschien jedoch, wie er in einem Brief an Severing offenbarte, ¹³³ ein Verbot aus folgenden Erwägungen nicht sinnvoll: „... aus politischen Gründen auch nicht zweckmäßig[!], durch ein so aufsehenerregendes Verbot des Organs des Freidenkerverbandes, der sich zu einem erheblichen Teil aus Sozialdemokraten bildet, mit dazu beizutragen, daß der starke sozialdemokratische linke Flügel der republikanischen Front für die Kommunisten und die SAP sturmreif gemacht wird“. Deutlicher läßt sich die Stellung gegenüber den politischen und kulturellen Intentionen der Freidenkerbewegung nicht formulieren; das Maß der Sanktionierung der aus der Perspektive der sozialdemokratischen Führung unerwünschten kulturpolitischen Anliegen der Freidenker degenerierte zum taktischen Kalkül.

126 Max Sievers, Das mißhandelte Recht ...

127 Vgl. etwa: Unsere Forderungen an Preußen, in: Der Freidenker, Jg. 8 (1932), Nr. 7; H.K., Ein Pyrrhussieg, in: a.a.O., Nr. 8; „Vorwärts trotz alledem“, in: a.a.O., Nr. 12.

128 H.K., Vor der Entscheidung! in: Der Freidenker, Jg. 8 (1932), Nr. 7.

129 Vgl. Für Recht und gegen Willkür!, in: Der Freidenker, Jg. 8 (1932), Nr. 10.

130 Vgl. hierzu auch die Ausführungen von August Siemsen auf dem Parteitag der SPD 1931, in: Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931 vom 31. Mai bis 5. Juni im Volkshaus. Protokoll, Berlin 1931, S. 164ff.

131 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam, Nachlaß Albert Grzesinski, Nr. 214.

132 Das inkriminierte Gedicht richtete sich gegen die „doppelte Moral“ der „gemästeten“ Pastoren und Pfaffen, sowie gegen die Unterstützung des Faschismus durch die Geistlichkeit. Eine Reihe von ähnlichen Gedichten aus der sozialdemokratischen und kommunistischen Freidenkerpresse ist abgedruckt bei Emil Unger-Winkelried, Katholiken, das geht euch an! Die Lunte am Zentrumsturm, Berlin 1931; vgl. auch die Beiträge der unter dem Rahmenthema „Der Kampf gegen Gott“ stehenden Zeitschrift Süddeutsche Monatshefte, Jg. 1931, S. 689-737; Adolf Ehrh und Julius Schweickert, Entfesselung der Unterwelt. Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands, Berlin und Leipzig, 2. Aufl., 1933, S. 208-236 und passim. Gegen eine Reihe von Angriffen in der protestantischen und katholischen Presse setzte sich die Freidenkerbewegung zur Wehr mit der Broschüre: Nötige Abwehr ...

133 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam, Nachlaß Albert Grzesinski, Nr. 310, Brief vom 23.12.1931.

Im lokalen Rahmen arbeiteten Sozialdemokraten und Freidenker häufig in der Ausrichtung von Parteiveranstaltungen u.ä. zusammen; gleichwohl wurde insgesamt die Kulturbewegung, die zur politischen Durchsetzung ihrer kulturellen Konzeptionen an die Arbeiterparteien gebunden war, von der Führung der Sozialdemokratie kaum unterstützt. Die geringe ideologische Homogenität bzw. der 'Pluralismus' der Positionen innerhalb der Freidenkerbewegung bedingte weiterhin die reale Schwäche der Kulturbewegung. Unter diesen Vorzeichen muß die Haltung der KPD zur Freidenkerbewegung und die politische Praxis in deren Organisationen analysiert werden.

KPD und Freidenkerbewegung

Im Gegensatz zur Sozialdemokratie bestanden zwischen den politischen Zielsetzungen der Freidenker und den entsprechenden der KPD mehrere Gemeinsamkeiten.¹³⁴ Ebenso wie die sozialistischen Freidenker setzte sich die KPD in der Fortführung der entsprechenden Forderungen des Erfurter Programms der Sozialdemokratie ein für die Trennung von Staat und Kirche, für die Weltlichkeit des gesamten Schulwesens, die Öffnung der weiterführenden Bildungseinrichtungen für das Proletariat, sie wandte sich gegen das bayrische Konkordat, das Reichsschulgesetz, gegen die Koalitionspolitik usw. In der Gemeinschaft proletarischer Freidenker hatten – wie bereits ausgeführt – Kommunisten eine starke, wenn nicht gar eine dominierende Stellung.¹³⁵ In den ersten Jahren der Weimarer Republik entwickelte sich die sozialistische Freidenkerbewegung gleichsam im „Schatten“ der politischen und ökonomischen Kämpfe der Arbeiterschaft und der Arbeiterparteien. Vor allem nach der Oktoberniederlage wurden Stimmen in der KPD laut, die auf eine stärkere politische Einbeziehung der in die Vorfeldorganisationen integrierten Arbeiter drangen. Als z.B. im Juni 1925 die kommunistischen Lehrer Deutschlands ihre 4. Reichskonferenz abhielten, kamen auch Probleme der Freidenkerbewegung zur Sprache. Der Kongreß konstatierte die „völlige Stagnation der Schulreformbewegung und Schulgesetzgebung“¹³⁶ in der Phase der Festigung monarchistischer und nationalistischer Kräfte, während der „die Schule der Republik ein Raub der wieder erstarkten Kirche“ wurde.¹³⁷ Viele dissidentische Lehrer seien aus dem Schuldienst entfernt worden. Die sozialdemokratischen Schulreformer hätten sich dem Konflikt mit ihrer Partei entzogen. Gleichwohl seien innerhalb der Freidenkerbewegung vor allem seit der „Zumutung, für Pfaffen-Marx bei der Präsidentenwahl zu stimmen“¹³⁸ heftige Richtungskämpfe ausgebrochen. Nun versuche die Sozialdemokratie, die Kommunisten aus den Funktionärsstellungen in den Freidenkerorganisationen hinauszudrängen. Die KPD müsse sich auch deshalb den Freidenkern verstärkt zuwenden, da einerseits „einzelne Kommunisten ganz lustig im Fahrwasser des SPD-Freisinns plätscherten und Adolph Hoffmann bis heute für einen Mordskerl halten“ und andererseits „bei den Freidenkern doch große Massen des

134 Vgl. *Unsere Arbeit* . . ., S.60; Walter und Anna Lindemann, *Die proletarische Freidenkerbewegung*..., S.46ff.

135 Präzise Angaben zum Kräfteverhältnis von SPD und KPD in der GpF sind nicht möglich; nicht nur fehlen jedwede statistischen Angaben über die parteipolitische Zusammensetzung der Mitgliedschaft der GpF, noch waren in den ersten Jahren der Weimarer Republik im Gegensatz zu den späteren die Organisationen der Freidenkerbewegung ein besonders herausragendes Kampffeld der Arbeiterparteien; schließlich entwickelte sich die GpF erst im Zusammenhang der Kämpfe der Arbeiterschaft in den ersten Jahren der Weimarer Republik zu einer Massenorganisation, die auch eine Vielzahl nicht eindeutig politisch einzuordnender Mitglieder integrierte.

136 Fritz Ausländer, *Die schulpolitische Lage Deutschlands* . . ., S. 493 f.; vgl. auch: Reichskonferenz der kommunistischen Lehrer Deutschlands, in: *Inprekorr.*, Jg. 5 (1925), Nr. 102, S.1393.

137 Fritz Ausländer, *Die schulpolitische Lage Deutschlands* . . ., S. 494.

138 A.a.O., S. 496.

Proletariats organisiert sind, die wir nicht einfach der Sozialdemokratie überlassen dürfen“. . . . „Gelingt es uns, die Freidenkerbewegung ins Fahrwasser des klaren atheistischen Bekenntnisses und des Klassenkampfes zu steuern, so werden wir für die Erziehung der Massen zum Klassenbewußtsein ein wertvolles Hilfsmittel gewonnen haben. Die Auswirkungen werden wir in den täglichen Kämpfen der Arbeiterklasse spüren“.¹³⁹ Die Rezeption der Leninschen Religionskritik¹⁴⁰ in der KPD begründete deren taktisch bestimmte Haltung gegenüber Religion und Kirche sowie zur Freidenkerarbeit. Letztere erlangte damit – zum Leidwesen der sogen. Nur-Freidenker, die die Freidenkerarbeit über die Parteiarbeit stellten – lediglich eine instrumentelle, subsidiäre Funktion in den Klassenauseinandersetzungen. In der KPD beschäftigte sich vor allem Peter Maslowski mit Religionsfragen, der Taktik der KPD gegenüber den Freidenkern und den Wählern des Zentrums sowie der Kirchenpolitik. Maslowski (geb. 1893) hatte in Berlin Germanistik und Nationalökonomie studiert; er war Redakteur und später Chefredakteur an verschiedenen KPD-Zeitungen – er wurde wegen seiner Tätigkeit mehrfach inhaftiert – und gehörte von Mai 1924 bis Dezember 1924 und von 1928 bis 1930 dem Reichstag an.¹⁴¹ Nachdrücklich betonte er die Notwendigkeit des Kampfes „gegen die vom Klassenkampf ablenkenden Nebelschwaden der Religion“,¹⁴² zumal auch die Sozialdemokratie die Religion nicht mehr zur „Privatsache gegenüber dem Staat“, sondern zur „Privatsache gegenüber der Sozialdemokratie selbst“¹⁴³ erklärt habe. In der Freidenkerbewegung solle die KPD im Gegensatz zur SPD nicht einen 'Störenfried' der Parteiarbeit sehen, sondern eine wichtige Potenz, die gegen die „Verlumpung und Verlotterung der Sozialdemokratie auf dem Gebiet marxistischer Weltanschauung“ kämpfe.¹⁴⁴ Die Leistungen der Freidenkerbewegung – auch des sozialdemokratischen Teils – bei der Bekämpfung der sozialdemokratischen Schulpolitik u.ä. werden von Maslowski uneingeschränkt anerkannt. Die „freundschaftliche Stimmung zur KPD“¹⁴⁵ müsse die Partei behutsam nutzen. Gleichwohl sollte den in der Freidenkerbewegung aktiven Intellektuellen wie z.B. Paul Kriesche¹⁴⁶ entgegengetreten werden, die durch die Rezeption von Forschungsergebnissen der Soziologie, Ethnologie, Psychologie, Biologie (Darwinismus!) und vor allem der Freudschen Psychoanalyse eine „Modernisierung“ des Marxismus versuchten. Bei der Agitation unter kirchlich gebundenen Arbeitern lehnte die KPD ähnlich wie die SPD die Anwendung von „Freidenkermethoden“ ab; die kommunistische Haltung gegenüber den religiösen Vorstellungen verpflichteten Arbeitern basierte primär auf taktischen Erwägungen: Während gegenüber den kirchlich nicht besonders stark gebundenen Arbeitern in Norddeutschland oder in Sachsen, die zumindest schon einmal mit der freigeistigen Bewegung in Berührung gekommen waren, eine freidenkerische Propaganda durchaus angemessen sei, war bei den katholischen Arbeitern erheblich behutsamer vorzugehen,¹⁴⁷ die Religion bzw. die Religionsgemeinschaft

139 A.a.O., S. 497 f.

140 Zur Leninschen Religionskritik vgl. oben, Anm. 95.

141 Zu Peter Maslowskis Biographie vgl. Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde, Frankfurt/M., 1969, Bd. 2, S. 215 f. Die Aufsätze Maslowskis lassen auf eine Kenntnis religionswissenschaftlicher und philosophischer Probleme sowie kirchenpolitischer Fragestellungen schließen, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden soll.

142 Peter Maslowski, Zur Religionsfrage, in: Die Internationale, Jg. 9 (1926), S. 654.

143 A.a.O., S. 655.

144 A.a.O., S. 656, im Original gesperrt.

145 A.a.O., S. 657.

146 Vgl. hierzu auch das Referat Peter Maslowskis (ein Korreferat zu den Ausführungen Max Sievers') auf dem III. Kongreß der IPF, in: Protokoll III. Kongreß . . . , S. 155-171, hier besonders S. 157-162.

147 Das Faktum einer auffällig höheren Präferenz katholischer Arbeiter zur KPD als zur SPD wurde in kommunistischen Wahlanalysen aufmerksam registriert. Vgl. z.B. Peter Maslowski, Klerikalismus und Kommunismus. Eine Untersuchung an Hand der oberschlesischen Reichstagswahlen, in: Die Interna-

ten sollten als Anknüpfungspunkt streng gemieden werden. Da der Kirchenaustritt und als dessen Voraussetzung die Loslösung von religiösen Ideologien erst am Ende eines langen Bewußtseinsprozesses stehe, müsse gegenüber katholischen Arbeitern bei deren konkreter Lebenslage, bei deren unmittelbaren, alltäglichen materiellen Interessen angesetzt werden.¹⁴⁸ Diese spezifische Taktik bei der Agitation katholischer Arbeiter sollte freilich keineswegs zu Lasten der Freidenkerarbeit der Kommunisten gehen. Da „die Kulturreaktion unserer Tage [1927], die in Kürze durch das Reichskonkordat¹⁴⁹ gekrönt werden soll“¹⁵⁰ im Proletariat eine „Gegenbewegung“¹⁵¹ erzeuge, wachse die Voraussetzung der Möglichkeiten einer Einheitsfronttaktik gegenüber den katholischen Arbeitern und zugleich den organisierten Freidenkern. Den Nutzen der Arbeit der Kommunisten in den Freidenkerorganisationen sieht Maslowski nun im wesentlichen in dem Effekt, „nur an die sozialdemokratischen Arbeiter heranzukommen“.¹⁵² Maslowski deutet in dieser Behauptung der Entstehung einer „Gegenbewegung“ die Stimmung, die er im eigenen „Lager“ zu erkennen meint, als Ausdruck eines allgemeinen ideologischen Bewußtseinsprozesses im Proletariat. Dieser Voluntarismus, der die Einschätzungen des Verhaltenspotentials der Arbeiterklasse durch die KPD in den Jahren seit 1927/28 kennzeichnet, fand seinen Niederschlag etwa in folgender Aussage, die die spätere „ultralinke“ Wendung fundieren sollte: „Es geht ein Zug nach ideologischer Vertiefung und besserer wissenschaftlicher Fundierung des Klassenkampfes durch das deutsche Proletariat. Die Massen erkennen instinktiv die Bedeutung des Zusammenhanges von revolutionärer Theorie und Praxis. In der Praxis von der Bourgeoisie geschlagen, suchen sie nach einer besseren revolutionären Theorie, als die vergangene es war. Unklar, wie diese Tendenz noch zum Ausdruck kommt, bezieht sie sich zunächst auf die Abgrenzung von der gesamtbürgerlichen Ideologie und den Versuch der Gewinnung einer proletarischen Weltanschauung“.¹⁵³

Als Beleg für diesen „Radikalisierungsprozeß“ wurde in diesem Zusammenhang der 1927 erzielte Wahlsieg der Berliner Kommunisten im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung angeführt. Bei diesen Neuwahlen der 20 Berliner Unterbezirksleitungen und der Delegierten für die Groß-Berliner Bezirksleitung errang die kommunistische Opposition, die bis zu diesem Zeitpunkt nur eine schwache Mehrheit in Berlin hatte, einen klaren Sieg. Da der Verband allein in dieser Stadt ca. 225 000 Mitglieder zählte, geriet damit auch die sozialdemokratische Mehrheit in der Leitung des Freidenkerverbandes ins Wanken.¹⁵⁴ Auf die Vorgän-

tionale, Jg. 7 (1924), S.633-638; ferner ders., Der Wahlerfolg der Zentrumsparlei. Seine Gründe, seine Lehren, in: Die Internationale, Jg. 12 (1929), S.753-756; vgl. ferner: Hermann Mulert, Konfession und politische Parteistellung in Deutschland, in: Zeitschrift für Politik, Jg. 21 (1932), S. 334-345; Erhard Blankenburg, Kirchliche Bindung und Wahlverhalten, Olten und Freiburg im Breisgau 1967, bes. S.139 ff; Günter Plum, Gesellschaftsstruktur . . . , S.31ff.

148 Peter Maslowski, Freidenkermethoden und Kampf gegen die Zentrumsparlei. Zur Einheitsfronttaktik, in: Die Internationale, Jg. 10 (1927), S.430-434.

149 Das preußische Konkordat von 1929 interpretiert Maslowski als „keine für sich abgekapselte Kulturangelegenheit oder gar rein religiöse Frage, sondern als eine Begleiterscheinung und logische Ergänzung zur gesamten imperialistischen Politik der deutschen Bourgeoisie . . . das Konkordat steht gleichermaßen im Zusammenhang mit den besonderen Herrschaftsmethoden der imperialistischen Bourgeoisie gegen das Proletariat, besonders aber mit dem Grundzug des über die Koalitionspolitik, die kapitalistische Staatsbejahung hinweg sich entwickelnden Sozialfaschismus.“ Peter Maslowski, Zum preußischen Konkordat, in: Die Internationale, Jg. 12 (1929), S.457-461, hier S.459.

150 Peter Maslowski, Freidenkermethoden . . . , S. 430.

151 Ebd.

152 A.a.O., S. 433, Hervorhebung im Original; vgl. auch Maslowskis Referat auf dem III. Kongreß der IPF, Protokoll III. Kongreß . . . , S. 156f.

154 Vgl. Der Syndikalist, Jg. 9 (1927), Nr. 19; vgl. auch: Zentrumssozialisten oder Opposition?, Berlin 1928, S. 6.

ge seit der Berliner Wahl 1927¹⁵⁵ soll etwas näher eingegangen werden, da sie den Prozeß der Spaltung der Freidenkerbewegung zu parteipolitisch gebundenen Organisationen einleiteten. Die Konflikte zwischen den konkurrierenden parteipolitischen Richtungen in der Freidenkerbewegung datierten zwar bereits seit 1924/25,¹⁵⁶ doch erst mit den in den Berliner Wahlen ihren Ausdruck findenden, teilweise erfolgreichen Bemühungen der KPD um einen bestimmenden Einfluß in der Arbeiterkulturbewegung erlangten die internen Auseinandersetzungen jene Schärfe, die die Existenz der überparteilichen Arbeiterorganisationen grundsätzlich in Frage stellte. Nachdem die für die Sozialdemokratie so deprimierende Wahl bereits vom Vorstand des Freidenkerverbandes für gültig erklärt worden war, wurde sie vom Vorsitzenden Max Sievers angefochten, um sie nach einem anderen Wahlmodus zu wiederholen, der keine „Manipulationen“ durch die KPD zulassen sollte. In diesem Zusammenhang wurde auch eine Reihe von oppositionellen Kritikern an der sozialdemokratisch geführten Verbandsleitung aus der Organisation ausgeschlossen.¹⁵⁷

Während der langwierigen Verhandlungen über die Vereinigung der GpF mit dem Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung in den Jahren 1926/27 verfolgte die KPD eine widerspruchsvolle und unklare Taktik. Auf der einen Seite war sie an der Verschmelzung interessiert, da sie auf diese Weise in enge Berührung mit Arbeitern kam, die verschiedenen Aspekten der sozialdemokratischen Politik kritisch oder ablehnend gegenüberstanden. Bevor die politische Spaltung organisatorische Formen annahm, betonte dementsprechend die später in der KPD zusammengefaßte „rechte“ Fraktion der Kommunisten: „Ungleich günstiger als in den Gewerkschaften stand und steht uns Kommunisten in der Freidenkerbewegung ein Erfolg versprechendes Arbeitsfeld offen. Die in der Freidenkerbewegung organisierten Arbeitermassen sind von Hause aus ideologisch weiter entwickelt, als die in den Gewerkschaften versammelten Massen“.¹⁵⁸ Vor allem der auf dem „rechten“ Flügel der KPD stehende Hermann Duncker, der vor dem Ersten Weltkrieg führend in der sozialdemokratischen Bildungsbewegung tätig war und seit 1923 die Schulungsabteilung der Zentrale der KPD leitete, warb in der GpF für die Vereinigung mit dem Feuerbestattungsverein.¹⁵⁹ Auf der anderen Seite suchte die KPD die Vereinigung zu verzögern und zu hintertreiben, da sie in dem neuen Verband mit Sicherheit nicht die dominierende Stellung haben würde wie in der alten GpF. So lehnte die KPD z.B. die von der Satzungskommission einstimmig gefaßten Beschlüsse über die neue Organisation ab, obgleich daran auch kommunistische Vertreter mitgewirkt hatten; mit fingierten Verträgen und ähnlichen Täuschungsmanövern versuchte die Partei im nach-

155 Zu den Einzelheiten vgl. *Der Syndikalist*, Jg. 9 (1927), Nr. 19, und: Sozialdemokratische Wirtschaft im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung, in: *Der Syndikalist*, Jg. 9 (1927), Nr. 51; ferner: Die proletarische Freidenkerbewegung am Scheidewege. Hrsg. von der Zentralstelle proletarischer Freidenkerverbände, Berlin 1930, S. 20; in der Dokumentation: *Unsere Arbeit* . . ., S. 70, werden die Konflikte zwischen den kommunistisch und sozialdemokratisch orientierten Freidenkern aus sozialdemokratischer Perspektive dargestellt. In dieser Dokumentation wurde u.a. behauptet, ein und derselbe Personenkreis hätte in verschiedenen Stadtbezirken bei den Wahlen zugunsten der KPD gestimmt und auf diese Weise den Wahlausgang verfälscht. Zu diesen Manipulationen habe die KPD Arbeitslose durch finanzielle Zuwendungen 'eingekauft'.

156 Seit 1925 beteiligte sich z.B. die KPD über ihre Nebenorganisationen „Roter Frontkämpferbund“, „Roter Frauen- und Mädchenbund“, „Rote Hilfe“ u.a. an der Arbeit der Berliner freigeistigen Arbeitsgemeinschaft; diese Organisationen verlangten in der Arbeitsgemeinschaft ein Stimmrecht. Vgl. *Unsere Arbeit* . . ., S. 70.

157 Zur Rechtfertigung dieser Ausschlüsse aus sozialdemokratischer Perspektive vgl. *Unsere Arbeit* . . ., S. 70 ff.; vgl. hingegen: *Zentrumssozialisten* . . ., S. 10 ff.

158 *Unsere Arbeit im Freidenker-Verband*, in: *Gegen den Strom*, Jg. 2 (1929), Nr. 1, vom 5. Januar.

159 Ebd.; zur Biographie Hermann Duncckers vgl. Hermann Weber, *Die Wandlung des deutschen Kommunismus* . . ., Bd. 2, S. 99f.

hinein, eine nicht vereinbarte Übernahme von Angestellten der GpF in die neue Organisation zu erzwingen.¹⁶⁰

Der III. Kongreß der IPF 1928

Diese zwiespältige Haltung der KPD zur Freidenkerorganisation spiegelte auch der III. Kongreß der IPF im Jahre 1928 in Köln wider. Auf diesem Kongreß, an dem auch eine Reihe von Repräsentanten sozialistischer und kommunistischer Arbeiterorganisationen teilnahmen und der zugleich den äußeren Höhepunkt in der Entwicklung des organisierten sozialistischen Freidenkertums markierte, wurde zum letzten Mal die „*Einheitsfront des Proletariats*“¹⁶¹ im Rahmen der internationalen sozialistischen Freidenkerbewegung demonstriert. Der IV. Kongreß der IPF 1931 in Tetschen-Bodenbach, dem heutigen Děčín in der ČSSR, vollzog die endgültige Spaltung in eine sozialistische und kommunistische IPF.¹⁶² Der geschickten Verhandlungsführung des Austromarxisten Hartwig auf dem III. Kongreß in Köln gelang teilweise die Ausklammerung heikler politischer Themen; wiederholt blockte Hartwig größere politische Auseinandersetzungen ab, etwa über die Frage des kollektiven Beitritts zur kommunistisch geführten „Internationalen Arbeiterhilfe“ (IAH) oder die Einschätzung der Entwicklungen in der UdSSR, da „die IPF nur Streitigkeiten im Rahmen des Freidenkertums“ behandeln könne.¹⁶³

Entgegen den Beschwichtigungsversuchen Hartwigs betonte Maslowski, der das Korreferat zu Sievers übernommen hatte, daß das proletarische Freidenkertum keine Neutralität in der Politik kenne.¹⁶⁴ Maslowski wandte sich u.a. insbesondere gegen den Versuch der deutschen Verbandsleitung, „den linken Flügel der deutschen Freidenkerbewegung herabzuwürdigen auf das Niveau eines nutzlosen Gezänks, wo es sich gar nicht um grundsätzliche Dinge handelt, sondern nur um eine Art Oppositionssport mit völlig negativer Tendenz“.¹⁶⁵ Im Zusammenhang der von der KPD behaupteten allgemeinen „Linksentwicklung“ des Proletariats sei das proletarische Freidenkertum „nichts anderes als die ideologische Begleitscheinung der proletarischen Revolution“.¹⁶⁶ Das Freidenkertum entwickle sich vom proletarischen zum revolutionären, die 'zum Sieg' berufene Opposition im deutschen Verband verkörpere diese Tendenz. Demgegenüber scheue die Verbandsleitung vor einer grundsätzlichen Kritik der Sozialdemokratie im „Zeitalter von Konkordat und Schulgesetz“¹⁶⁷ zurück. Eine Spaltung der Organisation lehnte Maslowski nachdrücklich und prinzipiell ab: „Aber wie auch immer eine rechtsstehende Verbandsleitung den Freidenkerinteressen zuwiderhandeln mag, wir werden in keinem Augenblick, das möchte ich in aller Feierlichkeit im Namen der deut-

160 Unsere Arbeit . . . , S. 63ff, S. 67ff und S. 70ff. In dieser Quelle werden noch ähnliche arglistige Täuschungsmanöver der KPD aufgelistet, die auch zum Ausschluß von Kommunisten durch die sozialdemokratisch geführte neue Verbandsleitung führten. Alle in diesem Zusammenhang geführten gerichtlichen Auseinandersetzungen wurden zugunsten der Verbandsleitung entschieden. Vgl. hingegen Ernst Rieger, Sozialdemokratische Wirtschaft im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung, in: Der Syndikalist, Jg. 9 (1927), Nr. 51.

161 So der Vorsitzende der IPF, Theodor Hartwig, in: Protokoll III. Kongreß . . . , S.11, Hervorhebung im Original.

162 Vgl. hierzu Anm. 53.

163 Protokoll III. Kongreß . . . , S.155; vgl. auch Hartwigs Schlichtungsversuche, in: a.a.O., S.13, S.15, S. 171, S. 174 und S. 200.

164 A.a.O., S.164.

165 A.a.O., S.168.

166 Ebd.

167 A.a.O., S.164; eine knappe Zusammenfassung der Diskussion auf dem Kölner Kongreß aus kommunistischer Perspektive enthält der Artikel von Peter Maslowski, Proletarische Freidenkerbewegung ..., S.84-88.

schen Opposition erklären, uns von der Linie der aktiven Freidenkerarbeit . . . und . . . des proletarischen Kampfes gegen die Kulturreaktion abdrängen lassen. Wir werden erst recht bestrebt sein, durch praktische Arbeit zu beweisen, wie ernst wir das proletarische Freidenkertum nehmen. Weder ist uns in Vergangenheit noch wird uns in Zukunft im entferntesten der Gedanke kommen, uns durch Ausnahmebestimmungen gegen die Linken zu einer Spaltung des Verbandes provozieren zu lassen. Ganz im Gegenteil. Wir stehen auf alle Fälle zur Einheit des einen großen Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung in Deutschland. Wir verurteilen auch, soweit wir frühere GpF-Anhänger sein mögen, auf alle Fälle jede Splitterbewegung außerhalb dieses einen großen Verbandes.“¹⁶⁸ Diese grundsätzliche Festlegung würde aber die Kommunisten nicht daran hindern, ihre Ansichten und Positionen in „ebenso sachlicher wie grundsätzlich entschiedener und darum rücksichtsloser Form“¹⁶⁹ vorzutragen. Auch wollten sie nicht leugnen, „daß wir den Freidenkerverband in Deutschland für unsere revolutionäre Theorie und Praxis erobern wollen“.¹⁷⁰

Obwohl die deutsche Verbandsleitung von den 20 ihr zuerteilten Delegiertenstimmen keine einzige der Opposition überließ, wurde auf dem internationalen Kongreß eine linke Resolution angenommen, die eine Verurteilung der antibolschewistischen Haltung enthielt, die in der Ablehnung der „Antimperialistischen Liga“, der Rußlanddelegationen, der „Roten Hilfe“ und der Befürwortung des Völkerbundes zum Ausdruck kam.¹⁷¹ Diese Resolution führte fast zur Spaltung des Kongresses. Die von sozialdemokratischer Seite geforderte Abtrennung der Freidenkerprobleme von allgemeinpolitischen Themen, die als Bedingung der Zusammenarbeit der politisch divergierenden Richtungen innerhalb der Organisation ausgegeben wurde, fand außerhalb der deutschen Delegation keine Zustimmung, zumal auch diese Forderung, die besonders von kommunistischer Seite strikt abgelehnt wurde, unrealistisch war.¹⁷²

In seinem späteren Bericht über den Kölner Kongreß erwähnte Maslowski das von ihm vorgebrachte grundsätzliche Bekenntnis zur Einheit der Bewegung, das auch unter „Ausnahmebestimmungen gegen die Linken“ gelten sollte, nicht.¹⁷³ Der von ihm bereits auf diesem Kongreß vorgebrachte Gedanke, die Linke in der Freidenkerbewegung verkörpere die allgemeine Tendenz der Entwicklung vom proletarischen zum revolutionären Freidenkertum, rückte nun in den Mittelpunkt. Die „Stimmung der Massen“ rechtfertigte zugleich auch die neue Taktik der KPD in der Kulturorganisation: „Daß aber die kommunistischen, das heißt marxistischen Argumente auf so fruchtbaren Boden fallen konnten, liegt nicht so sehr daran, daß die reformistischen Führer rein theoretisch geschlagen wurden, sondern daran, daß hinter dem Ganzen große Massen proletarischer Freidenker stehen, die, ungeklärt noch und gefühlsmäßig, mit aller Gewalt in der Richtung der *Linksentwicklung* vorwärts drängen“.¹⁷⁴ Die spätere Begründung der Spaltung der Organisation wurde an dieser Stelle bereits vorweggenommen: „Es besteht tatsächlich ein arges Mißverhältnis zwischen der Stimmung und der Einstellung der Masse der Freidenker und der reformistisch-sozialdemokratischen Führung.

168 Protokoll III. Kongreß . . . , S.170.

169 Ebd.

170 Ebd.

171 Protokoll III. Kongreß . . . , S. 197 ff; Inprekorr, Jg. 8 (1928), Nr. 4, S.80 ff; Unsere Arbeit . . . , S.40.

172 Zur parteipolitischen „Neutralität“ bemerkt der Franziskanerpater Zyrill Fischer, der sich wiederholt in kenntnisreicher Weise mit der Freidenkerbewegung auseinandergesetzt hatte: „Die Kommunisten sind die enfants terribles in der IPF, da sie dieselbe für ihre parteipolitischen Bestrebungen ausnützen wollen, während die Freidenkersozialisten die IPF „neutral“ haben wollen, d.h. sozialistisch.“ Vgl. Zyrill Fischer, Die proletarischen Freidenker . . . , S. 65.

173 Peter Maslowski, Proletarische Freidenkerbewegung . . . , S. 84-88; ebensowenig ist diese grundsätzliche Aussage in dem Bericht in der Inprekorr (vgl. Anm. 171) enthalten.

174 Peter Maslowski, Proletarische Freidenkerbewegung . . . , S.86, Hervorhebung im Original.

Diese Führung kann der Entwicklung der Massen von unten nicht mehr freiesten Betätigungsraum gewähren, weil sie sonst über kurz oder lang hinweggefegt werden muß. Nur so ist es zu erklären, warum wir im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung immer wieder eine *Vergewaltigung der Demokratie* innerhalb des Verbandes durch die Instanzen erleben, Nichtanerkennung ordnungsgemäß vollzogener Wahlen, Sprengung von Konferenzen, die durch demokratische Wahlen zustande gekommen sind, Unterbindung jeder kulturpolitischen Tätigkeit für linke Freidenker durch Absagen vorgesehener Versammlungen und Veranstaltungen, durch Entzug der finanziellen Mittel für die Agitationstätigkeit usw. ...¹⁷⁵ Die Unterbindung bzw. Unterdrückung kommunistischer Arbeit durch die sozialdemokratische Führung innerhalb der Freidenkerbewegung, die Maslowski hier hervorhebt, stellte allerdings keine 'neue Qualität' in der Politik der Sozialdemokratie zur Abwehr der kommunistischen Konkurrenz dar. Gleichwohl dienten diese Repressionen der sozialdemokratischen Führung seit 1928 nun der KPD als Anlaß zur Spaltung der Organisation, da die Führung „der Entwicklung der Massen von unten nicht mehr freiesten Betätigungsraum gewähren“ könne. Bei dieser fragwürdigen Argumentation bleibt jedoch unerörtert, weshalb „die Massen“ in der Freidenkerbewegung bis dahin hinter der sozialdemokratischen Führung gestanden haben. Der 1931 konstituierte kommunistische Freidenkerverband, von dem noch die Rede sein wird, erreichte nach intensiven Werbekampagnen lediglich nur etwa 100 000 Mitglieder gegenüber den mehr als 500 000 der sozialdemokratischen Organisation. Im Gefolge der „ultralinken Wendung“ der Kommunistischen Internationale und der KPD ab 1928 spaltete sich nicht nur vom ADGB eine „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition“ (RGO) ab,¹⁷⁶ auch in nahezu allen anderen Arbeiterorganisationen (Sportverbänden, Sängervereinigungen etc.) führte diese Politik zum offenen Bruch, mit dem Ziel, neue, parteipolitisch homogene Organisationen zu schaffen. Diese unzweifelhaft „von oben“ her eingeleiteten politischen Spaltungen wurden von den politisch organisierten Arbeitern entsprechend nachvollzogen. In der Freidenkerbewegung setzte die Spaltung Ende 1928 im Bezirk Hagen ein. Dieser Bezirk, der ca. 16 000 Mitglieder umfaßte, war überwiegend „oppositionell“, d.h. kommunistisch eingestellt. Anlaß zur Spaltung waren Pressionen und Ausschlüsse der sozialdemokratischen Verbandsleitung, die sich der agilen kommunistischen Opposition entledigen wollte.¹⁷⁷ Der Versuch des Aufbaus eines oppositionellen Vereins scheiterte bald. — Im Frühjahr 1929 sollte die kommunistisch geführte Bezirksleitung von Westthüringen abgesetzt werden;¹⁷⁸ gegen die Mitglieder der Bezirksleitung wurden Ausschlußverfahren eröffnet.¹⁷⁹ Im Sommer 1929 wurde von der KPD in Westthüringen eine „Vereinigung oppositioneller Freidenker e.V.“ ins Leben gerufen, die Parteipresse forderte die bisherigen Mitglieder im Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung zum Übertritt auf.¹⁸⁰ Während der

175 Ebd., Hervorhebung im Original.

176 Zur RGO vgl. Steffen Lehnendorff, Wie kam es zur RGO? Probleme der Gewerkschaftsentwicklung in der Weimarer Republik von 1927 bis 1929, Frankfurt/M. 1975; József Wieszt, Zur Politik der KPD 1928-1932 unter besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den reformistischen Gewerkschaften, Phil. Diss., Frankfurt/M. 1976.

177 Die Darstellung der Spaltung des Verbandes stützt sich im wesentlichen auf Berichte des Organs der „rechten“ Fraktion der deutschen Kommunisten, der KPO. Die KPO wollte entsprechend ihrer Einheitsfrontkonzeption eine Aufsplitterung der Arbeiterorganisationen nach parteipolitischen Richtungen vermeiden. Vgl. Die Spaltung im Freidenker-Verband. Bezirk Hagen, in: Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 2; Aus der Freidenkerbewegung, in: a.a.O., Nr. 8, S. 8; Spaltung im Thüringer Freidenkerverband, in: a.a.O., Nr. 25, S. 12.

178 A.a.O., Nr. 25, S. 12.

179 Zur Darstellung dieser Vorgänge aus kommunistischer Sicht vgl. Der Parteiarbeiter, Jg. 7 (1929), S. 281f.

180 Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 29, S. 12; Nach kommunistischer Darstellung (vgl. Anm. 179) war die Spaltung Resultat eines breiten Abwehrkampfes der Mitglieder gegen die Diktatur des Vorstandes.

frühere, unter kommunistischer Führung stehende Bezirk Westthüringen etwa 30 000 Mitglieder zählte, traten in den neuen Verband lediglich 8 000 über;¹⁸¹ von den 5 000 Mitgliedern in Jena vollzogen 1 400 die Spaltung, in Erfurt von 900 lediglich 250.¹⁸² Ähnliche Vorgänge werden aus dem ebenfalls kommunistisch geführten Bezirk Württemberg¹⁸³ und aus Berlin berichtet.¹⁸⁴ Die Sorge vor dem Verlust der durch langjährige Mitgliedschaft im alten Verband erworbenen Rechte und Anwartschaften hielt dabei sicherlich auch manche auf kommunistischer Seite stehenden Freidenker vom Übertritt zurück.

Begründet wurde der Spaltungskurs mit den Argumenten: „Das organisatorische und ideologische Verwachsen der Sozialdemokratie mit dem Trustkapital und Wirtschaftsapparat hat in Deutschland rasende Fortschritte gemacht und bereits einen solchen Grad erreicht, daß für die revolutionäre Opposition innerhalb des Freidenkerverbandes jeder ernste Kampf gegen die Kulturreaktion und den Kulturreformismus und damit die Arbeit unter den Massen und die Mobilisierung breiter Massen durch den Verband fast zur Unmöglichkeit geworden ist . . . Die Opposition zieht aus dieser Tatsache die Konsequenz und setzt den Sozialfaschisten schärfere ideologische und organisatorische Kampfmethoden“ entgegen.¹⁸⁵ Diese und andere Vorfälle berührten auch das Umfeld der proletarischen Freidenkerbewegung: In Berlin wurde der kommunistisch geführte Vorstand der „Freien Lehrgewerkschaft Deutschlands“ von dessen sozialdemokratischem Vorstand ausgeschlossen.¹⁸⁶ Die sich erst recht zaghaft entwickelnde gewerkschaftliche Lehrerbewegung – in Berlin zählte die Organisation nur ca. 200 Mitglieder – wurde damit empfindlich getroffen. Die ausgeschlossenen kommunistischen Lehrer versammelten sich in einer „marxistischen Arbeitsgemeinschaft“, sie benannte sich später um in „Arbeitsgemeinschaft für marxistische Pädagogik“. Das Tätigkeitsfeld dieser Organisation war weitgehend auf Berlin beschränkt.¹⁸⁷ – Der erst 1927 geschaffene „Reichsverband für dissidentische Fürsorge“ geriet ebenfalls in den Sog der Auflösung der Einheit der Freidenkerbewegung. Dem Reichsverband gehörten bislang u.a. die Freidenkerorganisationen, die Freien Schulgesellschaften, die Freigeistige Gemeinschaft und eine Reihe von Einzelpersonlichkeiten an. Er hatte sich die Betreuung der Konfessionslosen und vor allem der konfessionslosen Jugendlichen zur Aufgabe gestellt (Jugendgerichtshilfe, Übernahme von Pflugesellschaften, Fürsorgeeinrichtungen etc.) und trat damit in Konkurrenz zu entsprechenden konfessionsgebundenen Einrichtungen und der Arbeiterwohlfahrt. Als kommunistische Vertreter auf der ersten Reichskonferenz dieses Verbands eine Mehrheit erlangten und diese zur Unterstützung der kommunistischen Kulturpolitik einsetzen wollten, traten einige der angeschlossenen Organisationen aus, so z.B. der Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung. Die Arbeit des Reichsverbands für dissidentische Fürsorge, die von finanziellen Zuwendungen durch die angeschlossenen Organisationen abhängig war, kam damit nahezu zum Erliegen.¹⁸⁸

181 Nach kommunistischer Schätzung sollten etwa 2/3 der alten Mitglieder im neuen Verein zusammengehalten werden, die Verluste würden durch Neueintritte wettgemacht werden. Vgl. Der Parteiarbeiter, Jg. 7 (1929), S.281ff.

182 Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 33, S. 14.

183 A.a.O., Nr. 38, S.15.

184 A.a.O., Nr. 46, S.13; vgl. auch Der Parteiarbeiter, Jg. 7 (1929), S. 94ff.

185 Richtlinien für die Arbeit der revolutionären Freidenkeropposition, zit. nach: Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 36, S.13; vgl. auch der Parteiarbeiter, Jg. 6 (1928), S. 12.

186 Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 26, S.12.

187 Vgl. StA Bremen 4,65 – II A 12 b 21, IfA-Reichsbericht, S. 13.

188 Vgl. hierzu: Proletarische Sozialpolitik 1931, S. 221 ff; Gegen den Strom, Jg. 2 (1929), Nr. 26, S.13; Unsere Arbeit . . ., S. 40; Carl Schweitzer und Walter Küneth, Freidenkertum und Kirche. Ein Handbuch, Berlin 1932, S.263 ff; Protokoll des 1. Reichskongresses des Verbandes proletarischer Freidenker am 13./14. März 1931 in Leipzig, Berlin 1931, S.45 f. und S.105ff; Proletarische Freidenkerstimme, Jg. 3 (1930), Nr. 11 und Jg. 4 (1931), Nr. 1.

Diese Beispiele, die noch vermehrt werden könnten, verdeutlichen, daß mit der organisatorischen Spaltung nicht nur eine Schwächung der Freidenkerbewegung verknüpft war, sondern daß sich diese Polarisierung an den Randgebieten der Freidenkerbewegung fortsetzte, sich gleichsam in Bereichen ausbreitete, die mit den kulturpolitischen Zielsetzungen des Freidenkertums in spezifischen Aspekten verbunden waren. Die Spaltung verhinderte weiterhin, daß die kommunistische Opposition, auf deren neuen Verband abschließend eingegangen wird, die oben dargelegten Spannungen zwischen Sozialdemokratie und Freidenkerbewegung erfolgreich in ihrem Sinne nutzen konnte. Sie agierte vielmehr außerhalb dieser Konflikte, da sie jene Auseinandersetzungen zwischen linken und rechten Gruppen der SPD als „Täuschungsmanöver“ zur Integrierung unzufriedenen Potentials innerhalb der Sozialdemokratie interpretierte¹⁸⁹ und sich von daher nicht in der Lage sah, Bündnisse über gemeinsame kulturpolitische Zielsetzungen zu schließen.

Der Verband proletarischer Freidenker Deutschlands (VpFD)

Die abgespaltenen kommunistischen Freidenkergruppen wurden zunächst in einer „Zentralstelle proletarischer Freidenkerverbände“ zusammengefaßt.¹⁹⁰ Auf dem ersten Reichskongreß des VpFD am 13. und 14. März 1931¹⁹¹ waren die kommunistischen Freidenker entgegen der Konzeption der „Einheitsfront von unten“ schließlich unter sich; Grüße wurden dem Kongreß nur von Vertretern kommunistischer Verbände, der RGO, dem „Kampfbund gegen Faschismus“, der „Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur“ (IfA), der Roten Hilfe (RH) und der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) überbracht. Das Hauptreferat hielt Hans Meins, der Generalsekretär der kommunistischen IPF.¹⁹² Der Verband hatte 1930 ca. 80 000 Mitglieder, davon 25 000 in Rheinland-Westfalen, 20 000 in Thüringen, 15 000 in Leipzig-Halle und 12 000 in Berlin mit Hamburg-Altona.¹⁹³ 1931 umfaßte der VpFD 120 000 Mitglieder¹⁹⁴ und zum Zeitpunkt seines Verbots im Mai 1932 angeblich 170 000.¹⁹⁵ Die angegebenen Daten zur Mitgliedsentwicklung bedürfen in zweifacher Hinsicht einer erläuternden Einschränkung bzw. Erweiterung: Auf der einen Seite darf das vergleichsweise rasche Wachstum des kommunistischen Verbandes nicht überinterpretiert werden, da die Mitgliedschaft in den Neben- oder Massenorganisationen für einen Kommunisten gleichsam obligatorisch war, die beträchtliche Fluktuation innerhalb der KPD schlug entsprechend auch voll auf ihre Nebenorganisationen durch; andererseits entfalteten aber gerade die kommunistischen Freidenker eine recht betriebsame und teilweise auch recht rüde Agitation gegen die Religionsgemeinschaften und deren Einrichtungen, was zu einer Vielzahl von „Gotteslästerungsprozessen“ führte.¹⁹⁶

Die Zentren des Verbands proletarischer Freidenker waren mit denen der früheren Gemeinschaft proletarischer Freidenker weitgehend identisch. Von daher liegt die Vermutung nahe, daß sich die frühere überparteiliche GpF in mehrere politische Richtungen gespalten hatte: der sozialdemokratische Teil der GpF verblieb im Deutschen Freidenker-Verband, anarchi-

189 Freidenkerbewegung am Scheidewege . . . ; zur Einsetzung der Freidenker für die Parteiarbeit der KPD vgl. Der Parteiarbeiter, Jg. 8 (1930), S. 267 ff.

190 Vgl. Inprekorr, Jg. 10 (1930), Nr. 23, S. 554.

191 Vgl. Protokoll des 1. Reichskongresses . . .

192 Vgl. a.a.O., und Inprekorr, Jg. 11 (1931), Nr. 25, S. 698 und Nr. 27, S. 743.

193 Freidenkerbewegung am Scheidewege . . . , S. 28.

194 StA Bremen, Reichsbericht der IfA, S. 35.

195 Inprekorr, Jg. 12 (1932), Nr. 37, S. 1127.

196 Reichhaltiges Material hierzu ist vorhanden im HStA Düsseldorf, Reg. Düsseldorf Nr. 30649; Materialien zur Einschränkung bzw. Unterdrückung der kommunistischen Freidenkeraktivität durch staatliche Gewaltorgane sind vorhanden im HStA Düsseldorf, Reg. Düsseldorf 30 656a.

stische und syndikalistische Reste der GpF fristeten eine Kümmerexistenz¹⁹⁷ und die der KPD nahestehenden Freidenker sammelten sich im Verband proletarischer Freidenker – anstatt in den „gegnerischen Organisationen“ die ständig geforderte „Fraktionsarbeit“ zu leisten. In dieser organisatorischen Aufsplitterung eines der zentralen Zweige der Arbeiterkulturbewegung nach parteipolitischen Richtungen in der Weltwirtschaftskrise kommt paradigmatisch die Auflösung der Arbeiterkulturbewegung zum Ausdruck. Bezugspunkt war nicht mehr das gemeinsame, als emanzipatorisch verstandene Interesse an der Bekämpfung der Kirche als der bedeutendsten ideologischen Gegnerin der Arbeiterbewegung. Freidenkerarbeit wurde – vor allem in der KPD – zur Parteiarbeit.¹⁹⁸ Während der antikirchliche Kampf der sozialdemokratischen Freidenker nach kommunistischer Auffassung insgesamt merklich nachgelassen hatte,¹⁹⁹ versuchte die KPD, den ursprünglichen Impetus der Freidenkerbewegung mit spezifisch kommunistischen Zielsetzungen zu verbinden. Die kommunistischen Freidenker-Vereine sollten der „Sievers-Bürokratie [d.h. dem sozialdemokratischen Verein] neue Massen von Arbeitern . . . entreißen“.²⁰⁰ Als wichtigste Aufgaben der im VpFD versammelten Freidenker wurde der Kampf gegen die Papstencyklika *Casti connubii*²⁰¹ bezeichnet, die Entfaltung einer Protestbewegung²⁰² gegen den Paragraphen 218, die Durchführung von kollektiven Kirchenaustritten, zu denen die in den kommunistischen Organisationen seit 1929 üblich gewordenen quantifizierten Ziele aufgestellt wurden: Bis zum November 1931 sollten 100 000 Arbeiter zum Kirchenaustritt veranlaßt werden.²⁰³ Anknüpfungspunkt sollte dabei nicht mehr die Feuerbestattung sein, die ursprünglich einen finanziellen Anreiz zum Beitritt zur Freidenkerbewegung darstellte.²⁰⁴ Sowohl die Anarchosyndikalisten als auch die KPD bezeichneten den sozialdemokratischen Feuerbestattungsverband als einen kapitalistischen Prinzipien verpflichteten „Schmorverein“. „Die technisch-organisatorischen und finanziellen Fragen der Feuerbestattung“ sollten zurücktreten „hinter die entscheidende welthistorische Aufgabe des Kampfes gegen die Kirche, Wendung zur Massenarbeit . . . Als wichtigste Aufgabe steht vor den revolutionären Freidenkern die Organisation einer Millionenmobilisierung der Arbeiter gegen den internationalen Kreuzzug des Papstes, gegen die imperialistischen Interventionen gegen die Sowjetunion“.²⁰⁵ Der Reichskongreß der 1929 gegründeten kommunistischen „Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur“ stellte bereits 1931 fest, daß diese große Aufgabe den kommunistischen Freidenkern noch nicht gelungen sei und monierte, die kommunistischen Freidenker hätten es

197 Die frühere GpF hatte die Vereinigung mit dem Berliner Feuerbestattungsverein nur teilweise vollzogen; um den anarchosyndikalistischen Rest der die Vereinigung ablehnenden GpF warb die KPD in der Folgezeit mit einem gewissen Erfolg. Vgl. Willi Schubring, Die Gemeinschaft proletarischer Freidenker und wir, in: Proletarische Freidenkerstimme, Jg. 3 (1930), H. 5; ders.: Die Gemeinschaft proletarischer Freidenker und wir, in: a.a.O., Jg. 4 (1931), H. 3; Aus der GpF, in: a.a.O., Jg. 5 (1932), H. 3.

198 Einzelheiten hierzu enthält eine Denkschrift der Polizei, die den Nachweis zu führen beabsichtigte, der VpFD sei eine Unterorganisation der KPD; vgl. Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam, Nachlaß Albert Grzesinski, Nr. 1449.

199 Vgl. hierzu die in Anm. 191 und 193 genannten Quellen.

200 StA Bremen 4,65 – II A 12 b, Reichsbericht der IfA, S. 11.

201 Vgl. Johannes Karl König, Mit Kreuz und Schwert gegen den Bolschewismus, Berlin 1930.

202 Der Gedanke des *Inszenierens* einer Protestbewegung zeigt den voluntaristischen Charakter der kommunistischen Politik. Die verbreitete resignative Stimmung in der Arbeiterklasse in der Frage des Paragraphen 218 sollte durch das kämpferische Auftreten der Kommunisten aufgehoben werden.

203 StA Bremen 4,65 – II A 12 b 21, Reichsbericht der IfA, S. 36; vgl. auch Proletarische Freidenkerstimme, Jg. 4 (1931), Nr. 1.

204 Vgl. die Aufgaben der IfA und der ihr angeschlossenen Organisationen. Beschlossen auf der 1. Reichstagung der proletarischen Kulturorganisation, in: IfA-Rundschau, Jg. 2 (1930), H. 1, S. 4.

205 Ebd.; vgl. auch Horst Fröhlich, (Fröhlich war ein leitender Funktionär der kommunistischen Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur), Die Wendung in der Freidenkerarbeit . . . , S. 434 f.

bislang nicht geschafft, „einen tiefen Einbruch in das Lager des Mittelstandes, der Intellektuellen und der Bauern zu machen . . . Versagt haben die Freidenker bei der Führung der Arbeit unter den Frauen, Jugendlichen sowie in der Gewinnung der Kinder.“²⁰⁶ Wesentlich schärfer noch kritisierte die Exekutive der kommunistischen IPF die Arbeit des kommunistischen Freidenkerverbandes: „Es gelang nicht, breite Massen der deutschen Werktätigen unter der Führung des VpFD zum aktiven antikirchlichen Kampf zu mobilisieren, die Kirchenaus trittsbewegung zu einer organisierten Massenbewegung zu entfalten und die aus der Kirche Ausgetretenen für die proletarische Freidenkerbewegung zu gewinnen . . . Infolgedessen macht die Mitgliederzunahme des VpFD viel zu langsame Fortschritte . . . Trotz der außerordentlich günstigen Voraussetzungen wurde die Fraktions- und Oppositionsarbeit im Deutschen Freidenkerverband, der immer noch eine halbe Million Mitglieder zählt, fast restlos liquidiert. . . . Die Proletarische Freidenkerstimme [das Organ der VpFD] ist fast ausschließlich Mitgliederorgan geworden. Sie wirkt kaum noch außerhalb des Rahmens der Organisation unter den Werktätigen als Massenzeitung. Der Inhalt der Proletarischen Freidenkerstimme entspricht allerdings auch nicht den Anforderungen eines Massenorgans. . . . Während die christlichen Jugend- und Frauenverbände Hunderttausende von Mitgliedern zählen, ist die Proletarische Freidenkerjugend heute noch eine kleine Organisation mit sektenhaftem Charakter. Die von der Exekutive festgestellten Mängel und Schwächen in der deutschen Sektion sind ein starker Hemmschuh in der Entfaltung des kulturpolitischen Klassenkampfes gegen den Faschismus.“²⁰⁷

Es kennzeichnet diese Kritik, daß sie die Ursachen der geringen Erfolge in dem ungenügenden Eifer und Einsatz der kommunistischen Freidenker sieht. Der eingengegte politische Bezugsrahmen und damit das begrenzte Bezugsfeld der kommunistischen Freidenkerorganisation nach der Spaltung wurde nicht in Rechnung gestellt. Hingegen konnte die frühere sozialistische Freidenkerbewegung durch die Breite der in ihr repräsentierten politischen Richtungen an die gesamte Arbeiterklasse und an eine interessierte Öffentlichkeit appellieren und eine entsprechend breite Resonanz finden.

Das Verbot²⁰⁸ der kommunistischen Freidenker am 3. Mai 1932 traf eine Organisation, die durch ihre politische Isolation die Voraussetzung zum Verbot wie zur Wirkungslosigkeit von Protesten und Widerstand gegen diese staatliche Repressalie schuf. Die Regierung Brüning begründete das Verbot mit dem Argument, das Verhalten der proletarischen Freidenker hätte die „Gewissensfreiheit“ bedroht, der Verband habe durch die Übertragung der bolschewistischen Gottlosenbewegung auf Deutschland die Beseitigung aller Religion und Sittlichkeit erstrebt. Das Verbot wurde seitens der KPD als „ein Teil der Kriegsvorbereitungen gegen die Sowjetunion“ interpretiert.²⁰⁹ Tatsächlich wurde gerade in der Aktivität der Freidenker und insbesondere der kommunistischen Kirchenaus trittskampagnen zur Zeit der Weltwirtschaftskrise ein bedeutsames systembedrohendes Moment seitens der bürgerlichen Öffentlichkeit und vor allem der großen Religionsgemeinschaften gesehen. Protestantische Wegbereiter des Nationalsozialismus urteilten über die kommunistische „Gottlosenbewegung“: „Ihren Kulminationspunkt findet die Bolschewisierung Deutschlands in der so ge-

206 StA Bremen 4,65 – II A 12 b 21, Reichsbericht der IfA, S. 36 f.; vgl. auch Fritz Ausländer, Der revolutionäre Freidenker im Schulkampf, in: IfA-Rundschau, Jg. 3 (1931), H. 1/2, S.13 f.

207 Proletarische Freidenkerstimme. Organ der Reichsopposition im „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung“ und der der „Zentralstelle proletarischer Freidenkerverbände“ angeschlossenen Organisationen, Berlin, Jg. 4 (1931), Nr. 7; „Offener Brief der Exekutive der IPF an alle revolutionären Freidenker Deutschlands“; vgl. auch Der Freidenker, Jg. 7 (1931), Nr. 11.

208 Der Text der Verbotsverordnung ist abgedruckt im Reichsgesetzblatt, Teil I, Nr. 26, vom 4. Mai 1932.

209 Inprekorr, Jg.12(1932), Nr. 37, S. 1127. Dieser Artikel behauptet, das Verbot habe den VpFD in einer raschen Aufwärtsentwicklung getroffen.

nannten 'Gottlosigkeit', die ... die bolschewistische Agitprop zu einem vollendeten System der seelischen Zermürbung des deutschen Volkes abgerundet hat".²¹⁰ Doch kann der sich in diesem Zitat manifestierende und häufig artikulierte Abscheu des bürgerlichen Lagers vor der schrillen proletarischen antikirchlichen Agitation nicht darüber hinwegtäuschen, daß die kirchenfeindlichen Aktionen nur noch Ausdruck einer hilflosen Position der radikalen Freidenker in der Phase des Niedergangs der Arbeiterkulturbewegung bereits vor der faschistischen Machtergreifung waren.

210 Adolf Ehrt und Julius Schweickert, *Entfesselung der Unterwelt* ..., S. 208 und passim; ähnliche Stimmen sind Legion, vgl. auch oben, Anm. 132.

MAX SIEVERS IN DER EMIGRATION 1933-1944

Von Jochen-Christoph Kaiser

Der "Deutsche Freidenker-Verband" (DFV), in der Weimarer Republik eine der zahlenmäßig stärksten Organisationen der Arbeiterbewegung, hat nach dem Kriege im öffentlich-politischen Bewußtsein unseres Landes keinen festen Platz mehr gefunden.¹ Auch der Mann, der als Sekretär und später Vorsitzender diesen Verband von 1922 bis 1933 nachhaltig prägte, Max Sievers, ist bis heute in weiten Kreisen unbekannt geblieben. Sievers hat Deutschland 1933 verlassen; im Exil arbeitete er in der sozialistischen Emigration an politischen Entwürfen für die Neugestaltung Deutschlands nach dem Ende des Dritten Reiches mit. Eine Erklärung dafür, warum Sievers in Vergessenheit geraten ist, mag die widerspruchsvolle Persönlichkeit ebenso berücksichtigen wie Sievers' Weigerung, sich auf eine bestimmte Richtung innerhalb der Arbeiterbewegung festlegen zu lassen. Außerdem übten marxistische Religionskritik und Freidenkertum nach 1945 keine große Anziehungskraft mehr aus. Einführende Hinweise auf die Biographie bis 1933 sind notwendig, um spätere Entscheidungen und Konzeptionen verstehbarer zu machen. Die Emigrationsforschung hat sich bislang kaum mit Sievers beschäftigt; sie ordnet ihn wegen seiner zeitweise intensiven Kontakte zu Wilhelm Sollmann, Otto Strasser und auch Wenzel Jaksch meist volkssozialistischen Strömungen zu und macht gelegentlich falsche Angaben, was die Fakten betrifft.² Die Frage nach den Quellen wirft Probleme auf, da die von Sievers herausgegebenen Zeitschriften³ kaum irgendwo vollständig vorliegen und einige der ungedruckten Zeugnisse – häufig Korre-

1 Vgl. den Aufsatz von Hartmann Wunderer in diesem Heft. Heute bestehen zwei Nachfolgeorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland: der DFV e.V., Sitz Dortmund und der DFV, Landesverband Berlin e.V.; die DDR untersagte nach dem Kriege eine Neugründung auf ihrem Territorium.

2 Werner Röder und Werner Link reihen ihn in die volkssozialistische Bewegung ein; vgl. Werner Röder, *Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940-1945* (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 58), 2. Aufl., Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 63 und S. 131. Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlaß von Friedrich Stampfer. Hrsg. von Erich Matthias, bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968, S. 234. Falsche biographische Details enthalten die Arbeiten von Wilhelm Sternfeld und Eva Tiedemann, *Deutsche Exil-Literatur 1933-1945. Eine Bio-Bibliographie*, Darmstadt 1962, S. 308; Kurt Grossmann, *Emigration. Geschichte der Hitlerflüchtlinge 1933-1945*, Frankfurt/M. 1969, S. 336. Joachim Radkau, *Das Elend deutscher Exilpolitik 1933-1945 als Spiegel von Defiziten politischer Kultur*, in: *Im Gegenstrom. Für Helmut Hirsch zum Siebzigsten*. Hrsg. von Horst Schallenger und Helmut Schrey, Wuppertal 1977, S. 105-146 und S. 118; Karl Retzlau [d.i. K. Gröhl], *Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1972, S. 408.

3 Zu den Standorten der Zeitschriften *Der Freidenker*, *Sievers-Korrespondenz* (SIKO) und *Freies Deutschland* vgl. Lieselotte Maas, *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933-1945*, Bd. 1, München 1976, S. 228f., S. 296 und S. 245-248.

spondenzen aus Nachlässen – erst seit kurzer Zeit allgemein zugänglich sind.⁴ Die Quellen vermitteln trotz Lücken einen hinreichenden Eindruck von Max Sievers und seinem Wirken abseits der bekannten Richtungen der sozialistischen Emigration, zu deren weiterer Erforschung diese biographische Skizze einen Beitrag leisten möchte.

I. Herkunft und Wirken bis 1933

Max Sievers wurde am 11. Juli 1887 in Berlin-Tempelhof geboren und wuchs in den bescheidenen Verhältnissen einer kinderreichen Arbeiterfamilie auf. Seine Eltern waren deshalb nicht in der Lage, ihm eine Berufsausbildung zu ermöglichen. Der für weite Teile der Arbeiterschaft vor dem Ersten Weltkrieg typische Drang nach Bildung und damit verbundenem beruflichen Weiterkommen ließ Sievers eine Abendschule besuchen, auf der seine kaufmännisch-organisatorische Begabung sich entwickeln konnte.⁵ In den Berliner Zeitungsverlagen Scherl und Ullstein gelang ihm der schwierige Sprung vom ungelernten Arbeiter zum Angestellten. Er trat 1910 in eine bekannte Autohandelsfirma ein, in der er rasch bis zum Prokuristen avancierte. Erst der Ausbruch des Krieges beendete abrupt die sich anbahnende bürgerliche Karriere.

Obwohl Sievers schon vor 1914 Mitglied der SPD geworden war,⁶ scheint das Kriegserlebnis seine politische Entwicklung in besonderem Maße geprägt zu haben. Er schloß sich – wohl schon vor den Novemberereignissen 1918 – der USPD an, die er nach dem Umsturz in Berlin-Neukölln als Stadtverordneter vertrat.⁷ Entscheidende politische Impulse empfing er von Ernst Däumig, dem Vorkämpfer der Rätebewegung, der ihn zum Mitredakteur der Wochenzeitung „Der Arbeiterrat“ machte. Von Nr. 34/1919 bis Nr. 45-46/1920 zeichnete er für die Zeitschrift verantwortlich.⁸ Sievers' erste eigene Beiträge beschränkten sich auf Probleme aus dem unmittelbaren Aufgabenbereich innerhalb der Neuköllner Partei,⁹ doch folgten bald Artikel über grundsätzliche Probleme der Rätebewegung. In der Kontroverse zwischen Wilhelm Koenen und Artur Crispian über die Funktion der Partei im Räte-System stand Sievers auf

4 Zu den wichtigsten Quellen zählt der Sollmann-Nachlaß, dessen Originale sich in der Peace Collection des Swarthmore College in Pennsylvania/USA befinden; seit Anfang 1977 ist der gesamte Bestand als Filmkopie im Historischen Archiv der Stadt Köln (HASK) einzusehen. Material für die Zeit bis 1922 enthält der Levi-Nachlaß im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn (AsD). – Erwähnt sei hier auch der Nachlaß von Paul Hertz im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam (IISG) und der Bestand R 58 (Reichssicherheitshauptamt) im Bundesarchiv Koblenz (BA). Schließlich sind noch die Prozeßakten der Verhandlungen gegen Sievers vor dem Volksgerichtshof (VGH) zu nennen; Restbestände liegen im Berlin Document Center (BDC). Die Quellenzitate sind in der Regel heutiger Schreibweise angepaßt. Für Quellenhinweise hat der Vf. dem Institut für Zeitgeschichte in München (IfZ) zu danken.

5 Einmal stützen sich diese Angaben auf die Volksgerichtshofakten im BDC; diese enthalten a) die Anklageschrift des Oberreichsanwalts vom 19. Oktober 1943 und b) das Todesurteil mit der Begründung vom 17. November 1943. Das Urteil befindet sich auch noch im BA. – Zum andern gab Sievers' einzige Tochter, Margarethe-Emma Krause, dem Vf. in einem Gespräch am 29. März 1977 in Berlin wichtige Informationen zur Biographie ihres Vaters. (Befragung Krause).

6 So die Anklageschrift des Oberreichsanwalts; in der Urteilsbegründung heißt es dagegen nur noch abgeschwächt, Sievers habe „mit der Sozialdemokratie sympathisiert“; BDC, VGH-Akten Sievers. Sein späterer Mitarbeiter, Arcadius R.L. Gurland, meinte in einem Gespräch mit dem Verf. am 11. März 1977 in Darmstadt, Sievers sei „lange vor 1914“ Sozialdemokrat geworden. (Befragung Gurland).

7 Die Anklageschrift von 1943 sagt, daß Sievers erst „nach dem Zusammenbruch“ der USPD beigetreten sei. Das dürfte nicht stimmen.

8 Siehe Impressum. Wahrscheinlich hatte er auch die kaufmännische Geschäftsführung der Zeitschrift zu besorgen. Zu Däumig s.a. Ernst Fraenkel, Räte-Mythos und soziale Selbstbestimmung. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Revolution, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 21 (1971), S. 3-26, bes. S. 18-21.

9 Vgl. etwa *Der Arbeiterrat*, Jg. 1 (1919), Nr. 2, S. 20f., Artikel: Aus der Verwaltung. Einzelheiten aus Neukölln.

der Seite Koenens, der die These aufgestellt hatte, die Räte übernehmen schließlich die Aufgaben der Partei, während Crispian an der unverzichtbaren Führung der Partei auch im Bezugsrahmen einer Räteverfassung festhielt. Es sei Selbstbetrug – so Sievers –, wenn eine revolutionäre Partei ihr ursprüngliches Ziel, „dem Proletariat die Organisationsform“ anzuweisen und zu erkämpfen, erfüllt habe und dann „aus dem Rahmen ihrer Aufgabe“ heraustrete „und sich selbst als ausschlaggebenden alleinigen Faktor“ betrachte.¹⁰ Scharf kritisierte er auch die Mehrheitssozialdemokratie und ihren Weg in den bürgerlichen Staat: Er war der Ansicht, daß der Parlamentarismus auf Dauer jede sozialistische Partei korrumpieren müsse.¹¹ Als Delegierter auf dem Leipziger Parteitag der USPD im November/Dezember 1919 sprach Sievers ebenfalls über das Verhältnis von Partei und Räten. In der Enttäuschung über die abwartende Haltung der Partei gegenüber dem Rätemodell warf er in der großen Programmdenbatte Delegierten und Parteileitung vor, die hier liegenden Möglichkeiten zu verkennen: Wer die Rätebewegung ablehne, „der lehnt auch das Instrument ab, das wir brauchen, um überhaupt die Sozialisierung in Angriff nehmen zu können“.¹² Sievers plädierte weiterhin für die Diktatur des Proletariats; sie sei notwendig, um die Massen reaktionären Einflüssen zu entziehen und zu klaren proletarischen Mehrheiten zu kommen.¹³ Sein Votum für die Resolution Stoecker, die den vorbehaltlosen sofortigen Anschluß an die Dritte Internationale forderte, ist ein deutliches Indiz für seine politische Position. Er gehörte wie Däumig zu den Unentwegten, die auch gegen die mit überwältigender Mehrheit angenommene Kompromißresolution der Parteileitung stimmten. Seine Entscheidung für die (V)KPD zehn Monate später auf dem Parteitag in Halle schien hier bereits vorgezeichnet.¹⁴ Nach der Spaltung von Halle wurde Sievers in den Apparat der VKPD übernommen und rückte als Sekretär in die Zentrale auf,¹⁵ nachdem Ernst Däumig und Paul Levi aus der Parteiführung ausgeschieden waren. Als man ihn nach seiner Weigerung, an der „März-Aktion“ teilzunehmen, Anfang April 1921 wieder absetzte,¹⁶ schloß er sich wie sein Mentor Däumig der Levi-Gruppe an. Hier begründete er im September 1921 Levis „Kommunistische Arbeits-

10 Siehe a.a.O., Jg. 1 (1919), Nr. 36, dazu auch Peter von Oertzen, Betriebsräte in der Novemberrevolution. Eine politikwissenschaftliche Untersuchung über Ideengehalt und Struktur der betrieblichen und wirtschaftlichen Arbeiterräte in der deutschen Revolution 1918/19 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 25), Düsseldorf 1963, S. 98. (Jetzt in 2. Aufl., Bonn-Bad Godesberg 1977).

11 Vgl. Der Arbeiterrat, Jg. 2 (1920), Nr. 25, Artikel: Durch Demokratie zur Reaktion.

12 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages in Leipzig vom 20. November bis 6. Dezember 1919. Hrsg. von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin o.J., S. 279f. (Unveränderter Neudruck in: Protokolle der Parteitage der USPD, Bd. 2: 1919-1920, Glashütten i.Ts. 1976).

13 Hier war Däumigs Einfluß deutlich spürbar; siehe Korreferat von Ernst Däumig über „Nationalversammlung oder Räte-System“, in: Allgemeiner Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands. Vom 16. bis 21. Dezember 1918 im Abgeordnetenhaus zu Berlin. Stenographische Berichte, o.O., o.J. [Berlin 1919], Sp. 226-236, wo die Gedanken, daß ein großer Teil der Arbeitermassen erst von den Räten dazu erzogen werden müsse, sozialistisch zu wählen, und daß Räte für die Durchführung der Sozialisierung unentbehrlich seien, im Mittelpunkt stehen.

14 Protokoll der Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages in Leipzig ..., S. 389; für die Resolution Stoecker stimmten u.a. Däumig, Geyer, Thälmann.

15 Zu den Vorgängen im einzelnen cf. Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik. Mit einer Einleitung von Hermann Weber, Frankfurt/M., 2. Aufl., 1976 und Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, (gekürzte Studienausgabe), Frankfurt/M. 1969. – Sievers' Ernennung zum Sekretär der Zentrale wird erwähnt in: Bericht über die Verhandlungen des 2. Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale). Abgehalten in Jena vom 22. bis 26. August 1921. Hrsg. von der Zentrale der KPD, Berlin 1922, S. 7.

16 Auf der Zentralausschusssitzung wurden nach Sievers auch Paul Wegmann und Curt Geyer ihrer Ämter enthoben; a.a.O., S. 62.

gemeinschaft" (KAG) mit und trat in den Geschäftsführenden Ausschuß ein.¹⁷ Er leitete außerdem die Internationale Verlagsanstalt der Arbeitsgemeinschaft und zeichnete für das Mitteilungsblatt der KAG verantwortlich. Doch schon am 31. März 1922 kündigte Sievers seine Geschäftsführerposition wieder auf; politische Differenzen spielten dabei keine Rolle.¹⁸ Als der mehrheitlich sozialdemokratisch orientierte "Verband der Freidenker für Feuerbestattung" im Herbst 1922 einen hauptamtlichen Sekretär suchte, bewarb sich Sievers um diesen Posten.¹⁹ Er war mit der KAG zur USPD zurückgekehrt und hatte im Herbst 1922 die Wiedervereinigung von USPD und SPD mitgemacht, arbeitete jedoch in der Partei 1922 bis 1933 nicht an führender Stelle mit und bekleidete auch kein politisches Amt.²⁰ Dafür baute er in den zehn folgenden Jahren den Freidenkerverband zu einer der bedeutendsten Organisationen der sozialdemokratisch geprägten Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik aus.²¹

II. Der Weg in die Emigration

Mit der Machtergreifung zeichnete sich auch das Ende des Deutschen Freidenkerverbandes ab; unvorbereitet traf das die Verbandsführung nicht, wiederholte Attacken im "Völkischen Beobachter" und zuletzt der Verbotsantrag der Preußischen Landtagsfraktion der NSDAP vom 13. Juni 1932, der später im Hauptausschuß breite Zustimmung fand, konnten als Warnung nicht übersehen werden.²² Doch geschah bis Mitte März zunächst wenig, was die Verbandsarbeit eingeengt hätte. Sievers und seinen Mitarbeitern wird es ähnlich ergangen sein, wie dem unschlüssigen Parteivorstand der SPD,²³ der sich in seiner Einstellung gegenüber den neuen Machthabern vorerst einmal auf zurückhaltendes Taktieren festlegte in der Hoffnung, auf diese Weise die Organisation erhalten zu können. Da traten am 17. März Ereignisse ein, die *de facto* einer Auflösung des DFV gleichkamen: SA-Gruppen "stürmten" das Freidenkerhaus in der Gneisenaustraße und zwangen die Angestellten, das Gebäude zu ver-

17 Vgl. Bernd Dieter Fritz, Die Kommunistische Arbeitsgemeinschaft (KAG) im Vergleich mit der KPO und der SAP, phil. Diss. Bonn 1966, S. 77. Die anderen Mitglieder des Ausschusses waren neben Levi selbst Däumig, Hoffmann, Geyer, Kunz und Handke.

18 Hinweise darauf finden sich im Nachlaß von Paul Levi. Unter den Mitgliedern der KAG war Unmut darüber laut geworden, daß für den geringen Geschäftsbetrieb der KAG ein hauptamtlicher Funktionär angestellt wurde, den man sich nach Meinung vieler finanziell nicht leisten konnte. Als Levi Sievers gegenüber das Problem anschnitt, fühlte sich dieser in seiner Ehre gekränkt und legte seine Ämter nieder; schon im März 1922 gehörte er der Reichsleitung der KAG nicht mehr an; cf. Mitteilungsblatt der KAG, vom 24. März 1922, zitiert nach Bernd Dieter Fritz, Die Kommunistische Arbeitsgemeinschaft, S. 144.

19 Mit dem Verein der Freidenker für Feuerbestattung hatte Sievers bis 1922 nichts zu tun; ausweislich seines Mitgliedsbuches, das sich erhalten hat, trat er erst am 12. Oktober 1922 dem Verband bei; Bestand Krause.

20 Eine ihm angetragene Landtagskandidatur in Preußen lehnte er 1932 – wohl auf Druck einflußreicher Parteikreise, die eine Belastung der Koalitionspolitik mit dem Zentrum befürchteten – ab; cf. Vorwärts, Nr. 176, vom 15. April 1932 und Berliner Börsenzeitung, Nr. 165, vom 9. April 1932.

21 Vgl. die Arbeit des Verf.: Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik: Proletarische Freidenkerverbände im Kaiserreich und Weimarer Republik, phil. Diss., Münster 1979. Dort Näheres für die Zeit bis 1933.

22 Völkischer Beobachter, Nr. 128, vom 7. Mai 1932; Landtagsdrucksachen Nr. 368 und Nr. 914, vom 23. Juni und 27. September 1932. Der Antrag wurde jedoch im Plenum nicht behandelt; cf. Sammlung der Drucksachen des Preußischen Landtags, 4. Wahlperiode, 24. Mai 1932-4. März 1933; schließlich: Sozialdemokratische Pressekorrespondenz, Jg. 1932, Nr. 6/7, S. 344f.

23 Vgl. Erich Matthias, Sozialdemokratie und Nation, Stuttgart 1952, bes. S. 18ff. und Lewis J. Edinger, German Exile Politics, deutsche Ausgabe: Sozialdemokratie und Nationalsozialismus, Hannover und Frankfurt/M. 1960, bes. S. 12ff.

lassen.²⁴ Die SA setzte Treuhänder ein, die bis zum Eingreifen des preußischen Innenministers Ende März die Verwaltung des Versicherungsgeschäfts in eigener Regie betrieben, sich aber weder in geschäftlicher noch in moralischer Hinsicht der Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, ohne einen Rechtstitel dafür zu besitzen, gewachsen zeigten.²⁵

Sievers sah im gewaltsamen Abbruch seines Wirkens noch keinen Anlaß, Deutschland zu verlassen. Er suchte im Gegenteil mit vorsichtigem Verhandeln den Verband funktionsfähig zu erhalten. So erschien er am 20. März mit dem Rechtsberater des DFV im Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung und erbot sich, den DFV als nunmehr reines Versicherungsunternehmen sofort der Kontrolle des Amtes zu unterstellen. Das hatte die Behörde schon immer verlangt, aber der DFV wußte sich dieser Forderung seit 1921 immer wieder zu entziehen. Für Kompromisse dieser Art war es jedoch schon zu spät:²⁶ Am 31. März ernannte der preußische Innenminister einen "staatlichen Kommissar zur Wahrnehmung der Geschäfte des Vorstandes und zur Geschäftsführung des Deutschen Freidenker-Verbandes". Die weitere Verfolgung "politischer und antireligiöser Bestrebungen" wurde verboten,²⁷ nur die Bestattungsabteilung²⁸ sollte weiterarbeiten dürfen. Erst nach diesem Stichtag begann die politische Polizei, sich für die Verbandsspitze selbst zu interessieren. Sievers wurde verhaftet und etwa drei Wochen lang festgehalten, bevor man ihn überraschend wieder auf freien Fuß setzte.²⁹ Er nutzte die plötzliche Entlassung Ende April, um sofort ins Ausland zu gehen. Über die ersten Stationen seines Weges in der Emigration ist wenig bekannt; von Berlin aus flüchtete er in die Schweiz und dann weiter nach Belgien, wo er bei Mons an der französischen Grenze zunächst von den Verwandten seiner Frau, die aus Belgien stammte, aufgenommen wurde.³⁰ Als Hauptwohnsitz wählte er dann bis 1935 Saarbrücken, wo auch "Der Freidenker", das ehemalige Verbandsorgan des DFV, weiter erschien. Von hier aus gelangte man schnell nach Brüssel oder Paris und konnte auch illegale Kontakte zum Reich aufbauen. Erst nach der Saarabstimmung 1935 verlegte Sievers sein Domizil endgültig nach Belgien, wo er mit seiner Frau eine Stadtwohnung in Brüssel bezog.³¹ – Bald entdeckte die Gestapo, daß Sievers Deutschland verlassen hatte und in das Saargebiet gegangen war. Sein

24 Ein damaliger Mitarbeiter des Hauptkassierers des DFV, Fritz Paschke, war bei der Aktion anwesend und hat dem Verf. u.a. die näheren Begleitumstände der Besetzung des Freidenkerhauses in einem Gespräch am 6. Dezember 1976 geschildert. (Befragung Paschke) Danach fuhr am fraglichen Tage plötzlich ein LKW auf das Grundstück in der Gneisenaustraße, SA-Männer sprangen herunter und drangen gewaltsam in das Gebäude ein. Die überraschten Angestellten wurden zusammengetrieben und dann zum Verlassen des Hauses gezwungen.

25 Nach einigen Tagen stellte man die alten Mitarbeiter wieder ein, da ohne sie der Geschäftsbetrieb zunächst nicht aufrechtzuerhalten war. Ende 1933 wurde diese noch aus der DFV-Arbeit kommende Mitarbeitergruppe endgültig entlassen. – Ein SA-Hauptsturmführer hatte gleich am Anfang in die Kasse gegriffen, was zu seiner sofortigen Ablösung führte und sicher das Vertrauen des zuständigen Preußischen Innenministers in die Treuhänderschaft der SA erschüttert haben wird; Befragung Paschke.

26 Bundesaufsichtsamt für das Versicherungswesen, Berlin, Bestand: Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung, Signatur 1047-XI-I.

27 Mitteilung des Preußischen Innenministers an alle Regierungspräsidenten vom 10. Mai 1933; Bestand Paschke.

28 Auf Anweisung des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin vom 20. Juli 1933 an den Kommissar Kaddatz wurde dem Verband auferlegt, seinen Namen in "Neue deutsche Bestattungskasse" zu ändern; Bestand Paschke.

29 Der genaue Termin der Festnahme war nicht zu ermitteln; er muß um den 30. März 1933 gelegen haben: Sievers floh unmittelbar nach seiner Freilassung Ende April; BDC, VGH-Akten Sievers. Belege für die Verhaftung finden sich ferner in einem Brief Sievers' an Berthold Jacob, vom 16. November 1936; IISG, Nachlaß Paul Hertz, Leitzordner 1f.

30 Mitteilung Hermann Grauls an den stellvertretenden Parteivorsitzenden Hans Vogel am 23. Juni 1933; vgl. Vogels Niederschrift dieser Unterredung in: AsD, Emigration Sopade, Mappe 139.

31 Nach einem Auszug des Melderegisters der Stadt Brüssel waren Sievers und seine Frau, die als deutsche Staatsangehörige geführt wurde, seit dem 20. November 1935 in Brüssel gemeldet; Stadtarchiv Brüssel.

dortiges publizistisches Wirken, das "gegen die nationale Regierung gerichtete Hetzarbeit im Ausland" sei, nahm das Reichsministerium des Innern zum Anlaß, im Zusammenwirken mit dem Auswärtigen Amt Sievers die deutsche Staatsangehörigkeit zu entziehen.³² Bereits die erste, vom 23. August 1933 datierende Ausbürgerungsliste enthält seinen Namen zusammen mit denen anderer prominenter Emigranten.³³

III. Das gerettete Vermögen des Deutschen Freidenkerverbandes

Sehr im Gegensatz zu seinen Schicksalsgenossen, die zum größten Teil völlig mittellos in die Emigration gegangen waren, konnte Sievers dank der geretteten Gelder des DFV unter günstigeren Bedingungen im Exil neu beginnen.³⁴ Schon früh rankten sich um das DFV-Vermögen manche Legenden, die z.T. noch heute kolportiert werden.³⁵ Ein Beitrag zur Sievers-Biographie kann nicht umhin, das Thema aufzugreifen. — Am 9. Juni 1933 beschlagnahmte das Geheime Staatspolizeiamt in Berlin das Vermögen des DFV aufgrund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933. Eine von der Gestapo im Anschluß daran angeordnete Vermögensüberprüfung ergab folgende Zahlen:³⁶ Am 12. Juli 1933 belief sich das Verbandsvermögen auf 5 545 318,31 RM; die nicht abgerechneten Entnahmen der Vorstandsmitglieder betrugen 665 400,50 RM, von denen im Sommer 1933 noch 86 000 RM auf Konten Berliner Banken, die Sievers unter seinem Namen angelegt hatte, von der Polizei "sichergestellt" werden konnten. Die nicht abgerechnete Gesamtsumme belief sich demnach auf 579 400,50 RM.³⁷ Diese auf den ersten Blick einfache Rechnung kompliziert sich, wenn man annimmt, daß die Sievers in der Emigration zur Verfügung stehenden Gelder schon 1931 — bei dem ersten Anzeichen für ein mögliches Verbot des DFV³⁸ — ins Ausland gebracht worden sind. Das jedenfalls war die Auffassung des Volksgerichtshofes, der in der Urteilsbegründung im Verfahren gegen Sievers diese Transak-

32 Irrigerweise wurde von den Beamten auch vermutet, Sievers sei beauftragt worden, im Saarland die SPD zu reorganisieren; s. Aufzeichnung einer Besprechung im Reichsministerium des Innern am 16. August 1933 unter Hinzuziehung von Beamten des Auswärtigen Amtes; Politisches Archiv des AA (PA) Bestand Inland II A/B 83-76, Ausbürgerungen 1933-1937.

33 Reichsanzeiger, Nr. 198, vom 25. August 1933; wieder abgedruckt in Reichssteuerblatt, Nr. 40, vom 1. September 1933, wiedergegeben als Dokument Nr. 3 bei Kurt R. Grossmann, *Emigration ...*, S. 328. Die Liste enthält u.a. die Namen von F.W. Foerster, Ruth Fischer, Heinrich Mann, Wilhelm Pieck, Friedrich Stampfer und Otto Wels.

34 Sievers lebte schon vor 1933 in guten finanziellen Verhältnissen; für seine Tätigkeit beim DFV erhielt er monatlich 850 RM Gehalt; s. Fotokopie der Lohn- und Gehaltslisten aller hauptamtlichen Mitarbeiter des DFV von Anfang 1933 (im Besitz des Verf.).

35 Z.B.: "Der Löwenanteil unseres Geldes wurde 1933 von dem damaligen Verbandsvorsitzenden Max Sievers (SPD-Reichstagsabgeordneter) in die Schweiz und später in die USA gebracht", schrieb Erich Wernig, Erster Vorsitzender des DFV, Sitz Dortmund, in einem nicht aufgenommenen Leserbrief vom 3. September 1976 an die Frankfurter Rundschau, den später das Verbandsorgan "der freidenker", Jg. 35 (1976), Nr. 6, S. 62f., abdruckte. Es handelte sich jedoch weder um den "Löwenanteil" des Verbandsvermögens, den Sievers ins Ausland brachte (sondern höchstens um 10-12,5% dieser Gelder), noch war Sievers je Mandatsträger seiner Partei. Umstritten bleibt, ob der Vermögensanteil wirklich erst 1933 und nicht schon ab 1931 ins Ausland transferiert worden ist.

36 Der Verf. ist sich darüber klar, daß nach dem Verlust fast aller Originalunterlagen eine vollständige Rekonstruktion der damaligen Vorgänge nicht möglich ist. Allerdings gestattet es die Quellenlage, die z.T. weit überhöhten Schätzungen ins Reich der Legende zu verweisen.

37 Deutscher Freidenker-Verband, Landesverband Berlin e.V., Brief vom 29. Juni 1950 an die Treuhänder der amerikanischen, britischen und französischen Militärregierung für zwangsübertragene Vermögen, darin Auszüge einer Vermögensaufstellung, die von der Deutschen Revisions- und Treuhand AG. am 12. Juli 1933 vorgenommen worden war; Bestand DFV, Landesverband Berlin e.V., unsigniert.

38 Zur Furcht vor einem Verbot der Freidenkerverbände schon 1931 cf. Max Sievers, Freidenker und Notverordnung, in: Vorwärts, Nr. 159, vom 5. April 1931.

tion bis in die Einzelheiten schilderte, die Gesamtsumme allerdings nur auf 700 000 RM bezifferte.³⁹

Nach den Unterlagen des Berliner DFV von 1950 hatte der Gesamtvorstand Sievers für den Fall einer aus politischen Gründen notwendig werden Flucht ins Ausland ein monatliches Gehalt von 450 RM zugebilligt, das er aber wegen anderer Einkünfte aus journalistischer Tätigkeit nicht in Anspruch genommen haben soll.⁴⁰ Die meisten noch heute in den Vereinigten Staaten vorhandenen Auslandskonten des DFV sind auf Sievers' oder den Namen seiner Frau Denise, geb. Wauquier, eingetragen.⁴¹ Das macht die reinliche Scheidung von Verbands- und Privatvermögen problematisch; auch kann nicht ausgeschlossen werden, daß Sievers, der immer auf finanzielle Sicherheit bedacht war, seine privaten Ersparnisse ebenfalls ins Exil mitgenommen, sie indes bei der Bankanlage nicht anders verbucht hat, als die geretteten Verbandsgelder. — Zu Anfang des Krieges brachte Sievers erhebliche Summen aus der Schweiz in die Vereinigten Staaten, wo sie später als Feindvermögen beschlagnahmt wurden. Über eine Rückgabe dieses Vermögens an die Nachfolgeorganisationen des DFV in der Bundesrepublik und an Sievers' Erben ist bisher keine Entscheidung gefallen. Mehr als drei Jahrzehnte hat sich das Vermögen durch Zinserträge vermehrt, so daß die Summe aller heute der Verwaltung des Department of Justice unterstehenden Sieversschen Gelder am 31. März 1976 über 400 000 Dollar betrug.⁴² — Als Betriebskapital für seine vielfältigen Unternehmungen in der Emigration standen Sievers mithin 600 000 bis 700 000 RM zur Verfügung. Angesichts der umfangreichen Investitionen, vor allem für die Periodika "Der Freidenker", "SIKO" und "Freies Deutschland", muß Sievers sparsam gewirtschaftet haben. Daß er die Verwaltung dieser Gelder jeglicher Kontrolle entzog und damit Argwohn und Mißtrauen seiner Gegner selbst schürte, läßt sich allerdings nicht übersehen.

IV. Freidenkertum und sozialistische Politik

Unmittelbar nach seiner Flucht unternahm Sievers die ersten Versuche, seine publizistische Arbeit fortzuführen. Dank dem besonderen völkerrechtlichen Status des Saargebietes war der dortige Landesverband des DFV auch nach den Märzereignissen in Berlin intakt geblieben; sein Vorsitzender Gustav Wolf begründete mit Sievers das Verbandsorgan "Der Freidenker" wieder neu. Es wurde von Wolf bis Ende 1933, danach von Sievers selbst redigiert.⁴³ Noch 1933 entschloß sich die Redaktion, die Zeitschrift nach Brüssel zu verlegen. Den Ausschlag gaben Probleme der Drucklegung in Saarbrücken; außerdem sollte die Monatsschrift am Sitz der Internationalen Freidenkerunion (IFU) erscheinen, deren Präsidium Sievers seit ihrer Gründung angehörte und deren Generalsekretär er im Herbst 1933 geworden war.⁴⁴ Die redaktionelle Arbeit verlief zunächst in den vertrauten Bahnen typisch freidenkerischer

39 "Nach der ersten Brüning'schen Notverordnung glaubte er [Sievers] ein Verbot des Freidenkerverbandes befürchten zu müssen und ließ sich deshalb vom Vorstand Vollmacht erteilen, das Vermögen in Sicherheit zu bringen. In vier Reisen (3 in die Schweiz und eine nach Belgien) brachte er persönlich 700 000 RM in Banknoten hinüber und legte sie dort auf den Namen des Freidenkerverbandes mit seiner alleinigen Verfügungsbefugnis bankmäßig an." BDC, VGH-Akten Sievers.

40 Siehe Anm. 37; nach Auskunft von Frau Krause seien es nur 200 RM gewesen, wie sie auch Hermann Graul bezogen habe, der freilich mangels anderer Verdienstmöglichkeiten auf dieses Geld dringend angewiesen war; Befragung Krause.

41 Das gilt für Konten bei der Amalgamated Bank in New York; siehe Abschnitt XI, S. 53, Anm. 146.

42 Angabe in einem Brief des United States Department of Justice, Office of Alien Property, an Frau Krause; den Brief konnte der Verf. am 29. März 1977 in Berlin einsehen.

43 Zu den bekanntesten regelmäßigen Mitarbeitern gehörten Angelica Balabanoff, Theodor Hartwig und Berthold Jacob; Leo Friedmann schrieb meistens unter dem Pseudonym L.I. Manfred.

44 Der Freidenker, Ausgabe vom 1. Januar 1934.

Publizistik. Das wichtigste Thema blieb lange die Auseinandersetzung mit den Kirchen, deren bis dahin nur behauptete Verbindungen mit dem Nationalsozialismus nunmehr als erwiesen hingestellt und entsprechend polemisch angeprangert wurden.⁴⁵ Weitere häufig behandelte Themen hatten mit der Entwicklung der Freidenkerbewegung zu tun; Sievers spürte deutlich die Krise, in der sich das Freidenkertum seit 1933 nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Westeuropa befand. Im Februar 1935 brachte er seine Überlegungen zu möglichen Langzeitperspektiven freidenkerischer Arbeit in eine Form, die man als politisches Grundsatzzprogramm für die folgenden Jahre bezeichnen kann.⁴⁶ Darin kritisierte er die in der ganzen Welt sichtbare Tendenz, Diktaturen mit Hilfe von Kapital, Militär und Kirchen zu errichten. Er sah den Zeitpunkt kommen, an dem die Aufklärung der Massen – Grundvoraussetzung jeder freigeistigen Wirksamkeit – nicht mehr möglich sein würde. Angesichts dieser Sachlage reagiere die Weltfreidenkerbewegung gar nicht; zwar rekapituliere sie unermüdlich die bekannten Forderungen wie Trennung von Kirche und Staat, Kirche und Schule und dergleichen mehr, aber "vergebens" suche man "nach wegweisenden Richtlinien für die Erreichung dieser Ziele".⁴⁷ Das grundlegende Übel war nach Sievers die Scheu des Freidenkertums vor einem eindeutigen politischen Bekenntnis: "Man will nichts von Politik wissen, man will nicht anstoßen, will neutral sein: Politik ist Privatsache." Aber – so Sievers weiter – das helfe nur den Gegnern des Freidenkertums, die letzten noch existierenden Gruppierungen freien Denkens um so besser zu zerschlagen.⁴⁸ Es sei deshalb keine Frage mehr, wo die Freidenkerbewegung in Zukunft zu stehen habe: "Sie muß mithelfen an der geistigen Bereitschaft der Massen für den Kampf um die Durchführung der unabwendbar gewordenen sozialen Revolution." In konsequenter Verfolgung seiner neuen Linie widmete sich Sievers in den nächsten Jahren der Erarbeitung politischer Konzeptionen in dieser Richtung. Spezifische Sorgen der Freidenkerbewegung traten, wie man an den Themen der "SIKO" und des "Freien Deutschland" ablesen kann, nicht nur in den Hintergrund, sondern verschwanden gänzlich angesichts des Ringens um die Sammlung heterogener Kreise der Emigration für den Kampf gegen das Dritte Reich.⁴⁹ Erst nachdem er die Freidenkerprobleme aus dem Mittelpunkt seines Wirkens verbannt hatte, konnte sich Sievers zu dem sozialistischen Politiker wandeln, als der er in die Geschichte der deutschen Emigration eingegangen ist.

V. Das politische Ziel der "Sievers-Korrespondenz"

Von 1934 an ließ Sievers in unregelmäßigen Abständen einen "Informationsbrief" neben dem "Freidenker" erscheinen, bekannter unter dem Kürzel "SIKO".⁵⁰ Darin entwickelte

45 Einige Belege: Max Sievers, Kirche und Faschismus, Ausgabe vom 1. August 1933; ders., Kirche, Religion und Marxismus, Ausgabe vom 1. September 1933; ders., Kirche unter dem Hakenkreuz, in: a.a.O., Ausgabe vom 1. Oktober 1933. Vorsichtige Parteinahme für Aktionen kirchlichen Widerstands findet sich erst später in der Wochenzeitung Freies Deutschland.

46 Max Sievers, Die Zukunft der Freidenkerbewegung, in: Der Freidenker, Ausgabe vom 1. Februar 1935; diese Ausgabe wurde kürzlich als Faksimile vom DFV, Sitz Dortmund, nachgedruckt (Schwerte 1977).

47 A.a.O.

48 Ebda.; Sievers bezog sich auf den Deutschen Monistenbund und den Volksbund für Geistesfreiheit; cf. Religion ohne Kirche. Die Bewegung der Freireligiösen. Hrsg. von Friedrich Heyer unter Mitarbeit von Volker Pitzer, Stuttgart 1977, S. 47f.

49 Dem entsprach es, daß Der Freidenker 1935 eingestellt wurde. Nicht ohne Bedeutung war dafür gewiß, daß die Zeitung nach der Saarabstimmung ihren Abonnentenstamm verloren hatte.

50 Genaue Angaben – wie Verlagsort, Erscheinungsort und Gesamtzahl der publizierten Ausgaben – sind nicht gesichert; alle noch vorhandenen SIKO-Bestände weisen Lücken auf. Der Verf. benutzte die Bestände des IISG und der Deutschen Bibliothek Frankfurt/M.; cf. Lieselotte Maas, Handbuch der deutschen Exilpresse, Bd. 1, S. 296. Während L. Maas angibt, die Ausgaben seien bis 1938 erschienen, nennt der Ankläger im VGH-Prozeß das Jahr 1939; BDC, VGH-Akten Sievers.

er zusammen mit Leo Friedmann seine politischen Vorstellungen.⁵¹ Diese im Quartformat gedruckten Blätter, von denen 12 durchnummeriert, die übrigen aber jeweils ohne Nummer unter einem bestimmten Leitthema erschienen, waren nicht in erster Linie an die Emigration gerichtet, sondern sollten im Reich verbreitet und gelesen werden und "den sozialistischen Kämpfern in Deutschland als theoretisches Rüstzeug dienen".⁵² Großen Wert legte die "SIKO" auf die Unabhängigkeit ihrer Position; sie handle "weder im Auftrage noch mit Hilfe einer der bestehenden politischen Parteien", betonte gleich die erste Nummer. Sie wolle zur Besinnung aufrufen und habe sich die Aufgabe gestellt, "neue Wege zu weisen", nicht Patentlösungen für den Sturz der braunen Diktatur anzubieten.⁵³ In ihren Artikeln knüpfte die "SIKO" an die marxistischen Grundlagen der Arbeiterbewegung an und unterzog die Entwicklung sozialistischer Vorstellungen in den Arbeiterparteien einer gründlichen Kritik; für die Fehleinschätzung der Lage im August 1914 und die falschen Entscheidungen des Jahres 1933 seien diese Vorstellungen verantwortlich gewesen. Im Mittelpunkt der Analyse stand die Kritik am "reformistischen" Kurs der SPD: Die Aufgabe der revolutionären Perspektive auch in der Theorie und die Überzeugung, allein mit reformistischen Mitteln die kapitalistische Gesellschaft in eine sozialistische umwandeln zu können, habe das Proletariat unsicher gemacht und endlich zum Fehlverhalten von Führung und Masse im Jahre 1933 beigetragen.⁵⁴ Auch die KPD habe versagt. Darum sei eine völlig neue proletarische Bewegung, die sich "grundsätzlich von der früheren Arbeiterbewegung unterscheide", Vorbedingung zur Durchsetzung der sozialen Revolution. Nur eine solche Revolution könne Deutschland davor bewahren, in einen Krieg hineingezogen zu werden, den der Faschismus als letzten Ausweg schon eingeplane, der aber Deutschland vernichten werde. Die Revolution mache mit der nationalsozialistischen Diktatur zugleich diesen letzten Versuch des Kapitalismus zunichte, seinen eigenen Untergang aufzuhalten. Darum sei der Sturz des Faschismus nur denkbar als antikapitalistische Revolution.⁵⁵ Zur Vorbereitung der Revolution könne die Emigration wenig tun. An Ort und Stelle, im Reich selbst, müsse die neue Bewegung des Proletariats zur Überwindung der Diktatur entstehen: "Unsere Aufgabe erschöpft sich in dem Bestreben, diesen Prozeß durch die Übermittlung von geeigneten Informationen und Anregungen zu fördern."⁵⁶ Als praktikable Regierungsform für die Zeit nach der Revolution schwebte Sievers in Wiederaufnahme seiner schon in der Frühzeit der Weimarer Republik vertretenen Vorstellungen eine Räteverfassung vor. Allein die Errichtung des Räteystems gewährleistete für ihn die Verwirklichung der Diktatur des Proletariats; nur die Räte könnten

51 Lieselotte Maas, Handbuch ..., Bd. 1, irrt, wenn sie sagt, Sievers habe alle Beiträge selbst geschrieben. Dagegen sprechen Hinweise in den Ausgaben Nr. 10 und "Ratlose Führung", beide undatiert. Ferner teilte Leo Friedmann dem Verf. am 12. April 1977 mit, er habe die meisten Artikel allein konzipiert. Das deckt sich mit einem Brief Sievers' an Wilhelm Sollmann, dem er über die SIKO am 27. November 1935 schrieb: "Größtenteils stammt der Inhalt von Friedmann [...]. Es war seinerzeit für mich eine große Überraschung, daß solches Material von Deutschland direkt verlangt wurde. Trotzdem stoppte ich mit Nr. 12 ab, weil ich den Eindruck hatte, daß wir uns zu sehr vom praktischen Leben entfernen, wenn wir derartige Vorlesungen ins Uferlose abhalten. In Zukunft sollen solche Briefe nur dann herausgegeben werden, wenn besondere Wünsche nach bestimmten Fragen und ihrer Behandlung auftauchen." HASK, Nachlaß Wilhelm Sollmann, Box 3, General Correspondence 1925-33. – Friedmann stammte aus Königsberg, wo er nach 1918 Anschluß an die sozialistische Bewegung fand; 1925 Mitglied der SPD, intensive Mitarbeit an Freidenkerpublikationen; 1942 Flucht in die USA; Mitteilung Friedmanns vom 12. April 1977.

52 SIKO, Nr. 1, undatiert. Zur Erleichterung der illegalen Einschleusung ins Reich erfolgte der Druck auf dünnem Spezialpapier.

53 A.a.O.

54 Vgl. SIKO, Nr. 2, undatiert.

55 SIKO, Ausgabe: Erlöse uns von dem Übel, undatiert [1934?].

56 SIKO, Ausgabe: Blick in die Zukunft, undatiert [1935?].

die Verwaltung von Staat und Gesellschaft durch das Proletariat sichern und die Restauration der bürgerlichen Kräfte verhindern. Deshalb sah Sievers in der Räteidee auch 1934 wieder den "strategischen Leitgedanken der Gegenwartsaufgaben der Arbeiterklasse" und den "einzigen realen Kristallisationspunkt aller revolutionären Einheitsbestrebungen".⁵⁷

VI. Überlegungen in Richtung auf eine Einheitsfront

Wo waren die Gruppen, von denen Sievers erwarten konnte, daß sie sich für solche Vorstellungen gewinnen ließen? Da die Zusammenarbeit mit den beiden klassischen Arbeiterparteien für ihn nicht in Frage kam, blieben nur Splittergruppen im Exil wie "Neu Beginnen", "Revolutionäre Sozialisten Deutschlands" (RSD) oder der ISK, denen Sievers nicht minder skeptisch begegnete, weil sie alle in irgendeiner Weise noch Verbindungen zur Sopade pflegten.⁵⁸ Er war also darauf angewiesen, Sozialisten, die sich "heimatlos" fühlten und "noch keine Bindungen" eingegangen waren, für die Realisierung seiner im Grunde noch ziemlich unbestimmten Vorstellungen zu finden.⁵⁹ – Am 1. März 1936 veröffentlichte er einen programmatischen Aufruf, "Nur ein Weg führt zum Ziel",⁶⁰ der im Zusammenhang mit der allgemeinen Diskussion über die Bildung einer Volksfront gesehen werden muß.⁶¹ Sievers stand solchen Überlegungen zwar grundsätzlich positiv gegenüber, kritisierte aber die fehlende Perspektive für die Zeit *nach* dem Sturz der NS-Diktatur. Weil seiner Auffassung nach der Faschismus nur durch eine antikapitalistische Revolution beseitigt werden, andererseits diese Revolution jedoch nicht von außen gesteuert oder in Gang gesetzt werden konnte, mußten die Betroffenen im Reich mit Hilfe eines entsprechenden Programms dazu gebracht werden, die Erhebung zu wagen.⁶² Das vermißte er in den Volksfrontentwürfen, die sich mit Rücksicht auf ihre potentiellen bürgerlichen Partner zu einer sozialistischen Konzeption nicht entschließen wollten. Auch hatte Sievers schwere Bedenken gegen die federführende Beteiligung von KPD und SPD an der Volksfront; in ihrem Werben gerade um die Vertreter der bürgerlichen Emigration glaubte er den stillschweigenden Verzicht auf sozialistische Grundpositionen ausmachen zu können. So fand er kein Wort des Bedauerns, als der Prager Parteivorstand der Sopade die KPD-Offerte ablehnte und die Einigungspläne einen ersten Rückschlag erlebten.

Obwohl er den Nutzen einer antifaschistischen Sammelbewegung unter Einschluß bürgerlicher Kreise durchaus bejahte, hielt Sievers ein solches Zusammengehen nur unter bestimmten historischen Voraussetzungen für wirksam. Die Volksfront könne "die bürgerliche Demokratie gegen den eindringenden Faschismus" verteidigen; sei der Faschismus

57 SIKO, Nr. 9, undatiert [1934?].

58 Symptomatisch dafür ist Sievers' Weigerung, die Erklärung zur Bildung eines Kartells der oppositionellen Gruppen innerhalb der Sopade zu unterschreiben: Sievers "fände den Schritt berechtigt, möchte sich aber nur einer völlig vom PV unabhängigen Zusammenfassung anschließen und gänzlich freie Hand vorläufig haben"; Mit dem Gesicht nach Deutschland, S. 234. – Vermutlich fürchtete Sievers auch, einige dieser Gruppierungen wollten nur wegen seiner beträchtlichen finanziellen Hilfsmittel mit ihm kooperieren, was man beim PV als erwiesen ansah; cf. dazu das PV-Rundschreiben vom 29. November 1936: Besonders die Revolutionären Sozialisten seien an den Freidenkergeldern interessiert, doch ständen noch gewisse politische Hindernisse einer Zusammenarbeit im Wege; IISG, Collection Neu Beginnen. Das Schreiben wird auch in einem Brief der Sopade an Wilhelm Sollmann vom 9. Juli 1936 erwähnt; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

59 SIKO, Ausgabe: Blick in die Zukunft.

60 SIKO, Ausgabe: Nur ein Weg führt zum Ziel, vom 1. März 1936.

61 Zum Gesamtkomplex der Volksfrontproblematik jetzt Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland?, Bd. 1: Vorgeschichte und Gründung des 'Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront', 1933-1936, Frankfurt/M. 1977.

62 SIKO, Ausgabe: Es muß gelingen, vom 1. Oktober 1935.

jedoch schon zur Herrschaft gelangt, führe nur eine sozialistische Einheitsfront seinen Sturz herbei.⁶³ In diesem – nun gegebenen – Fall plädierte Sievers deshalb für die Einheitsfront der sozialistischen Gruppen, die nach dem Sieg in eine Einheitspartei umgewandelt werden müsse. Lediglich eine Aktionsgemeinschaft zu bilden, wie sie der KPD vorschwebte, „unter voller Wahrung der organisatorischen und programmatischen Selbständigkeit der so verbündeten Partner“, bringe das gemeinsame Ziel in Gefahr,⁶⁴ es entstehe ein „Einheitsbrei“.⁶⁵ Weil die KPD wegen des ihr fehlenden Rückhalts in den Betrieben die soziale Revolution allein nicht auslösen könne, sei sie auf Kooperation mit denen innerhalb und neben der Sozialdemokratie angewiesen, die für die revolutionäre Einheitsfront einträten. Sievers glaubte an die Chance, ein organisatorisches und inhaltliches Gegengewicht zur KPD schaffen zu können, das ausgewogene Partnerschaft gewährleistete, sofern sich die sozialistischen Gruppen wirklich von der Sopade trennen würden. Gedacht war ausschließlich an revolutionäre Organisationen; unter allen Umständen wollte Sievers die Hinzuziehung von Reformisten und bürgerlichen Linksintellektuellen vermeiden. Im Oktober 1935 legte er einen Drei-Punkte-Entwurf vor,⁶⁶ der eine gemeinsame publizistische Clearing-Stelle für alle Beteiligten vorsah; ohne sie sollte kein politisches Material veröffentlicht werden. Ferner schlug er die Gründung eines neuen theoretischen Organs und die Einsetzung eines zentralen Leitungsgremiums vor. Ein halbes Jahr später folgte diesem Aufruf an die parteipolitisch nicht fixierte sozialistische Leserschaft ein ausführlicher Programmentwurf. Das Echo auf den ersten Appell war nicht einheitlich gewesen; zwar gab es kaum grundsätzliche Ablehnung, aber zu praktischen Folgerungen mochte sich niemand bereitfinden.⁶⁷ Diese Stagnation wollte Sievers überwinden, indem er einen umfassenderen Programmvorschlag in sechs Punkten veröffentlichte, dessen Intentionen er einleitend bündig umschrieb: „Sturz der nazistischen Diktatur – Überwindung des kapitalistischen Systems – Aufbau der sozialistischen deutschen Republik.“⁶⁸ Über politisch-konkrete Mittel und Wege zur Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes enthielten die einzelnen Punkte nichts. Es ging Sievers allein um die nach dem Ende des Dritten Reiches zu ergreifenden Maßnahmen. Eine Restauration der Weimarer „Formaldemokratie“ müsse zugunsten der neuen sozialistischen Demokratie verhindert werden. Erst nach einer Übergangsfrist solle ein „Allgemeiner Kongreß der Arbeitenden“ die Verfassung ausarbeiten und alle politischen und ökonomischen Entscheidungen verantworten.⁶⁹ Wahl-

63 SIKO, Ausgabe: Aber was denn sonst?, vom 1. Juni 1936, Artikel: Volksfront.

64 Ebda.

65 SIKO, Ausgabe: Es muß gelingen, vom 1. Oktober 1935.

66 Ebda.

67 Das beklagte Sievers im Vorspann seines Manifestes; SIKO, Ausgabe: Nur ein Weg führt zum Ziel, vom 1. März 1936.

68 Wilhelm Sollmann übersandte Sievers am 7. Februar 1936 einen Resolutionsentwurf, als dessen Verf. ein „Aktionsausschuß der deutschen Freiheitsbewegung“ figurieren sollte und der das SIKO-Manifest offensichtlich noch stark beeinflusst hat. Die Entwürfe gleichen sich nämlich bis in die Formulierungen hinein. Auffallende Abweichungen sind bei Sievers lediglich an drei Stellen zu verzeichnen: Er faßt den Kreis derjenigen, die nach der Revolution politische Mitverantwortung tragen sollen, enger und sieht in der postulierten Glaubens- und Gewissensfreiheit entgegen Sollmanns Intentionen größerer religiöser Freiheit für die Kirchen eher ein Mittel, um den kirchlichen Einfluß in der Öffentlichkeit zurückzudrängen. Schließlich möchte Sievers den enteigneten Großgrundbesitz in landwirtschaftliche „Produktivgenossenschaften“ überführen, während Sollmann für die Schaffung selbständiger Bauernstellen plädiert. Darüber hinaus hebt sich Sievers' Entwurf durch präzisere Formulierungen ab und durch den Verzicht auf nationale Untertöne seines außenpolitischen Programms, das bei Sollmann auf eine friedliche Revision der Versailler Grenzbestimmungen hinausläuft. Auch die Hervorhebung einer sozialistischen *Volksgemeinschaft* als politisches Fernziel fehlt bei Sievers, der überhaupt die an volkssozialistische Vorstellungen erinnernden Passagen aus seinem Manifest herausläßt. HASK, Nachlaß Wilhelm Sollmann, Box 1, Biographical Papers and Major Correspondence.

69 Wilhelm Sollmann, a.a.O., nannte dieses Gremium den „Deutschen Volkstag der Arbeit“.

berechtigt dazu seien jene, die "gesellschaftlich notwendige Arbeit" leisteten, nach einem von der Regierung festzulegenden Schlüssel.⁷⁰ Den Sozialisierungsprozeß wollte Sievers erst von einer Betriebsgröße von mehr als 20 Beschäftigten an einleiten und die Handwerksbetriebe davon ganz ausnehmen; um jeden Preis sollte in den Betrieben die Entstehung neuer bürokratischer Eliten, die etwa an die Stelle der früheren Unternehmer treten könnten, vereitelt werden.

Obwohl das "SIKO-Manifest" Aufmerksamkeit erregte, wurde das eigentliche Ziel, die Gründung einer organisatorisch geschlossenen Gruppe aus ehemaligen Sozialdemokraten, nicht erreicht. Die Kommentare zu dem Entwurf widersprachen einander; während die Revolutionären Sozialisten ihn als eine "geeignete Verhandlungsgrundlage" zur Sammlung aller Gruppen aus der alten Sozialdemokratie betrachteten,⁷¹ vermutete die Gestapo, die das Programm sofort zur Kenntnis genommen hatte, die "SIKO" wolle eine ideologisch breit angelegte Volksfront unter Einschluß der Strasser-Anhänger und christlicher Gewerkschaftler proklamieren,⁷² eine Folgerung, die aus diesem Manifest gerade nicht zu ziehen war. Auch skandinavische Emigrantenkreise um den ehemaligen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Otto Buchwitz beteiligten sich an der Diskussion, blieben jedoch zurückhaltend. Im April 1936 schrieb Buchwitz an Wilhelm Sollmann, die theoretischen Unklarheiten des Sievers-Programms machten es als Ausgangsbasis für eine politische Neuorientierung in der Emigration unbrauchbar.⁷³

VII. Versuche der Zusammenarbeit mit Strasser und Sollmann

Das negative Echo aus den Reihen der eigentlichen Adressaten veranlaßte Sievers, auf mögliche Bundesgenossen zuzugehen, zu denen er schon seit längerer Zeit politische Kontakte hatte, die ihm jedoch wegen mangelnder sozialistischer Prinzipienfestigkeit trotz ihrer Unabhängigkeit von SPD und KPD bisher nicht als geeignete Partner erschienen waren. Die politische Isolation ließ ihm jedoch keine andere Wahl, als einen pragmatischen Kurs einzuschlagen, auch wenn er dabei Gefahr lief, sich "volkssozialistischen" Vorstellungen anzunähern. Den Anknüpfungspunkt für eine erste Begegnung mit Otto Strasser bildete der Widerstand im Reich. Der Kölner Schmied Wilhelm Pertz, seit 1920 Mitglied und dann Funktionär im DFV, koordinierte die illegale Arbeit der Sozialistischen Arbeiterpartei im Kölner Raum mit anderen Widerstandsgruppen, unter denen die Schwarze Front Wilhelm Kayser's besonders rührig agitierte. Kayser propagierte den in Kreisen der Schwarzen Front verbreiteten Gedanken einer antifaschistischen Aktionsgemeinschaft und konnte Pertz dazu bringen, diese Vorstellungen dem ihm persönlich bekannten Sievers zu unterbreiten.⁷⁴ Entweder 1934 oder 1935, – das genaue Datum ist strittig,⁷⁵ – trafen sich darauf Sievers und Strasser zum

70 Wilhelm Sollmann, a.a.O., wollte ausdrücklich alle Antifaschisten mit einbeziehen, da bereits die Revolution von "Männern verschiedener Weltanschauung", nicht von Sozialisten allein vorbereitet worden sei.

71 Mitteilungen der Revolutionären Sozialisten Deutschlands RSD, Nr. 1, vom September 1936; BA, R 58/450.

72 Die KPD sei "wegen der im Programmentwurf enthaltenen nationalbolschewistischen Tendenz" dagegen; Preußische Gestapo Breslau an das Gestapo Berlin, 11. April 1936, a.a.O.

73 Brief vom 19. April 1936, HASK, Nachlaß Wilhelm Sollmann, Box 4, General Correspondence.

74 Vgl. Hans-Josef Steinberg, *Widerstand und Verfolgung in Essen 1933-1945*, Hannover, 2. Aufl., 1973, S. 150ff.

75 Während Steinberg, gestützt auf Gestapo-Akten des Geheimen Staatsarchivs Berlin (Rep. 90 P), das erste Treffen auf den 23. Oktober 1935 in Luxemburg festsetzt, gibt Pertz selbst eine andere Darstellung. Danach haben sich Sievers, Strasser, Sollmann, der KP-Funktionär und Kominternbeauftragte Eikmann und er selbst schon im August/September 1934 in Luxemburg getroffen; Wilhelm Pertz,

erstermal; ob hier schon der definitive Beschluß gefaßt wurde, in Zukunft zusammenzuarbeiten, scheint angesichts der großen politischen Kluft zwischen beiden zweifelhaft. In der Praxis begann die Schwarze Front dagegen bald, auch das von Sievers eingeschleuste Material im Reich zu verbreiten.⁷⁶ Sievers erkannte rasch, daß sich mit Strasser kein ideologischer Konsens herausbilden konnte; was ihn jedoch beeindruckte, war der Aktivismus, der dynamische Schwung Strassers und seiner Anhänger, während ihn sein Eklektizismus trotz der pseudosozialistischen und pseudorevolutionären Phraseologie eher abschreckte. Auch an dem Führerkult, den Strasser um seine Person nach Kräften förderte, stieß sich Sievers, zumal wenn sein eigener Führungsanspruch davon tangiert wurde.⁷⁷ Umgekehrt gab sich auch Strasser bis zu einem gewissen Grade reserviert; er vergaß Sievers nicht die Herkunft aus dem proletarischen Freidenkertum, nahm aber mit Genugtuung zur Kenntnis, daß Sievers die atheistisch-kämpferischen Züge seiner Weltanschauung kaum mehr in die politische Diskussion einbrachte.⁷⁸ Strasser versprach sich von der Verbindung mit Sievers, Sollmann und dem zeitweilig an den gemeinsamen Gesprächen beteiligten katholischen Gewerkschaftsführer Heinrich Imbusch eine "Neuaufgabe jener einstigen Kombination Gregor Strasser – Schleicher – Leipart", die 1933 durch ein Bündnis von Arbeiterschaft und Militär die nationalsozialistische Machtergreifung unter Hitlers Führung in letzter Minute hatten aufhalten wollen. In diesem Sinne plädierte er für ein gemeinsames Aktionsprogramm und die Bildung einer "Revolutionsregierung" im Exil,⁷⁹ ein Vorschlag, den Sievers als völlig unrealistisch zurückwies.⁸⁰

Im Laufe des Jahres 1936 verschlechterte sich das Verhältnis Sievers – Strasser zusehends; nach der Lektüre seines Buches "Der Aufbau des deutschen Sozialismus" sprach Sievers verärgert von tiefem "Unbehagen", das ihm diese "Verschrobenheiten" Strassers bereitet hätten.⁸¹ Auch Gerüchte über finanzielle Zuwendungen an Strasser bewogen Sievers zu größerer Zurückhaltung. Für die Sopade in Prag stand die Finanzierung Strassers durch Sievers sowieso außer Frage. Sollmann gab sich große Mühe, die Sopade-Meldung vom 29. September 1936 zu dementieren, die verbreitet hatte, Sievers subventioniere das Strasser-Organ.⁸² Er, Sollmann, könne nach langen Recherchen sagen, die Finanzhilfen seien vermutlich nur gering gewesen, denn "Sievers ist in finanziellen Dingen sehr hartleibig und bestimmt ein großer Knauserer".⁸³ Sievers selbst wehrte sich gegen derartige Behauptungen mit allen Mitteln und nahm den Streit um die Strasser-Finanzierung zum Anlaß, um den Parteivorstand wiederholt polemisch zu attackieren.⁸⁴ – Engere Kontakte als mit Strasser entwickelten sich ab 1935 zeitweilig zwischen Sievers und Wilhelm Sollmann,⁸⁵

Mein Wissen um die Widerstandsarbeit der Strassergruppen, eidesstattlicher Bericht vom 22.11.1959, Widerstandsarchiv Marburg, Ordner: Bürgerlicher Widerstand, 0/09.

76 Wilhelm Pertz, a.a.O.

77 Das berichtete Sollmann am 26. November 1935 an den PV; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

78 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 1. November 1935, a.a.O.

79 Otto Strasser in einer Mitteilung an Wilhelm Sollmann vom 23. November 1935; HASK, Nachlaß Sollmann, Box 3, General Correspondence.

80 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 24. Dezember 1935, a.a.O. Den Gedanken einer Erneuerung des "Gregor Strasser-Schleicher-Leipart-Bündnisses" griff Sievers 1938 wieder auf; s.: Grundsätzliche Anweisung zum Kampf der sozialen Front, Anlage zum Lagebericht vom 24. Mai 1938, BA, R 58/450.

81 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 5. Juni 1936, HASK, Nachlaß Sollmann, a.a.O. Strassers Buch erschien 1935 in 2. Aufl. in Zürich.

82 Sopade-Rundschreiben, vom 29. September 1936, IISG, Collection Neu Beginnen.

83 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 8. Oktober 1936 aus Birmingham; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

84 Max Sievers an den PV, 19. Dezember 1936, AsD, Emigration Sopade, Mappe 121; vgl. auch Freies Deutschland, Nr. 23, vom 17. Juni 1937.

85 Zur Biographie Sollmanns s. Felix Hirsch, Wilhelm Sollmann (1881-1951), in: Rheinische Lebensbilder, Bd. 6, Köln 1975, S.257-286. Die von Hirsch betreute Diss. von Eugene H. Kist, William Sollmann:

die auch privat miteinander freundschaftlich verkehrten. Im Sollmann-Nachlaß befindet sich eine umfangreiche Korrespondenz mit Strasser, Sievers und der Sopade, der Sollmann als Mitglied des Parteivorstands ständig detaillierte Berichte zur Lage der Emigration in Westeuropa schickte. Diese Briefe brechen, was Sievers anlangt, etwa 1937 ab, in dem Jahr also, als Sollmann in die Vereinigten Staaten ging. Er war, hierin Sievers ähnlich, trotz seiner Parteimitgliedschaft und Parteifunktion ein Einzelgänger, der sich zwar der Sopade verpflichtet fühlte, andererseits aber seine Unabhängigkeit zu wahren wußte. Was ihn mit Sievers verband, scheint persönlicher Respekt auf beiden Seiten gewesen zu sein; politische Übereinstimmung fehlte. Man stelle sich auch den Gegensatz vor: Sollmann, Sozialdemokrat seit 1902, Reformist und Exponent des rechten Parteiflügels, wo er "volkssozialistisches" Gedankengut propagierte. Auf der anderen Seite Sievers: ein Mann, dessen politische Erfahrungen vom Ersten Weltkrieg und in der USPD geprägt worden waren, der in der Weimarer Republik zur Sozialdemokratie stand, aber nach 1933 wieder an seine Vorstellungen von 1918/1922 anknüpfte. Sollmann fragte sich manchmal selbst nach den Ursachen des Vertrauens, das Sievers ihm entgegenbrachte; in einem seiner Briefe an den Parteivorsitzenden Otto Wels mutmaßte er im Juli 1936, Sievers beeindrucke wohl am meisten, daß er – Sollmann – kein Interesse an dem geretteten Freidenkergeld zeige.⁸⁶

VIII. Das Verhältnis zum Prager Parteivorstand

Mehr noch als in ideologischen Positionen schieden sich Sollmann und Sievers in der Beurteilung der Sozialdemokratie und ihres Rumpfparteivorstandes in Prag. Schwierigkeiten bereitet eine genaue Bestimmung der Ursachen des Konfliktes zwischen Sievers und den "Pragern". Nicht nur, daß Sievers über das Versagen der Partei 1933 nicht hinwegkommen konnte, es gab darüber hinaus noch genug andere Gründe für ihn, mit der Sopade nicht zu kooperieren. Nach der Lektüre der einschlägigen Parteikorrespondenz wird deutlich, wie man Sievers auf seiten des PV einschätzte: er war zwar der Vorsitzende des mit 600 000 Mitgliedern größten sozialdemokratischen Kulturverbandes gewesen, man sah aber in der Freidenkerorganisation – mit einem gewissen Recht – eher eine Bestattungsversicherung als eine Weltanschauungsgemeinschaft mit festumrissenen politischen Zielen. Außerdem hatte schon in der Republik die SPD aus Koalitionsrücksichten enge Beziehungen zum DFV gescheut. – Jetzt, in der Emigration, war die Situation anders; mit Hilfe der von ihm herausgegebenen Periodika forderte Sievers unüberhörbar ein Recht auf Mitsprache nicht nur in der Tagespolitik des Exils, sondern auch was die Gestaltung eines künftigen, vom Nationalsozialismus befreiten Deutschlands anging. Das aber stand ihm nach Meinung der Sopade nicht zu. Bei den "Pragern" herrschte der Eindruck vor, daß da jemand Politik machen wollte, der dazu weder Auftrag noch Mandat vorweisen konnte. Das einzige, was diesem *homo novus* den Rücken stärke, seien die Vermögenswerte seines Verbandes, die wohl recht eigentlich der Partei selbst zuständen, jedenfalls nicht unkontrolliert einem einzelnen, und von denen man gar argwöhnen müsse, sie seien nicht durch ein geregeltes Verfahren in die Hände von Sievers gelangt.⁸⁷ Deutlich sprach 1936 Hans Hirschfeld aus, was viele gedacht haben mögen: Sievers glaube, "kraft des Geldes eine politische Rolle spielen zu müssen".⁸⁸ Der Parteivorsitzende Otto

The Emergence of a Social Democratic Leader, University of Pennsylvania 1969, war mir nicht zugänglich.

86 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 11. Juli 1936, AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

87 Von derartigen Gerüchten ist in der Niederschrift des Gesprächs zwischen Vogel und Graul am 23. Juni 1933 in Prag die Rede; cf. Anm. 30.

88 Hans Hirschfeld an Paul Hertz, 23. Oktober 1936; IISG, Nachlaß Paul Hertz, Leitzordner 1f.

Wels fürchtete sogar, Sievers wolle so lange abwarten, bis der Sopade das Geld ausgegangen sei, um dann mit Hilfe der Prager Organisation nach seinen eigenen Direktiven und unter Einsatz seiner Mittel illegale Arbeit machen zu können.⁸⁹

Die Furcht vor politischer Konkurrenz war in Prag nicht unbegründet, wenn man an die Auseinandersetzungen innerhalb der Sopade etwa mit der Gruppe "Neu Beginnen" oder den Revolutionären Sozialisten denkt. Besonders heftig bekämpfte der ehemalige Kieler Parteisekretär Richard Hansen, der nach 1933 die Auslandsvertretung der Sopade in Kopenhagen leitete, alles, was von Sievers kam oder berichtet wurde. Er achtete auch unter den deutschen Emigranten darauf, daß sich die Sozialdemokraten eindeutig zum Prager Kurs bekannten.⁹⁰ Ihn belieferte Sievers ständig mit Materialien, von denen er annahm, Hansen würde sie über seine Kanäle ins Reich weiterbefördern; Hansen dachte allerdings nicht daran und vernichtete die Schriften.⁹¹ Hansens Aversion gegen Sievers und dessen politische Richtung erreichten ein solches Ausmaß, daß sogar die schlesische Gestapo davon erfuhr und 1938 in einem Lagebericht meldete, Hansen habe "einen Verleumdungsfeldzug gegen die SIKO-Bewegung eingeleitet", da sie in Konkurrenz zur SPD stehe.⁹² – All dies konnte Sievers nicht entgehen und bestärkte ihn in seiner Gegnerschaft zur Sopade. In einem Briefwechsel vom Juli 1936 setzten sich Sollmann und Sievers mit dem reformistischen Kurs der SPD auseinander; Sievers machte es Sorgen, daß Sollmann immer zu vermitteln suche und nicht erkenne, welches Gewicht dieser Punkt für ihn habe: "Seit 1918 stehe ich auf dem Standpunkt, daß die Arbeiterbewegung neue Wege gehen muß und dies nur revolutionäre Wege sein können." Seit 1928 habe er resigniert und dazu nichts mehr gesagt, aber die Ereignisse von 1933 hätten gezeigt, daß nur einem sozialistisch-revolutionären Konzept die Zukunft gehöre.⁹³ Sollmann erwiderte, mit der deutschen Arbeiterbewegung sei nur Reformpolitik zu machen: "Man kann nicht mit Organisationen und Menschen, die rein reformistisch aufgebaut und erzogen sind, revolutionäre Politik treiben."⁹⁴ Was Prag angehe, so werde er den Bruch nicht vollziehen, das verstoße gegen seine Auffassung von politischer Ethik, deren "Grundpfeiler die Treue" sei: "Prag ist nun einmal für mich, nicht in allen seinen Personen, sondern als Ganzes die letzte sichtbare Fabel der alten Sozialdemokratie, die uns einmal alles, aber auch alles gewesen ist." Man habe innerhalb der Arbeiterbewegung schon genug Lehrgeld für die Unterbewertung der Tradition bezahlt; auch wenn man eines Tages eine "neue Partei" gründe, werde sie nicht ohne Bestandteile der alten auskommen. Darauf antwortete Sievers, in Sachen PV könne es für ihn keine Einigung mehr geben. Die "Prager" Sozialdemokraten seien nicht als Repräsentanten der Arbeiterbewegung anzusehen, man müsse einen endgültigen Trennungsstrich ziehen und ohne die Sopade neue sozialistische Zielprojektionen entwickeln.⁹⁵ – Sievers' Festhalten an der Gegnerschaft zum Prager Parteivorstand scheint die zunehmende Entfernung zwischen ihm und Sollmann zwar nicht verursacht, aber doch beschleunigt zu haben. Als Sollmann 1937 in die Vereinigten Staaten ging, trat die geographische Distanz hinzu. Ein weiterer Versuch, in der Emigration politische Bündnispartner zu gewinnen, war damit für Sievers gescheitert.

89 Sopade [Wels] an Wilhelm Sollmann, 9. Juli 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

90 Das bekam auch Buchwitz zu spüren; s. Otto Buchwitz, 50 Jahre Funktionär der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin/DDR 1949, S. 154.

91 Richard Hansen an Otto Wels, 6. März 1935; AsD, Emigration Sopade, Mappe 48.

92 Gestapostelle Liegnitz, Lagebericht Januar 1938; BA, R 58/449.

93 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 10. Juli 1936; HASK, Nachlaß Sollmann, Box 1, Biographical Papers and Major Correspondence.

94 Nach einem Brief Wilhelm Sollmanns an Max Sievers vom 16. Juli 1936, a.a.O.

95 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 16. Juli 1936, a.a.O.

IX. "Freies Deutschland"

Vom Herbst 1935 an beschäftigte sich Sievers mit dem Gedanken, eine Zeitung herauszubringen, mit der er seinen politischen Vorstellungen größere Publizität verschaffen könnte. Strasser und Sollmann, die beide über genügend Presseerfahrung im Exil verfügten, rieten dazu, wegen der Kosten höchstens eine regelmäßig erscheinende mehrsprachige Pressekorrespondenz zu wagen.⁹⁶ Der Plan nahm im Laufe des ersten Halbjahres 1936 Gestalt an; man einigte sich auf ein "Aktionskomitee der deutschen Revolution" als Herausgeber, für das Sievers, Imbusch und Strasser namentlich zeichnen sollten, während sich der vorsichtige Sollmann im Hintergrund hielt.⁹⁷ Er beteiligte sich jedoch mit seinem Rat an der Gestaltung, auch informierte er regelmäßig den Prager PV über die Planungsfortschritte.⁹⁸ Was die inhaltliche Realisierung des Vorhabens betraf, hatte Sollmann Bedenken; er sah die Notwendigkeit, "eine wirkliche sozialistische Revue" zu schaffen, "die von hoher Warte aus die sozialistischen Probleme diskutierte", fragte aber nach den Chancen einer solchen Konzeption,⁹⁹ weil Sievers "jede andere Möglichkeit als die sozialistische Revolution" ausschließe, um die faschistische Diktatur zu stürzen. – Ähnliche Besorgnis äußerten manche, die zwar nicht zum "inneren Kreis" gehörten, aber als Freunde von Sievers oder Strasser dem Projekt – auch im Hinblick auf künftige mögliche Mitarbeit – Interesse entgegenbrachten. Man fürchtete, die neue Zeitung könne wegen der Spannung zwischen Sievers und dem PV zu einem Forum für emigrationsinterne Auseinandersetzungen werden.¹⁰⁰ Deshalb regte Fritz Heimann, einer der "Adjutanten" Strassers, an, den Journalisten Wickham Steed, den ehemaligen Chefredakteur der "Times", als Mitarbeiter zu gewinnen und das Blatt "Deutschland im Umbruch" zu nennen,¹⁰¹ – Vorschläge, auf die sich Sievers nicht einließ.¹⁰² Nachdem er zunächst daran gedacht hatte, seine Zeitung im Elsaß oder sogar in Schottland, wo er Beziehungen zu einem Gewerkschaftsbetrieb unterhielt, drucken zu lassen, entschied sich Sievers auf den dringenden Rat Sollmanns für Belgien als Druck- und Verlagsland.¹⁰³ Politische Probleme waren dort offenbar nicht zu überwinden, außerdem verfügten sowohl Sollmann als auch Sievers über Beziehungen zum Kabinett Vandervelde, das eine Lizenz nach Auffassung Sievers schon deswegen erteilen würde, weil hinter diesem Blatt keine politische Organisation bzw. Partei stehe.¹⁰⁴ Die einzige Bedingung der Belgier lautete denn auch, man möge das Periodikum unter einem "chapeau belge" herausbringen, was Sievers in die Tat umsetzte, indem er seine Frau Denise unter ihrem Mädchennamen Wauquier als Herausgeberin fungieren ließ.¹⁰⁵ Am 31. Oktober 1936 erhielt Sievers auf Beschluß der Re-

96 Wilhelm Sollmann an einen "lieben Freund" [d.i. Otto Wels], 31. Dezember 1936; HASK, Nachlaß Sollmann, General Correspondence 1925-33.

97 Wilhelm Sollmann an Max Sievers, 2. April 1936; HASK, Nachlaß Sollmann, Box 1, Biographical Papers and Major Correspondence.

98 Siehe die Briefe vom 18. September, 9. Oktober, 3., 20. und 31. November und 11./19. Dezember 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

99 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 18. September, 9. Oktober, 11./19. Dezember 1936; a.a.O.

100 Wilhelm Sollmann an Otto Wels vom 18. September 1936, a.a.O.

101 Dr. Fritz Heimann an Wilhelm Sollmann, 19. Juni 1936; darin Durchschlag seines Briefes an Sievers vom selben Tag; HASK, Nachlaß Sollmann, a.a.O.

102 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 10. Juli 1936; a.a.O.

103 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 18. September 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

104 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 30. September und 10. Oktober 1936; HASK, Nachlaß Sollmann, a.a.O. Der Kabinettschef von Vandervelde habe Sievers geraten, ein Exposé über das Projekt zur Kenntnis des Ministerpräsidenten einzureichen, das schon abgegeben worden sei.

105 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 22. Oktober 1936; a.a.O. Bereits vorher hatte Sievers in Brüssel eine Vereinigung unter dem Namen "Liberté" gegründet, von der sonst nichts bekannt ist; Vanderveldes Kabinettschef machte ihm Hoffnungen, er brauche nur die Statuten zu ändern und könne dann mit Hilfe der "Liberté" sein Zeitungsvorhaben verwirklichen.

gierung die beantragte Lizenz. Er konnte sich nun daran machen, alle Vorbereitungen für die erste Ausgabe zu treffen, die Anfang des neuen Jahres erscheinen sollte.¹⁰⁶ Nur ein zugkräftiger Name fehlte noch; während Sollmann "Freiheit" vorschlug, dachte Sievers an "Deutsche Zukunft".¹⁰⁷ Auch "Deutscher Kampf" und "Deutscher Kämpfer" wurden ventiliert und verworfen. Erst im Dezember 1936 entschied sich Sievers, der schließlich doch die alleinige Verantwortung als faktischer Herausgeber übernommen hatte, für "Freies Deutschland".¹⁰⁹

Nachdem die grundsätzlichen Probleme hinweggeräumt worden waren, ging Sievers daran, ein Mitarbeiter-Team zusammenzustellen, was sich aber als nicht ganz einfach erweisen sollte. Als ihm die beiden ehemaligen preußischen Ministerialräte Emil Kirschmann und Hans Hirschfeld ihre Mitarbeit anboten und auch noch Max Hofmann, der frühere Schatzmeister des Reichsbanners, dazustieß, glaubte Sievers, eine arbeitsfähige Redaktion gefunden zu haben, zumal Kirschmann die Abonnentenkartei der eingestellten Zeitung "Deutsche Freiheit", Saarbrücken, einbringen wollte.¹¹⁰ Sollmann, der besonders Kirschmann von der gemeinsamen Redaktionsarbeit an der Saarbrücker Zeitung gut kannte, brachte jedoch Sievers von diesem Plan ab, da er die Genannten für ungeeignet hielt. Schließlich gab es weder eine Redaktion noch einen Geschäftsführer, wie ursprünglich vorgesehen; Sievers holte sich als Redakteur Leo Friedmann, der in der Weimarer Zeit gelegentlich auch für die Freidenkerpresse geschrieben hatte, behielt sich aber wichtige Entscheidungen selbst vor und sah in den unbedingt notwendigen festen Mitarbeitern in Brüssel eher Hilfskräfte als gleichberechtigte Partner.¹¹¹ Als freier Mitarbeiter kam Arcadius R.L. Gurland hinzu, der von Paris aus die Wirtschaftsseite für die neue Wochenzeitung bald ganz allein redigierte.¹¹² In Brüssel selbst leistete die Hauptarbeit Friedmann; ihn verband mit Sievers eine lange Bekanntschaft, die bis in die frühen 20er Jahre zurückreichte. In der Weimarer Zeit hatte er u.a. für den "Atheist", unter Theodor Hartwig Organ der Internationale proletarischer Freidenker, gearbeitet. 1933 mußte Friedmann emigrieren; er ging nach Prag, wo er auch für sozialdemokratische Publikationen schrieb, bis ihn Sievers 1937 nach Brüssel rief.¹¹³ Als weiterer Mitarbeiter fungierte Heinz Kühn. Er hatte als "Kreislugendführer des Reichsbanners" in Köln und "führender Funktionär der SAJ Oberrhein" schon kurz nach der Machtergreifung ins Ausland gehen müssen, war aber von Saarbrücken aus noch einmal nach Köln zurückgekehrt. Als die Gestapo davon erfuhr und seine Familie Repressalien aussetzte, floh er zu Verwandten in die Tschechoslowakei. In Prag lernte er Max Sievers kennen, der ihm einen Posten beim Demokratischen Flüchtlingskomitee vermittelte.¹¹⁴ Obschon nach eigenen Aussagen zunächst SAP-Anhänger, sympathisierte Kühn mit den Sieversschen Vorstellungen, wie sie etwa in der "SIKO" entwickelt wurden, da sie ihm "aussichtsreich" erschienen.¹¹⁵ Im Mai

106 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 1. November 1936; a.a.O.

107 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 20. November 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

108 Wilhelm Sollmann an Max Sievers, 18. November 1936; HASK, Nachlaß Sollmann, a.a.O.

109 Max Sievers an Wilhelm Sollmann, 8. Dezember 1936: "Nun habe ich das Kind endlich getauft..."; a.a.O.

110 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 18. September 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122. Zur Deutschen Freiheit s. Lieselotte Maas, Handbuch ..., Bd. 1, S. 149-160.

111 Eine – fehlerhafte – Aufstellung der übrigen freien Mitarbeiter bei Lieselotte Maas, a.a.O., S. 245-148.

112 Arcadius R.L. Gurland (Rud. Lang, Felix Graham, Vexator), 1904-1979, war seit 1923 Mitarbeiter, später Redakteur an sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften (zuletzt 1931/32 Redakteur der Marxistischen Tribüne, Berlin; 1932 stellvertr. Chefredakteur der Volksstimme, Chemnitz); seit 1933 in der Emigration: Brüssel, Paris, New York. Vgl. den Nachruf von Helmut Dahmer und Dieter Emig, in: IWK, Jg. 15 (1979), S. 187f. – Der Verf. hat Prof. Gurland für die gründliche Durchsicht des Manuskripts sehr zu danken.

113 Mitteilung Leo Friedmanns an den Verf. vom 12. April 1977.

114 Heinz Kühn an Erich Ollenhauer, 23. Mai 1945, AsD, Emigration Sopade, Mappe 67. Es handelt sich um den späteren (bis 1978) Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen.

115 A.a.O.

1936 hatte Kühn die Tschechoslowakei aus familiären Gründen verlassen und war nach Brüssel übersiedelt. Hier begegnete er Sievers wieder, der ihm eine Stelle an seinem Wochenblatt verschaffte.¹¹⁶ Gegen Ende der Zusammenarbeit löste sich Kühn in politischer Hinsicht von Sievers, schloß sich aber keiner anderen Gruppe des Exils an. Seine Neigungen gehörten fortan eher dem ISK, in dessen Zeitschrift "Sozialistische Warte" er 1939/40 zahlreiche Artikel unter Pseudonym veröffentlichte.¹¹⁷

Ein gewichtiges Problem war der Aufbau eines Vertriebsnetzes innerhalb der deutschsprachigen Emigration und für das Reich. In Anlehnung an das System der von der Sopade unterhaltenen Grenzsekretariate beauftragte Sievers Otto Buchwitz und Hermann Graul mit der Bildung von Stützpunkten in Kopenhagen und Prag. Beide hatten eine doppelte Aufgabe: einmal die illegale Verbreitung ins Reich hinein zu organisieren und dann umgekehrt mit Hilfe der gleichen Kanäle Nachrichten über verwertbare Interna des Dritten Reiches zu beschaffen. Gerade der letzte Aspekt gewinnt an Bedeutung, wenn man bedenkt, in wie hohem Maße der Informationswert der Exilpublizistik von derartigen Direktverbindungen mit Deutschland abhing.

Von Kopenhagen aus lieferte Buchwitz neben seiner Verteilertätigkeit regelmäßig Beiträge für das "Freie Deutschland" und reiste häufig nach Brüssel, um sich dort neue Instruktionen zu holen.¹¹⁸ Hermann Graul hielt den Kontakt zur Sopade, obwohl ihm der PV zu Anfang mißtraute: Sievers war aufgefordert worden, für den ehemaligen Geschäftsführer des DFV eine "Ehrenerklärung", was politische Zuverlässigkeit und persönliche Integrität anging, abzugeben.¹¹⁹ Graul hatte gute Beziehungen zu alten Freidenkergruppen in Sachsen und Schlesien, die illegal weiterarbeiteten und auf die er bei der Nachrichtenbeschaffung aus dem Reich rechnen konnte. Außerdem bemühte er sich, neue Verbindungsleute anzuwerben, um sein Informations- und Vertriebsnetz weiter auszubauen. Gelegentlich griff er dabei auf Personen zurück, die in ähnlicher Funktion für die Sopade arbeiteten.¹²⁰ Graul folgte bis 1939/40 dem politischen Kurs, den Sievers angab, blieb aber innerlich der Sopade verbunden. Als er während des Krieges in Basel Asyl fand, bekannte er sich wieder offen zum reformistischen Kurs der Exilpartei;¹²¹ auch sein freundschaftlicher Briefwechsel mit Otto Braun weist in diese Richtung.¹²²

Am 14. Januar 1937 erschien die erste Ausgabe der Wochenschrift "Freies Deutschland"; Angaben über die Auflagenhöhe und darüber, ob sie sich bis 1939 veränderte, schwanken.

116 Wilhelm Sollmann an Otto Wels, 19. September 1936; er habe einen ihm von Köln her bekannten Studenten Kühn getroffen, der "jetzt viel bei Sievers verkehrt und wohl etwas von ihm unterstützt wird"; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

117 Vgl. H.H. Frans, Antinational oder international?, in: Sozialistische Warte, Jg. 14 (1939), Nr. 22, S. 535-537; E. Hellmuth, Probleme der Demokratie und der Freiheit, in: a.a.O., Jg. 14 (1939), Nr. 42, S. 1006-1008; ders., Das soziale Fundament des Bündnisses, in: a.a.O., Jg. 15 (1940), Nr. 2, S. 56-58; ders., Die Rote Armee vor Indien, in: a.a.O., Jg. 15 (1940), Nr. 4, S. 116-118; ders., Probleme der deutschen Kriegsführung, in: a.a.O., Jg. 15 (1940), Nr. 7, S. 192-195; ders. Kriegsbriefe an die deutschen Erzieher im Felde, in: a.a.O., Jg. 15 (1940), Nr. 8, S. 237-240.

118 Nach der Besetzung Dänemarks wurde Buchwitz 1940 in Kopenhagen verhaftet und später durch den Volksgerichtshof zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt; BDC, VGH-Akten Buchwitz.

119 S.o., Anm. 87

120 S. "Vernehmung des Schutzhaftgefangenen Fritz Spier vom 24.6.1937"; BA, R 58/450. Wichtigster V-Mann Grauls war der Eisendreher und Gastwirt Gerhard Neumann aus Görlitz; er wurde für seine Verbindungstätigkeit vom VGH 1943 zum Tode verurteilt. Die Prozeßakten, die sich gleichermaßen im BA und IfZ befinden, vermitteln einen detaillierten Eindruck von der Anwerbetätigkeit Grauls und Neumanns, bei der auch die finanziellen Mittel Grauls eine gewisse Rolle spielten; IfZ, VGH-N bzw. Fa 117/204; Handakten des Oberreichsanwalts in der Strafsache gegen G. Neumann; BA, R 60/I 551.

121 Interview mit Hans Nassauer in Frankfurt/M. am 3. März 1972, IfZ, Zeugenschrifttum, Nr. 2265, Bd. 1.

122 Geheimes Staatsarchiv Berlin, Nachlaßteil Otto Braun, Nr. 87.

Zunächst wurden 5 000 bis 6 000 Exemplare von jeder Nummer gedruckt, eine Zahl, die sich bis 1939 auf etwa 3 000 verringert haben könnte.¹²³ Die politische Aufgabe, die sich das neue Blatt gestellt hatte, war die Sammlung der Sozialisten, die, ohne eine neue Partei zu begründen, den Faschismus stürzen wollten.¹²⁴ „Freies Deutschland“ verstand sich als Nachfolgepublikation der zwangsweise eingestellten Oppositionsblätter „Deutsche Freiheit“ (Saarbrücken) und der „Volksstimme“ (Danzig). Es erhob den Anspruch, das „andere Deutschland, das Deutschland des Friedens“ zu vertreten.¹²⁵ – Man konnte erwarten, daß Sievers mit diesem Projekt in Kreisen der Sopade auf Ablehnung stoßen würde. Zu groß waren die politischen Differenzen, zu denen die Furcht hinzutrat, „Freies Deutschland“ könne sich zur Konkurrenz des Sopade-Organs „Neuer Vorwärts“ entwickeln. Paul Hertz, der freilich kaum objektiv urteilte, fand die erste Ausgabe „so kläglich“, daß er „gar kein Verlangen habe, die weiteren Nummern anzusehen“, und behauptete, das sei „wohl auch ein allgemeiner Eindruck“. ¹²⁶ Ähnlich negativ äußerten sich die Grenzsekretäre in Brüssel und Kopenhagen, Gustav Ferl und Richard Hansen.¹²⁷ Das Organ des ISK, „Sozialistische Warte“, polemisierte gegen einen aufwendig gestalteten Werbeprospekt: „Alles in Allem: ein grobschlächtig aufgemachtes Reklameunternehmen kleineren Stils.“¹²⁸ – Ungeachtet solcher Vorbehalte konnte sich „Freies Deutschland“ in den drei Jahren seiner Existenz einen festen Platz innerhalb der deutschsprachigen Exilpresse sichern. Natürlich fehlen Aufstellungen mit genauen Daten über Verbreitungsgrad und Leserkreis, doch ergeben sich aus deutschen Polizeiakten interessante Hinweise auf die Wirkung der Zeitung nicht nur im Reich, sondern auch innerhalb der Exilgruppen des europäischen Auslands, soweit die Gestapo in der Lage war, sie zu observieren.¹²⁹ Weitere Informationen bezog sie aus anderen Publikationen des Exils; außerdem ergaben die Verhöre von politischen Häftlingen, die man als Sievers-Anhänger identifizieren konnte, manche Aufschlüsse. Schließlich verfügte die politische Polizei über genug Zuträger aus den Reihen der Emigration selbst, die sie für Spitzeldienste in Anspruch nehmen konnte.¹³⁰ – Zu einer schlüssigen Beurteilung der sogenannten „SIKO-Gruppe“ und ihres Initiators gelangte die Gestapo nicht; zu widerspruchsvoll fielen die bei ihr einlaufenden Berichte aus.¹³¹ Welcher der sozialistischen Gruppen des Exils Sievers zuzurechnen sei, mußte für sie – auch im Hinblick auf die verwirrenden Kontakte zu den „Volks-

123 Der Brüsseler Grenzsekretär Gustav Ferl spricht in einem Brief vom 3. Februar 1937 von 5 000 Exemplaren; die Startauflage sei höher gewesen, doch gebe es noch keine zuverlässige Übersicht, was den Absatz betreffe; AsD, Emigration Sopade, Mappe 39. Leo Friedmann nennt 6 000 bis 8 000 Exemplare pro Nummer; Mitteilung vom 12. April 1977. Die Zahl erscheint als recht hoch und wird sich bis 1939 sicherlich verringert haben. Der Oberreichsanwalt nimmt ca. 3 000 Exemplare an und dürfte damit für die letzte Zeit recht haben. Den Pariser Vertrieb besorgte bis Ende 1938 Karl Gröhl; etwa 15 Zeitungskioske in Paris nahmen das Blatt in ihr Sortiment auf, verkauft wurden im Durchschnitt 200 bis 300 Exemplare von jeder Nummer; cf. Karl Retzlaw, *Spartakus*, 407f.

124 *Freies Deutschland*, Nr. 1, vom 14. Januar 1937, und SIKO, Ausgabe: *Ratlose Führung*, vom 20. Februar 1937.

125 So in einem 1937 in Kopenhagen verteilten Werbeflugblatt, Abschrift in: BDC, VGH-Akten Sievers.

126 Paul Hertz an Hans Hirschfeld, 26. Januar 1937, IISG, Nachlaß Paul Hertz, Leitzordner 1f.

127 Gustav Ferl an Sopade, 3. Februar 1937, und Richard Hansen an Curt Geyer, 9. März 1938; AsD, Emigration Sopade, Mappen 39 und 49.

128 *Sozialistische Warte*, Jg. 13 (1938), Nr. 18, vom 25. März 1938.

129 Vgl. BA, R 58/450 und 591.

130 Siehe z.B. den Spitzelbericht eines sehr gut informierten sozialistischen Emigranten in Brüssel; Anlage eines Schreibens der Deutschen Gesandtschaft in Brüssel an das Auswärtige Amt vom 19. Mai 1934; PA, Inland II A/B 83-75; in Auszügen wiedergegeben in: *Die deutsche politische Emigration 1933-45. Katalog zur Ausstellung in Oberhausen*. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg 1972, S. 96-101.

131 Berichte vom 23. und 27. Januar 1939, und Rundschreiben der Gestapo vom 14. Juli 1939; s.a. Gestapo Breslau an Gestapo Berlin vom 19. April 1936: Sievers trete für die Volksfront ein, um sein schlechtes Gewissen wegen der entwendeten Freidenkergelder zu beruhigen; BA, R 58/450.

sozialisten" Sollmann, Strasser und Jaksch¹³² – genauso offen bleiben wie die Frage, ob sich die "SIKO-Gruppe" als feste Organisation oder nur als lockerer Freundeskreis verstanden habe.

X. "Unser Kampf gegen das Dritte Reich"

Im Jahre 1939 erschien in Stockholm ein Buch von Sievers, "Unser Kampf gegen das Dritte Reich", in dem er noch einmal seine Politik zusammenfassend erklärte. Hielt er sonst im wesentlichen an seiner bekannten Konzeption fest, so zeichnete sich in der Beurteilung der Sozialdemokratie eine Abkehr von früheren Positionen ab, die in manchem an die Ideen Wilhelm Sollmanns erinnert. Einen reformistischen Grundzug schrieb Sievers der Partei nun von Anfang an zu; die revolutionäre Programmatik sei nur scheinradikale Phrase gewesen. Im Kaiserreich habe man an eine revolutionäre Politik *realiter* gar nicht denken können.¹³³ Über Sollmann hinausgehend konstatierte er, Mitglieder und Funktionäre der Partei hätten 1918/19 wie auch 1933 versagen müssen, weil sie von der bürgerlichen Demokratie die Realisierung ihres Programms erwartet hätten. 1933 habe ihr Kampf dem Faschismus und nicht der bürgerlichen Gesellschaftsordnung gegolten und eine Niederlage sei in dieser Auseinandersetzung deshalb unausweichlich gewesen.¹³⁴ Der Sieg des Faschismus habe, so behauptete Sievers weiter, zugleich das Schicksal der bürgerlichen Gesellschaft besiegelt;¹³⁵ auf den Faschismus könne darum nur eine sozialistische Gesellschaft folgen.¹³⁶ – Ein in sich schlüssiges Modell einer künftigen sozialistischen Demokratie legte Sievers allerdings nicht vor. Wie er sich in der Praxis die neue, demokratisch orientierte Gesellschaft allein auf der Grundlage demokratischer Mitgestaltung von den Betrieben her ohne ein funktionierendes Mehrparteiensystem vorstellte, bleibt letztlich unklar; insofern sind Zweifel an der inneren Logik seines Systems angebracht.

In neueren Darstellungen zur Emigration wird Sievers manchmal dem "Volkssozialismus" zugeordnet,¹³⁷ ohne daß die Literatur überzeugend nachweist, warum er derartigen Vorstellungen verpflichtet gewesen sein sollte. Bemühungen, diesen Begriff befriedigend zu definieren,¹³⁸ vermochten bisher nicht zu überzeugen. Etwas summarisch läßt sich vielleicht sagen, daß der "Volkssozialismus" die Nation und "die Skala der nationalen Gefühlswelt"¹³⁹ für die Arbeiterbewegung neu entdeckte,¹⁴⁰ wohingegen er bereit war, die marxistische

132 Während eines Erholungsaufenthaltes in Belgien traf Wenzel Jaksch 1936 auch mit Sievers zusammen; Mitteilung Sollmanns an Wels vom 18. September 1936; AsD, Emigration Sopade, Mappe 122.

133 Max Sievers, Unser Kampf gegen das Dritte Reich, Stockholm 1939, S. 11.

134 A.a.O., S. 112.

135 A.a.O., S. 100.

136 A.a.O., S. 121.

137 Vgl. Mit dem Gesicht nach Deutschland, S. 234 und Werner Röder, Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien, S. 63.

138 Beispielsweise Paul Sering [d.i. Richard Löwenthal], Was ist Volkssozialismus?, in: Zeitschrift für Sozialismus, Karlsbad, Jg. 3 (1936), S. 1105-1136; Nachdruck: Glashütten i.Ts. 1970. Dazu Erich Matthias, Sozialdemokratie und Nation, bes. S. 225-229, wo ausführlich auf den Sering-Artikel eingegangen wird. Eine Ausnahme bildet der instruktive Aufsatz von Martin K. Bachstein, Der Volkssozialismus in Böhmen: Nationaler Sozialismus gegen Hitler, in: Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum, Bd. 14 (Festschrift Bosl), München/Wien 1973, S. 340-371.

139 Wilhelm Sollmann, Sozialistische Machtpolitik, in: Zeitschrift für Sozialismus, Karlsbad, Jg. 3 (1935), S. 758-765, S. 763.

140 Max Sievers, Unser Kampf gegen das Dritte Reich, S. 66, unterschied den Mißbrauch nationalen Denkens durch die bürgerliche Klassengesellschaft von einem innerhalb des Proletariats berechtigten Nationalgefühl, das chauvinistische Exzesse ausschließe.

Methode aufzugeben.¹⁴¹ Seine größere Affinität zum Nationalsozialismus als zu genuin sozialdemokratischem Gedankengut isolierte ihn von der Mehrzahl der sozialistischen Parteien.¹⁴² Das Denken in ständestaatlichen Kategorien¹⁴³ und die Hochschätzung der Volksgemeinschaft in Antithese zur Klassensolidarität sind weitere Kennzeichen "volkssozialistischer" Entwürfe, wie sie vor allem von einigen Wortführern der deutschsprachigen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei entwickelt worden sind. — Sievers stand, wie seine Schrift von 1939 ausweist, diesen Vorstellungen ablehnend gegenüber. Wollte man seine Konzeption zur Gestaltung künftiger Politik im befreiten Deutschland mit einem griffigen Schlagwort benennen, so käme vielleicht der Begriff "Rätesozialismus" in Betracht. Dabei schwebte Sievers eher ein fortgeschriebenes, die Erfahrungen von 1918/19 aufnehmendes Modell vor.

XI. Das Ende

Die sich ankündigenden Kriegereignisse führten dazu, daß die Wochenzeitung "Freies Deutschland", die inzwischen in Creil/Nordfrankreich herauskam, ihr Erscheinen im Spätsommer 1939 einstellte.¹⁴⁴ Sievers versuchte deshalb, das Blatt in den Vereinigten Staaten weiterzuführen. Im Februar 1940 fuhr er nach New York und bereitete zusammen mit Gurland, der um dieselbe Zeit in die USA gegangen war, eine erste provisorische Ausgabe vor.¹⁴⁵ Sievers führte außerdem größere finanzielle Transaktionen durch, da ihm die Anlage des gesamten Freidenkerrestvermögens in der Schweiz angesichts der politischen Lage wohl zu unsicher schien.¹⁴⁶ Man wird annehmen dürfen, daß er mit dem Gedanken spielte, vorübergehend seinen Wohnsitz in die Vereinigten Staaten zu verlegen, zumal sich Europa im Kriegszustand befand. Doch kurz vor dem Einmarsch deutscher Truppen in Holland und Belgien kehrte Sievers nach Belgien, wo sich seine Frau noch aufhielt, zurück. Die Besetzung des Landes durch die Deutschen wenig später machte eine Übersiedlung in die USA unmöglich. Noch bevor die Wehrmacht ganz Belgien erobert hatte, wurde Sievers zusammen mit Hermann Graul im Mai 1940 von

141 Sievers dagegen hielt die marxistische Analyse für die unverzichtbare Grundlage jeder sozialistischen Politik; er warf den marxistischen Theoretikern allerdings vor, daß sie sich mit ihrer "kühlen, alles aus der politischen Stratosphäre betrachtenden Wissenschaft" zu weit von den "seelischen Imponderabilien", d.h. den emotionalen Bedürfnissen der Massen, entfernt hätten. A.a.O., S. 35f.

142 Martin K. Bachstein, *Der Volkssozialismus in Böhmen*, a.a.O., S. 370.

143 Gerade das lehnte Sievers rundweg ab: Ständestaatliches Denken sei der untaugliche Versuch, "zwischen einer pseudorevolutionären faschistischen Ideologie und einer kapitalistischen Wirklichkeit eine Kompromißlösung herbeizuführen". Max Sievers, *Unser Kampf ...*, S. 19.

144 Letzte Ausgabe: Nr. 34, vom 24. August 1939; schon Anfang 1938 wurde Creil/Oise bei Paris neuer Druckort, da die belgische Regierung durchblicken ließ, sie könne aus Neutralitätsgründen nicht länger antideutsche [sic!] Publikationen im Lande dulden. Der bei Lieselotte Maas, *Handbuch ...*, Bd. 1, S. 245, genannte neue "Chefredakteur" Boulois war in Wirklichkeit der französische Drucker, der seinen Namen hergeben mußte, weil Sievers als Ausländer nicht als Herausgeber fungieren konnte; Mitteilung Leo Friedmanns vom 13. September 1977.

145 Bis zur geplanten Fortsetzung des Blattes in den Vereinigten Staaten erschienen vier Broschüren quasi zur Überbrückung: a) [ohne Verfasserangabe] *Der sonderbare Krieg*, Stockholm – Januar – 1940; b) Max Sievers, *Wohin?* /Manfred [d.i. Leo Friedmann], *Der innere Kriegsschauplatz*, New York – April – 1940; c) [ohne Verfasserangabe] *Kriegswirtschaftliche Halbjahresbilanz des Dritten Reiches*, Anhang I: *Die Wirtschaftsplanung Berlin-Moskau*, Anhang II: *Der Handel mit Südosteuropa*, o.O. und o.J.; d) [ohne Verfasserangabe] *Debatte um ein Kriegsziel. Hitlers brüchige Totalität*, o.O. und o.J.

146 Offenbar zahlte er größere Beträge auf ein Nummernkonto der Amalgamated Bank ein, die der Gewerkschaft Amalgamated Clothing Workers gehörte; nur seine Frau und er hatten das Verfügungsrecht über das Konto. Ausweislich eines Briefes dieser Bank an Margarethe-Emma Krause vom 10. Oktober 1957 befanden sich dort zu diesem Zeitpunkt noch zwei auf die Namen von Max und Denise Sievers lautende Wertpapiere im Nennwert von je 10 000 Dollar; Bestand Krause.

den belgischen Behörden interniert und mit einem Häftlingstransport nach Südbelgien gebracht.¹⁴⁷ Nach einem deutschen Luftangriff auf den Gefangenenzug konnte Sievers nach Parturages entkommen, wo er seine Frau wiedertraf. Als man den Ort bald darauf vor den anrückenden Deutschen evakuierte, mußten beide Parturages wieder verlassen. Die Flucht ging quer durch Frankreich in Richtung auf die Schweizer Grenze; doch die verzweifelte Hoffnung, hier Asyl zu erhalten, erfüllte sich nicht, das Ehepaar Sievers wurde an der Grenze zurückgewiesen. Auf der Rückreise nach Nordfrankreich/Belgien verhaftete die Gestapo Sievers zum ersten Mal. Seine guten Französischkenntnisse und die unanfechtbar scheinenden Personalpapiere trugen dazu bei, daß man ihn nicht identifizierte. In Chérenge an der belgisch-französischen Grenze fand das Ehepaar im August 1940 ein Unterkommen.¹⁴⁸ Hier entwarf Sievers eine Reihe von Artikeln, die sich mit dem Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege beschäftigten. Die Manuskripte der beiden nur dem Titel nach bekannten Studien "Lösungsmöglichkeiten" und "Nach dem Waffenstillstand" gelten heute als verloren.¹⁴⁹ Die angespannte wirtschaftliche Lage im besetzten Nordfrankreich bewog Sievers, der sich und seine Frau mehr schlecht als recht mit landwirtschaftlichen Gelegenheitsarbeiten ernährte,¹⁵⁰ durch einen Vertrauensmann von Hermann Graul aus Basel Geld beschaffen zu lassen. Anfangs schien das riskante Unternehmen zu glücken: Der Mittelsmann, ein belgischer Bergarbeiter aus der Familie von Denise Sievers, hatte bereits auf dem Rückweg die Grenze erreicht, als er festgenommen wurde, weil er die Herkunft des Geldes, das er bei sich trug, nicht verraten wollte. Unter dem Druck der Vernehmungen gab er dann Herkunft und Empfänger der vermutlich nicht unbeträchtlichen Summe preis. So wurde Max Sievers am 3. Juni 1942 von der Gestapo zum zweiten Mal festgenommen, der er jetzt nicht mehr entkommen sollte. Was folgte, waren langwierige Verhöre, bei denen Frau Sievers zeitweise anwesend sein mußte, zunächst noch in Belgien, dann im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee. Nach dem Zeugnis seiner Frau bekannte sich Sievers hier freimütig zu seinen politischen Zielen.¹⁵¹ Am 19. Oktober 1943 erhob der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof Anklage gegen ihn. Sievers wurde vorgeworfen, "von April 1933 bis zu seiner Festnahme im In- und Ausland, insbesondere in Brüssel, den marxistischen Hochverrat als führender Emigrant durch die jahrelange Herausgabe von Hetzschriften [...] sowie durch die Aufrechterhaltung enger Beziehungen zu marxistischen Emigranten agitatorisch und organisatorisch vorbereitet und damit die Feinde des Reiches begünstigt zu haben".¹⁵² Dem Gericht war Sievers nicht nur aus den Akten anderer, bereits beendeter Verfahren vor dem VGH bekannt;¹⁵³ zwischen dem Präsidenten des VGH und ihm bestand eine alte persönliche Feindschaft, die noch aus den Tagen herrührte, in denen Sievers vom damaligen KPD-Anwalt Roland Freisler in einen Beleidigungsprozeß verwickelt worden war, weil er den Anwalt einen "berufsmä-

147 Was im Text folgt, beruht auf einem Brief Grauls an Angelica Balabanoff vom 1. Oktober 1945; IISG, Sammlung Angelica Balabanoff.

148 Graul berichtet, das Ehepaar sei nach Parturages gegangen; Heinz Kühn spricht von einem nicht näher bezeichneten Ort an der belgisch-französischen Grenze; AsD, Emigration Sopade, Mappe 75, Brief vom 8. März 1945. Die Anklageschrift des VGH nennt Chérenge an der Grenze, aber auf französischer Seite als letzten Aufenthaltsort. Sievers habe dort unter dem Namen 'Loth', für den er eine Identitätskarte besaß, gelebt; BDC, VGH-Akten Sievers.

149 Die Arbeit: Lösungsmöglichkeiten, beschlagnahmte die Gestapo bei der Festnahme; der Inhalt des Artikels: Nach dem Waffenstillstand, wurde in den Vernehmungen rekonstruiert; a.a.O.

150 Die Tochter berichtet von einer Kaninchenzucht; Befragung Krause.

151 Das bezeugt ausdrücklich Heinz Kühn (s.o., Anm. 148), der Näheres von Denise Sievers erfuhr. Von den Sieversschen Briefen aus Plötzensee ist nur noch ein Schreiben an seine Schwester Grete erhalten; Bestand Krause.

152 BDC, VGH-Akten Sievers.

153 BDC, VGH-Akten Buchwitz und die Akten des Verfahrens "gegen Glass und Andere".

gen Ehrabschneider und Verleumder" genannt hatte.¹⁵⁴ Daran mag sich Freisler während der Verhandlungen ebenso erinnern haben wie an den Artikel der "SIKO" von 1936, der sich mit der personellen Zusammensetzung des VGH befaßte und das Richterkollegium als eine "Kolonie pensionierter Verbrecher" charakterisierte.¹⁵⁵

Aus dem Plädoyer des Oberreichsanwalts ging schon hervor, daß nur die Todesstrafe in Betracht kam: "Es ist kein Zweifel, daß der Angeschuldigte, der nach der äußeren Tatseite geständig ist, mit der geschilderten jahrelangen Betätigung in der Emigration nur das eine Ziel gekannt und hartnäckig verfolgt hat, nämlich den gewaltsamen Sturz [dieser]¹⁵⁶ nationalsozialistischen Regierung herbeizuführen, um an deren Stelle in Deutschland eine in Anlehnung an kommunistische Ideen gebildete Herrschaft des Proletariats zu setzen."¹⁵⁷ – Eine der Rechtsgrundlagen des Urteils,¹⁵⁸ das Freisler selbst am 17. November 1943 verkündete, bildete die Entscheidung des VGH vom 13. März 1936, die den Deutschen Freidenker-Verband als "hochverräterische Organisation" eingestuft hatte.¹⁵⁹ Indes führte Freisler diesen Spruch gar nicht erst an. Kennzeichnend für Urteil und Begründung waren denn auch weniger die Sievers zur Last gelegten Straftaten, als ideologisch-politische Anwürfe, die den Gegner bis in seine Individualsphäre verfolgten, sein Handeln *a priori* als verbrecherisch brandmarkten und so jede subjektive Wertbezogenheit dieses Handelns in Abrede stellen konnten. Ganz im Sinne enger Freund-Feind-Schablonen klingen die letzten Sätze der Urteilsbegründung: Der Angeklagte habe alles zugegeben, wenn er auch der Wertung des Gerichts nicht folge, "aber es kommt nicht auf seine Wertung an, sondern auf die des Nationalsozialismus. Wenn deshalb Sievers meint, sein Verschulden bestehe darin, daß er anders ist als der Nationalsozialismus, so ist das völlig gleichgültig. Auch das ist ein Verschulden, wenn man diesem Anderssein gegen den Nationalsozialismus Ausdruck verleiht [. . .]. Eine andere politische Weltanschauung, noch dazu feige vom Ausland her und mit Unterstützung des Auslandes mit den Mitteln der Gewalt und der Zersetzung unserer Wehrmacht propagieren, zu organisatorischem Zusammenschluß um der Erreichung dieses Ziels aufrufen, uns die Welt als Feinde auf den Hals hetzen, indem man uns als Friedensstörer, Kriegstreiber und kulturlose Barbaren hinstellt, das ist ein solcher Verrat am deutschen Volke, daß er nur mit dem Tode gesühnt werden kann".¹⁶⁰

Anfang 1944 wurde Sievers in das berüchtigte Zuchthaus Brandenburg-Görden verlegt, wo man das Todesurteil am 17. Januar vollstreckte.¹⁶¹ Als Zeugnis seiner persönlichen Standhaftigkeit bis zum Ende können die Sätze gelten, die sein Mithäftling und Freund, Dr. Max Metzger, ein katholischer Geistlicher, den er im Gestapo-Keller in der Prinz-Albrecht-Straße kennengelernt hatte und dann in Brandenburg wiedertraf, schon am 29. August 1943 in einem Brief niederschrieb: "Wenn ich von meiner Umwelt spreche, dann denke ich dabei [. . .] an den Vorsitzenden des Deutschen Freidenker-Verbandes, der bis vor ein paar Tagen mein Bettnachbar war. Trotz der weltanschaulichen Kluft, die uns trennte, standen wir uns doch in gegenseitiger Achtung näher als andere; ich fand in ihm den Cha-

154 Befragung Krause.

155 SIKO, Ausgabe: Dem Winter entgegen, vom 10. Oktober 1936.

156 Wort unleserlich, wahrscheinlich "dieser".

157 BDC, VGH-Akten Sievers.

158 Zum Folgenden s.a. Walter Wagner, Der Volksgerichtshof im NS-Staat, Stuttgart 1974, S. 156ff.; Wagner lag nur die Abschrift des Urteils vor, die sich im BA befindet.

159 Vgl. Leipziger Kommentar, 6. Aufl. 1944, § 83, Anm. II 2.; ebenso wie Wagner, a.a.O., war auch dem Verf. keine Einsicht in diese Akten, die sich im Zentralen Staatsarchiv der DDR befinden, möglich.

160 BDC, VGH-Akten Sievers.

161 Den Vollzug der Hinrichtung meldete der Reichsminister der Justiz am 18. März 1944 an den Führer und Reichskanzler in der Führerinformation, Nr. 177; IfZ, NG 730.

rakter, der vornehm und gerecht urteilte und gute Kameradschaft pflegte – ich möchte meinen, in ihm wirkt unbewußt etwas weiter von christlicher Erziehung vieler Jahrhunderte deutscher Geschichte.“¹⁶²

Bei einer zusammenfassenden Beurteilung des Wirkens von Max Sievers stellt sich die Frage, inwieweit es ihm gelungen ist, für seine Ideen eine organisatorische Grundlage zu schaffen. Anders ausgedrückt: Hat die „SIKO-Gruppe“ je als Institution existiert, ist sie gleichermaßen eine Konstruktion der Gestapo geblieben – oder ein nicht einlösbarer, im letzten Betracht illusionärer Anspruch Sievers' selbst und seiner Vertrauten? Schon die Anklageschrift hat darauf eine Antwort gegeben: Hinter den publizistischen Bemühungen seien die organisatorischen Aktivitäten in den Hintergrund getreten; es sei Sievers mehr um den „ideellen Zusammenhang“ seiner Anhänger gegangen.¹⁶³ Dieser Wertung ist mit der Einschränkung zuzustimmen, daß Sievers auf die Gründung einer eigenen Organisation erst verzichtete, als mehrere Anläufe in dieser Richtung mißlungen waren. Neben politischen hatte das persönliche Ursachen; sein an rätesozialistischen Vorstellungen orientiertes Programm stieß bei keiner Fraktion des Exils auf ungeteilte Zustimmung, – weniger denn je ließen die sozialistischen Gruppen in der Ausnahmesituation des Exils die Bereitschaft erkennen, sich gemeinsam auf ein bestimmtes Programm festlegen zu lassen. Auch hatte Sievers nicht die Fähigkeiten eines Parteiführers, der unbeschadet seiner Integrationsfunktion den eigenen Standpunkt durchzusetzen in der Lage gewesen wäre. Ohnehin besaß persönliche Solidarität in der Emigration Seltenheitswert. Im Gegenteil, nach dem treffenden Ausdruck von Joachim Radkau wurden „Zank und Rechthaberei [...] zum sprichwörtlichen Merkmal von Exilpolitik“ überhaupt.¹⁶⁴ Die Neigung zu beidem war freilich bei Sievers nicht unterentwickelt und die finanzielle Unabhängigkeit wird dazu beigetragen haben, sein beträchtliches Selbstbewußtsein über die Maßen zu stärken. So verdammt er einmal (1938) die gesamte Emigration in Bausch und Bogen: „Nur Fäulnis“ habe sie seit 1933 erzeugt ohne „die Spur einer politischen Idee“; es sei vertane Zeit, „diesen vergreisten Träumereien noch Aufmerksamkeit zu schenken“. Mit Recht bemerkt Radkau, wie fragwürdig solch undifferenzierte Werturteile sind.¹⁶⁵ An ihnen zeigt sich aber auch die politische und menschliche Vereinsamung, in die Sievers mit der Zeit geriet. Ende der dreißiger Jahre verstanden ihn auch manche der ehemaligen Freunde nicht mehr. Das Verdikt, seine „autoritär-egozentrische [...] Art“ habe ihn „zu jeder kollegialen Zusammenarbeit unfähig gemacht“ und die Verbindung zu anderen Gruppen des Exils unerträglich belastet, scheint als abschließendes Fazit jedoch ungerechtfertigt hart.¹⁶⁶

Sievers gehörte gewiß nicht zu den bekannten Theoretikern des Exils, stand aber mit seinem Leben für die von ihm als richtig erkannten sozialistischen Zielvorstellungen ein. Eine Haltung, die jenseits etwaiger privater Unzulänglichkeiten und logischer Schwächen seiner Konzeption noch heute Respekt abnötigt.

Die beiden heute in der Bundesrepublik bestehenden Freidenkerverbände bemühen sich nach Kräften, an die historische Tradition ihrer Bewegung und besonders an das Wirken Max Sievers' anzuknüpfen. Doch stimmen die Versuche nachträglicher Vereinnahmung

162 Berliner Stimme, vom 14. Mai 1955; Max Metzger wurde am 17. April 1944 in Brandenburg hingerichtet. Von dem freundschaftlichen Verhältnis zwischen beiden berichtet auch Walter Hammer in einem Brief an Karl Retzlaw vom 6. August 1954; IfZ, Archiv Walter Hammer, ED 106, Bd. 57.

163 BDC, VGH-Akten Sievers.

164 Joachim Radkau, *Das Elend deutscher Exilpolitik*, S. 108.

165 Gegen den Strom, Nr. 1 (März 1938), zitiert nach Joachim Radkau, a.a.O., S. 118.

166 Brief Heinz Kühns vom 8. März 1945 an den PV; AsD, Emigration Sopade, Mappe 67. Kühn fährt allerdings, sein Urteil abmildernd fort, man dürfe nicht vergessen, daß trotz allem „Sievers als anständiger Kämpfer unserer Idee gefallen [sei]“.

skeptisch: Immer entzog sich Sievers denen, die ihn für ihre Richtung beanspruchen wollten. Innerhalb der sozialistischen Emigration war und blieb er ein Einzelgänger, aber mit seinen vielfältigen politisch-publizistischen Unternehmungen hat er einen Einfluß ausgeübt, der nicht länger unterschätzt werden sollte.

GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG UND SPRACHVERKÜMMERUNG ODER: FRANK DEPPES PLATONISCHE LIEBE ZUR GEWERKSCHAFT

Von Martin Henkel und Rolf Taubert

Wer jemals die Märchen aus Tausendundeiner Nacht in der Übersetzung von Enno Littmann gelesen hat, erinnert sich sicher an jene Stellen, an denen man plötzlich erstaunt feststellt, daß man schon – mitten im Prosatext – seit einigen Zeilen Verse liest. Oft handelt es sich an einer solchen Stelle um ein sogenanntes *wasf*, ein Liebeslied, in dem die Schönheiten der oder des Geliebten (oder auch eines Pferdes) von Kopf bis Fuß in allen Einzelheiten durch Vergleiche geschildert werden. Es geht dabei jedoch nicht um das besondere Schöne, sondern um die Übereinstimmung mit einem kanonisierten Schönheitsideal; dem entspricht die vergleichsweise konventionelle Topik – z.B. fehlt nie der Vergleich mit dem Mond – und eine sprachliche Eigentümlichkeit des Arabischen (im Persischen geht das noch besser): Man kann ungeheuer viele Zeilen auf ein und dieselbe Reimsilbe enden lassen. Im Deutschen ist ein solches *wasf* schwer nachzuahmen. Ein – trotz der Holprigkeit des Rhythmus – doch recht gelungenes Beispiel fanden wir in Frank Deppes Buch „Autonomie und Integration“.¹ Der Dichter besingt also seine Geliebte wie folgt:

„Die Möglichkeit einer ‘Öffnung nach links’ stellt sich also im Vergleich zur Vorbereitung einer ‘Öffnung nach rechts’, die sich selbst noch auf dem Boden der von der sozialliberalen Regierung betriebenen ‘Restaurationspolitik’ entwickeln konnte, derzeit und in der nahen Zukunft als eine unwahrscheinliche Entwicklungsvariante bundesdeutscher Politik dar. Eine entscheidende Voraussetzung für die Stärkung des Einflusses sozialistischer Positionen innerhalb und außerhalb der SPD ist dabei die Entwicklung des gesellschaftlichen und politischen Bewußtseins der Lohnabhängigen sowie der Kampffähigkeit ihrer gewerkschaftlichen Organisationen. Die Erfahrung anderer hochentwickelter kapitalistischer Länder zeigt jedoch zugleich, daß sich ohne die Existenz einer starken kommunistischen Partei, die in der Arbeiterschaft und in der Gewerkschaftsbewegung verankert ist, weder eine kontinuierliche Vermittlung von Klassenerfahrung und der politischen Perspektive einer Veränderung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung noch eine praktische ‘Öffnung nach links’ durchzusetzen vermag.“

Bei der Betrachtung von Beziehungen zwischen der objektiven Polarisierung der Klasseninteressen und der realen bzw. möglichen Neuformulierung politischer Strategien soll noch kurz auf die Frage nach der Entwicklung des politischen Bewußtseins und Verhaltenspotentials der Intelligenz eingegangen werden. Ohne Zweifel hat die Intelligenz in der BRD im vergangenen Jahrzehnt, also seit der Entstehung der ‘Studentenbewegung’ eine besonders exponierte Rolle in den gesamtgesellschaftlichen Politisierungsprozessen gespielt. Das hat zunächst einen besonderen, nationalen Grund: Gerade weil in der BRD um die Mitte der 60er Jahre die Tradition der klassenbewußten Arbeiterbewegung völlig verschüttet bzw. liquidiert schien, entwickelte sich die Politisie-

1 Frank Deppe, Autonomie und Integration. Materialien zur Gewerkschaftsanalyse (=Schriftenreihe für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, Bd.9), Marburg/Lahn: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft 1979. 243 S.

rung der Studenten – wie der jungen Intelligenz insgesamt – relativ selbständig und isoliert gegenüber Prozessen der Bewußtseinsentwicklung in der Arbeiterklasse. Diese Ungleichmäßigkeit bildete einerseits eine Schwäche dieser Bewegung, andererseits stellte sie eine hohe Verantwortung an sie. Als sozialistische Bewegung stand sie nämlich vor der historischen Aufgabe, selbst einen Beitrag zur Überwindung dieser Ungleichmäßigkeit zu leisten. Die Differenzierung der Studentenbewegung im Übergang zu den 70er Jahren reflektierte noch diese Widersprüchlichkeit. Ein Teil der antiautoritären Bewegung löste sich in die verschiedenen Sekten auf, die – wenn auch nun unter dem Firmenschild kommunistischer Bünde und Parteien – sich von dem elitären Führungsanspruch der Studentenbewegung gegenüber der Arbeiterbewegung nicht lösen konnten. Ein anderer Teil entwickelte – ausgehend von der Bestimmung der sozialen Annäherungsprozesse von Arbeiterklasse und Intelligenz und ihrer gemeinsamen Interessen gegenüber dem Kapital – eine Politik, die nicht nur Inhalte und Formen der studentischen Interessenvertretung sondern auch die Ziele dieser Bewegung eng mit dem jeweils fortgeschrittensten Stand der demokratischen und der klassenbewußten Arbeiterbewegung zu verbinden wußte.

Gewiß hat der Erfolg dieser Politik der 'gewerkschaftlichen Orientierung', die von marxistisch orientierten Studentenverbänden konzipiert und praktisch getragen wurde,²⁶ erheblich dazu beigetragen, den Zerfalls- und Auflösungsprozeß der antiautoritären Jugendbewegung aufzuhalten und umzukehren. Die Studentenbewegung in der BRD ist in diesem Zeitraum stärker geworden, weil sie bewußter geworden ist. Da der erste Aufschwung der Studentenbewegung u.a. als eine Reaktionsform der Intelligenz auf die Krise 1966/67 und die mit ihr verbundene ideologische Orientierungskrise interpretiert worden ist, hätte es nahegelegen, mit dem Eintritt in die bislang schwerste Wirtschaftskrise und im Zusammenhang mit der erfolgreichen Festigung der Politik der gewerkschaftlichen Orientierung nunmehr einen erneuten Aufschwung in der Politisierung der Intelligenz zu erwarten. Tatsächlich läßt sich jedoch unter dem Druck der Wirtschaftskrise – mit der Folge der Arbeitslosigkeit und der allgemeinen Verunsicherung der beruflichen Perspektiven der Intelligenz,²⁷ der bildungspolitischen 'Gegenreform' und der staatlichen Repressionsmaßnahmen (vor allem der Berufsverbote) – eine außerordentlich differenzierte Entwicklung des politischen Bewußtseins der Intelligenz verfolgen. Es scheint, als ob sich die Polarisierung der gesellschaftlichen Klassengegensätze, wie sie sich in den gewerkschaftlichen Kampfkationen des Jahres 1978 zugleich als Keimformen der Entwicklung eines Lagebewußtseins der Lohnabhängigen reflektierten,²⁸ gerade nicht in eine stärkere Orientierung des Massenbewußtseins der Intelligenz auf die allgemeinen Klassenauseinandersetzungen und die Arbeiterbewegung umsetzt.²⁹ Vielmehr tritt der Politik der gewerkschaftlichen Orientierung in mannigfaltigen Schattierungen eine Tendenz der resignativen Entpoliti[sierung] und der Individualisierung gegenüber. Im Kern handelt es sich dabei um eine Reaktivierung von ständischen Privilegieninteressen der Intelligenz, die sich sowohl in der Anpassung an konservative Wertvorstellungen als auch in der Hinwendung zur Selbstreflexion des Individuums und seiner deformierten Bedürfnisstruktur und schließlich – wenn auch nur am Rande – in der verzweifelten Aggressivität gegen die herrschende Ordnung und die Arbeiterbewegung Geltung verschafft. Der herrschende Kulturbetrieb feiert die Krise des marxistischen Denkens und die Wiedergeburt des 'Individuums' wie der neuen 'Innerlichkeit' und macht dabei seine Geschäfte.

In der Erfahrung der Krise durch die Intelligenz treffen sich verschiedene Momente der 'Marginalisierung' der Intelligenz, die ihrerseits neurotische Symptome einer Identitäts- und Orientierungskrise hervorbringt.³⁰ Auf der einen Seite wirkt der Proletarisierungsdruck, der durch die Verunsicherung der beruflichen Perspektiven erzeugt wird. Die Überwindung dieser Widersprüche kann freilich nur durch den Gegendruck einer allgemeinen gesellschaftlichen Bewegung erfolgen, die sich die Veränderung der Herrschaftsstrukturen und des politischen Kräfteverhältnisses zum Ziel setzt. Zumal in der BRD muß jedoch die Erfahrung des Widerspruchs zwischen der Schwäche einer solchen Bewegung und der Unmittelbarkeit der individuellen Verunsicherung die Tendenz zur individuellen Lösung dieses Widerspruchs verstär-

ken. Hinzu kommt, daß die Selbstreproduktion des Intellektuellen – besonders die des Studenten – einhergeht mit der Aneignung von Wissen, das – wenn schon die Funktion dieser Wissensaneignung für die Qualifikation der eigenen Arbeitskraft zutiefst problematisiert ist – aber doch die ständige Möglichkeit der Identifikation mit dieser Aneignung von Wissen als einer Form der intellektuellen Bewältigung der eigenen Lebenssituation eröffnet. Dieser Widerspruch zwischen der praktischen Erfahrung der 'Marginalisierung' und der theoretischen Reflexion ihrer Bedingungen produziert selbst noch verschiedene Formen des politischen Masochismus, der Legitimation der 'Ghettoisierung' der eigenen Lebensweise, in der sich das intellektuelle Privileg des 'absoluten Wissens' zu bestätigen vermag.²

Wie kommt ein solcher Stil zustande? Sieht man sich den Text genauer an, so erkennt man, daß sich erstens fast alle Substantive als Abstrakta bezeichnen lassen – daher die Reime auf -ung –, und daß zweitens diese Abstrakta, die ja zu Zuständen geronnene Tätigkeiten wiedergeben, die eigentlichen Bedeutungsträger des Textes sind. Wir glauben, daß wir in dieser von Deppe so virtuos gehandhabten Stilisierung der Sprache eine Sprach- und Denkform wiedererkennen können, die wir als den Platonismus-Leninismus bezeichnen möchten.

Wir möchten das Funktionieren dieses Phänomens zunächst an einem anderen etwas einfacheren Beispiel erläutern, bevor wir Schlüsse für die Deppesche Gewerkschaftstheorie ziehen. Hans Mottek, der bekannte DDR-Wirtschaftshistoriker, benutzt auf den Seiten 6f. des zweiten Bandes seiner "Wirtschaftsgeschichte Deutschlands"³ etwa folgende Konstruktionen:

- es hatte Widerstand gegeben
- es gab Anfänge einer Kritik
- diese Anfänge kamen zur Entfaltung
- das fand seinen Ausdruck
- die Unruhen manifestierten den Willen
- kam in der Verweigerung zum Ausdruck
- der Widerstand erhöhte die Neigung
- machte die Verrottetheit sichtbar
- hatte sich die Überlegenheit gezeigt
- zu einer Erschütterung geführt
- die seine Möglichkeit [Mottek meint wahrscheinlich Fähigkeit] schwächte.

Die Reihe dieser Beispiele zeigt: Die Stilform wird zwanghaft angewendet. Wie leicht wäre es zu sagen: „... machte sichtbar, das X verrottet war“. Nein, Mottek muß unbedingt das Wort „Verrottetheit“ verwenden, das es ja gar nicht gibt. So kann es nicht ausbleiben, daß Mottek sich gelegentlich in seinen komplizierten Konstruktionen verhaspelt: „Diese Erlangung eines bescheidenen Anteils der Großbourgeoisie an der politischen Macht...“⁴ das mußte ja passieren! Schlechter Stil? Oder ist dieser Stil Ausdruck einer bestimmten Denkweise, die nur in diesem Stil vorgetragen werden kann? Wir glauben das letztere.

Der gemeine Menschenverstand nimmt an, daß es unter den verschiedenen Formen, Politik und Geschichte zu machen, manche gibt, die man, wenn man die Kriterien angibt, unter dem Namen "Reformen" systematisieren kann und andere, die man in Hinblick auf bestimmte Merkmale als "Revolutionen" auffaßt. Jedenfalls handelt es sich in beiden Fällen um ein

2 A.a.O., S.22-24. Das Gedicht geht so weiter bis zur letzten Seite. Die von uns zitierten Verse handeln nicht unmittelbar von der Gewerkschaft; aber auf den Inhalt wollen wir hier gar nicht eingehen.

3 Hans Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, 3 Bde, Berlin/DDR, Bd.2: Von der Zeit der Französischen Revolution bis zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung, 2. Aufl., 1974. Unsere Sprachkritik an Mottek ist ebenfalls angedeutet in: Martin Henkel und Rolf Taubert, Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts, Frankfurt/M. 1979.

4 Hans Mottek, a.a.O., S. 16.

Handeln von Menschen. Für Mottek dagegen gehen die Ideen der Revolution und der Reform jedem konkreten Handeln von Menschen voraus: Preußen tritt in das erste Stadium der bürgerlichen Revolution ein.⁵ Wenn diese Formulierung irgendeinen Sinn hat, dann doch den, daß es erst einmal "die bürgerliche Revolution" als solche gibt, unabhängig von ihrem historischen Stattfinden; sie ist schon da, man braucht nur in sie einzutreten. Eine wirkliche, historische, datierbare, erlebbare, machbare Revolution ist also eigentlich nur eine Emanation, eine Offenbarung des Wesens der Revolution.

Nicht Stein und Hardenberg oder sonst jemand machen Reformen, sondern "es kommt zu Reformen",⁶ wobei Mottek mit anklingen läßt, daß es eigentlich zu etwas anderem hätte kommen sollen. Die Opposition wächst, die Reaktion dringt vor – man könnte Seiten füllen mit Beispielen für diese Stilform.

"Es lag im Interesse des Proletariats"⁷ an diesem Satz wird wohl am deutlichsten, daß die Motteksche Stilform nicht beliebig ist. Versucht man ihn ins Deutsche zu übersetzen, gerät man in heillose Widersprüche. "Das Proletariat wollte" – das Sprachgefühl sagt einem, daß hier etwas nicht stimmt. "Die Arbeiter wollten" – jetzt stimmt es sprachlich, aber historisch stimmt es nicht. Denn die Arbeiter wollten ja eigentlich noch nie (man mag das bedauern!), was im Interesse des Proletariats lag. Die richtige Übersetzung von "Es lag im Interesse des Proletariats" ist demnach: "Die Arbeiter hätten eigentlich wollen müssen". Das Proletariat und sein Interesse existieren nicht in der vorfindlichen Realität. Es handelt sich um Ideen im Sinne Platons, denen die real vorfindlichen Entsprechungen nur als unvollkommene Abbilder gegenüberstehen.

Um Bücher wie das von Mottek zu verstehen, muß man (wenn er nicht gerade Daten und Tabellen liefert) immer folgenden komplizierten Gedankengang vollziehen: Von den Realien redet Mottek insofern und nur insofern, als sie Widerspiegelungen der Grundideen des Platonismus-Leninismus sind. Von den Stein-Hardenbergschen Reformen etwa redet Mottek nicht in Hinblick darauf, was die Initiatoren sich dabei gedacht haben, wie sie es angestellt haben und was die Auswirkungen waren, sondern eben nur in dem Sinne, daß sie „die Erlangung eines bescheidenen Anteils der Großbourgeoisie an der politischen Macht“⁸ waren, während eine Revolution, die ja eigentlich auf der Tagesordnung stand [!], wohl die Erlangung eines unbescheidenen Anteils . . . gewesen wäre.

Jetzt können wir zu Deppe zurückkehren. Sein Buch versteht man nicht, wenn man nicht erkennt, daß er auch dann, wenn er ganz konkret von den Gewerkschaften des Deutschen Gewerkschaftsbundes, dem Vorsitzenden Heinz Oscar Vetter, ihrer Politik usw. spricht, nicht die wirklichen Gewerkschaften des DGB usw. meint, sondern vom Abbild der Idee der Gewerkschaft in der Wirklichkeit handelt – einem in manchem mangelhaften Abbild freilich. Nur so ist Deppes Definition dessen zu verstehen, was Gewerkschaft ist:

"Gewerkschaften sind freiwillige Vereinigungen (Koalitionen) von Lohnabhängigen. Ihr Zweck liegt in der Vertretung und Durchsetzung der sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Interessen der unselbständigen Lohnarbeiter gegenüber dem Kapitel und seinen Vereinigungen sowie gegenüber dem Staat . . . Das Mittel zur Herstellung dieser Interessenvereinigung ist die Solidarität . . ."⁹

Es ist deutlich: Hier haben wir die Definition der Idee der Gewerkschaften vor uns. Das merkt man schon an der Häufigkeit der statischen Abstrakta. Zugleich aber soll diese Defini-

5 Vgl. a.a.O., S.8.

6 Ebd.

7 A.a.O., S.12.

8 A.a.O., S.16.

9 Frank Deppe, Autonomie . . ., S.88.

tion sich auf die Gewerkschaften heute in der BRD beziehen — obgleich Deppe sehr wohl weiß, daß die vorfindlichen Gewerkschaften nie mehr als einen Organisationsgrad von 35 % erreicht haben.¹⁰ Überhaupt ist von der Idee der Gewerkschaft her an den wirklichen Gewerkschaften viel zu kritisieren. Sie füllen den Rahmen ihrer Tätigkeit nicht aus, sie wehren sich nicht gegen den Antikommunismus.¹¹

Gerade das unterscheidet das Abbild vom Urbild, denn schon aus der oben gegebenen Definition geht ja hervor, daß Gewerkschaften eigentlich nur in ihrer kommunistischen Interpretation wirklich Gewerkschaften sind. D.h., wenn die wirklichen Gewerkschaften Kommunisten und Sozialisten aus sich herausdrängen, dann entfernen sie sich von ihrem eigenen Wesen.

Daran sind aber meistens „Kräfte“ schuld. Kräfte sind meist reaktionäre Kräfte. Denn aus der Definition folgt ja schon, daß die Gewerkschaft die Interessen der Arbeiter in fortschrittlicher Weise vertritt. Wenn die Gewerkschaft also bei sich, mit ihrem Urbild weitgehend identisch ist, ist sie natürlich fortschrittlich. Wer den Gewerkschaftsfrieden stört, ist also per definitionem reaktionär und rechts. Wenn allerdings rechte Kräfte innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften auf den Plan treten, dann müssen sich auch linke, fortschrittliche Kräfte bilden, um den Schaden wieder zu heilen.¹²

Freilich kann das Abbild vom Urbild abweichen, aber es kann nichts dem Urbild Widersprechendes abbilden, und es kann auch nichts abbilden, was im Urbild nicht vorhanden ist. So hat die Deppesche IG Metall im Winter 78/79 für die Öffnung des Wegs zur 35-Stundenwoche gekämpft;¹³ wie der Kampf ausgegangen ist, das fehlt bei Deppe. So haben die Gewerkschaften dem Antikommunismus und der staatlichen Repression nicht genug Widerstand entgegengesetzt;¹⁴ aber daß dieser Antikommunismus vielleicht Bestandteil gewerkschaftlicher Strategie gewesen sein könnte (was mindestens für die IGBE nachgewiesen ist), wird nicht erwogen. Überhaupt hält Deppe das KPD-Verbot für antigewerkschaftlich — in seiner Konzeption von Urbild und Abbild ist das nur konsequent, denn nur die kommunistischen Gewerkschaftsinterpreten sind die richtigen; und so muß er denn auch billig darüber staunen, daß derselbe Adenauer-Staat, der antigewerkschaftlich die Kommunisten unterdrückte, die Gewerkschaften als Sozialpartner anerkannte.¹⁵ Ebenso hält Deppe das Verbot des spontanen Streiks für eine „Beschränkung“ — er meint Einschränkung autonomer gewerkschaftlicher Handlungsspielräume,¹⁶ als ob nicht das Verbot des nicht gewerkschaftlich angeleiteten Streiks gerade eine Stärkung der Gewerkschaften bedeutet hätte. — Das ist das eine: Das Abbild kann nicht das Gegenteil vom Urbild sein. Das andere aber ist: Das Abbild kann auch keine Züge haben, die das Urbild nicht hat. Z.B. hat der Deppesche DGB keine BfG, keine Neue Heimat, obwohl beides ja vielleicht gar nichts Schlimmes ist. Nur: Es war bei Marx halt nicht vorgesehen.

Eine Gewerkschaftstheorie, die etwa versucht, davon auszugehen, welche Funktionen Gewerkschaften im gegenwärtigen sozioökonomischen und politischen System haben, lehnt Deppe ausdrücklich ab; und hier müssen wir auf den Umgang des Inhabers der absoluten Idee von der Gewerkschaft mit konkurrierenden 'Kräften' eingehen, und hier wird es wirklich un erfreulich.

Im besten Fall begegnet Deppe anderen Ansätzen mit geradezu rührender Verständnislosigkeit, wenn er z.B. Karl Heinz Roth, der darüber sicherlich höchlichst betrübt sein wird, ent-

10 A.a.O., S.47f.

11 Vgl. a.a.O., S.42ff.

12 A.a.O., S.215ff.

13 A.a.O., S.33.

14 A.a.O., S.84.

15 A.a.O., S.83f.

16 A.a.O., S.84.

gegenhält, die Konsequenz seines Ansatzes sei, daß man die Geschichte der Arbeiterbewegung gar nicht mehr als Einheit verstehen könne.¹⁷ Im schlimmeren Falle arbeitet er mit jenem Trick, der von Leuten seiner Couleur immer wieder gegen linke Kritiker angewendet wird. Und das geht so: Unter konservativen Integrationsideologien greift er sich besonders den in der Tat unsäglichen Goetz Briefs heraus und kann dann leicht die linken Gewerkschaftstheoretiker Bergmann, Jacobi etc. erledigen, weil diese mit jenem darin übereinstimmen, daß es keine gewerkschaftliche Autonomie mehr gebe.¹⁸ Obwohl sich Deppe ausdrücklich von einer Methode des „Fertigmachens“ anderer Theorien distanziert,¹⁹ ist seine Methode doch nichts anderes. Sachlich hat Deppe der Zustandsbeschreibung von Jacobi usw. nichts entgegenzusetzen, deshalb beschränkt er sich darauf, ihnen vorzuwerfen, daß sie einen Standpunkt von 'außen' in die Gewerkschaften hineinragen, daß sie über so periphere Dinge wie das Mitgliederinteresse schreiben (statt über das objektive Interesse der Lohnabhängigen), und daß sie unwichtige Dinge wie die 'Unvereinbarkeitsbeschlüsse' für den Ausdruck bürokratischer Organisationsstrukturen 'ausgeben'.²⁰ Die Deppeschen Gewerkschaften, um das noch nachzutragen, kennen nämlich das Problem der Bürokratisierung nicht, keine Entscheidungsstrukturen, die von oben nach unten verlaufen, ritualisierte Tarifverhandlungen usw. Bereits in dem großen Gedicht auf **-ung** haben wir eine Stelle zitiert, in der der Anhänger einer Sekte mit 0,4 % Wählern Anhänger von Sekten mit 0,2 % Wählern Sektierer nennt, ein Intellektueller, der Gewerkschaftern Handlungsanweisungen geben will, anderen Intellektuellen vorwirft, daß sie Gewerkschaften Handlungsanweisungen geben. Es geht weiter:

„Heute lassen sich oft jene als 'neue Philosophen' und Avantgardisten des Antimarxismus feiern, die noch vor einem Jahrzehnt – vor allem während des Pariser Mai 68 – als die wortgewaltigen Protagonisten eines elitären Führungsanspruchs der revolutionären Intelligenz gegenüber der Arbeiterklasse auftraten. Mit sicherem Gespür haben sie erkannt, daß heute mit der modischen Kommerzialisierung des 'brillanten Geistes' keine linken, sondern nur noch rechte Geschäfte [!] zu betreiben sind.“²¹

Was Deppe während der Studentenbewegung gemacht hat, spielt wohl keine Rolle; daß er heute als Professor, Beamter des bürgerlichen Staates auf Lebenszeit (wenn auch erst nach einigen Auseinandersetzungen) wenig Grund hat, sich zu beschweren, daß er sich nicht gut genug verkaufen konnte, ist auch nur am Rande wichtig. Wichtig erscheint uns der denunziatorische Unterton, den wir vor allem deshalb betonen, weil uns die folgenden Zeilen sicher als Denunziation des braven Deppe und seiner Gesinnungsgenossen von jenen entgegengehalten werden, die noch nie gegen Berufsverbote waren, die Gewerkschaftsausschlüsse rechtfertigen, wenn sie sich gegen „Sektierer“ richten!²²

Warum schreibt ein Mann ein Liebesgedicht? Doch sicherlich nur, weil er seine Chancen bei der Angebeteten verbessern will. Also, in Prosa: Frank Deppe möchte mit seinem Buch die Chancen seiner ideologischen Freunde (sagen wirs doch offen, es ist in unseren Augen nichts Schlimmes: Deppes Positionen sind die der DKP) bei den Gewerkschaftsführungen erhöhen. Deshalb werden konkurrierende Galane ('Sektierer') runtergemacht, und deshalb werden ständig die eigenen ehrenhaften Absichten betont. In der Tat, dieser Liebhaber, dem manche vorwerfen, er wolle sich in den Besitz der Gewerkschaften setzen, will gar nicht viel: einen Handkuß vielleicht will er geben, dann ist er schon zufrieden. Es ist anzunehmen, daß Deppe genau weiß, was er sagt: „Auch bei den Wahlen für die Aufsichtsräte nach dem neuen Mit-

17 Weshalb mag Karl-Heinz Roth sein Buch wohl "Die 'andere' Arbeiterbewegung" genannt haben?

18 Frank Deppe, Autonomie . . ., S.131ff und S.179ff.

19 A.a.O., S.183.

20 Ebd.

21 A.a.O. S.24f.

22 Vgl. a.a.O., S.42.

bestimmungsgesetz von 1976 erzielten die DGB-Gewerkschaften mit 85 Prozent der Aufsichtsratsmandate für 'Arbeitnehmervertreter' einen großen Erfolg und erteilten damit den Standes- und Spalterorganisationen eine eindeutige Niederlage.²³ Allein der Bindestrich zwischen den (rechten) Standes- und den (linken) Spalterorganisationen zeigt, wie weit dieser Liebhaber zu gehen bereit ist, nur um einen freundlichen Blick von der Angebeteten zu erhaschen. Und das, obwohl die DKP trotz all' der Mühe, die sie sich um die Gewerkschaften macht, keinen einzigen dieser Aufsichtsratsposten hat und wohl auch kaum je einen bekommen wird! (Übrigens kommt das System der gewerkschaftlichen Mitbestimmung bei Deppe sonst kaum vor; in der Tat läßt sich ja die Existenz von gewerkschaftlichen Aufsichtsräten mit der Deppeschen Idealtheorie der Gewerkschaft nur sehr schwer vereinbaren). In diesem Sinne möchten wir Deppes Werben unterstützen. „Was für ein Unsinn!“ schrieb er ehrlich entrüstet und mit Recht einer Redakteurin der „Frankfurter Rundschau“, die ihm in eines seiner statements zur Gewerkschaftsbewegung das Wort „revolutionär“ hineingemogelt hatte.²⁴ Revolutionen haben ja wohl mit dem Handeln von Menschen mit radikalen Bedürfnissen zu tun. Menschen aber kommen in Deppes Gewerkschaftstheorie nicht vor.

Der Autor selbst? Er versteckt sich hinter Verobjektivierungen seiner subjektiven Ansichten: „... es kann davon ausgegangen werden ...“,²⁵ „heute lassen sich ...“,²⁶ oder gar: „Der Gang [!] der geschichtlichen Entwicklung ...“.²⁷

Die gewerkschaftlichen Führer, Funktionäre, Bürokraten oder wie man diese gewiß für eine Theorie der Gewerkschaften wichtige Gruppe sonst bezeichnen will, sie kommen kaum vor. Und die Arbeiter und Angestellten, die ja vielleicht doch auch nicht ganz unwichtig sind? Sie interessieren nur als die Materie, die in der Gewerkschaft zusammengeschlossen ist. Die 60-70 % Nichtorganisierten fallen dabei gleich unter den Tisch, wodurch sich auch zeigt, daß die 30-40 % Organisierten ebenfalls überflüssig sind. Denn Gewerkschaft ist die Gewerkschaft ja nicht durch das Denken und Handeln ihrer Mitglieder, sondern ohnehin per se, eben weil sie Gewerkschaft ist. Ansonsten interessieren die Arbeiter als die stofflichen Träger von Arbeiter- bzw. Lage- bzw. Klassenbewußtsein in Keim-, entfalteter und sonstiger Form. Die Menschen, über die Frank Deppe schreibt, und zwar in einem Buch aus der Reihe „Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung“ stecken in Tabellen und in Wörtern wie Arbeiterbewegung, Interessenvertretung, Mitgliederbewegung. (Eine Teilmenge der Menge Arbeiter ist die Menge der Mitglieder; ist damit die Mitgliederbewegung ein Teil der Arbeiterbewegung?) Nein, dieser Liebhaber hat keine lüsternen, sinnlichen Interessen! Mag die wirkliche Gewerkschaft ein Verhältnis mit der SPD, eins mit dem Kapital und ein drittes mit dem bürgerlichen Staat haben – Frank Deppe wird an ihre Reinheit glauben. Mögen Gewerkschaftsführer Streiks verhindern, ins Leere laufen lassen; mögen Gewerkschaftsmitglieder austreten oder nur noch murrend ihren Beitrag zahlen (für beides, für das Murren wie für das Zahlen gibt es gute Gründe!) – Frank Deppe wird selig bei dem Gedanken sein, daß er und seine Freunde die einzigen sind, die die Gewerkschaft bis in den Grund ihres Herzens hinein verstehen. —

23 A.a.O., S.36.

24 Frankfurter Rundschau, vom 15.10.1979. Hier ist vielleicht der Ort, auf den Eiertanz hinzuweisen, den Deppe um die Leninsche Theorie von Gewerkschaft und Partei aufführt. In der Tat ist das sogenannte „Hamann-Interview“, das Marx 1869 gab und in dem er die Autonomie der Gewerkschaften gegenüber der Arbeiterpartei behauptet haben soll, etwas fragwürdig. Die gegenteilige These Lenins hat zwar keine Begründung in irgendeiner Äußerung Marxens; Deppe hält sie trotzdem für marxistisch, aber eigentlich wiederum doch nicht, denn dann entstände ja die Frage: welche Partei soll den DGB anleiten? Vgl. Frank Deppe, Autonomie ... (S.99ff) Geärgert hat uns Deppes Interpretation des Leninschen „Von außen“ (a.a.O., S. 103). Deppe hält seine Leser (also auch uns) offenbar für Idioten.

25 A.a.O., S.25

26 A.a.O., S.24.

27 Ebd.

Der Gang der geschichtlichen Entwicklung zeigt jedoch, daß davon ausgegangen werden kann, daß eine Verwirklichung der mit soviel Aufopferung vorgetragenen Aufforderung zur Erhörung daran scheitern wird, daß gewisse Kräfte sie mit Nichtbeachtung strafen werden.

GEGLÜCKTE UND MISSLUNGENE INTEGRATION DEUTSCHER EMIGRANTEN IN DEN NIEDERLASSUNGSLÄNDERN (1933-1945). EIN TAGUNGSBERICHT

Von Helmut Müssener

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft rief, und (fast) alle, alle kamen. Und dies zu einem Kolloquium, das vom 3. - 5. September 1979 auf der Reisenburg bei Günzburg stattfand und dem Problem der Integration deutscher (und österreichischer) Emigranten in den Aufnahme-, Niederlassungsländern gewidmet war. — Es war seit langem die erste größere Zusammenkunft von Exilforschern in Westeuropa. In seiner Begrüßungsansprache stellte der Referent der DFG, Manfred BRIEGEL, der für ihren „Schwerpunkt Exilforschung“ zuständig ist, denn auch die Veranstaltung unwidersprochen in die Nachfolge der Symposien von Stockholm (1969), Kopenhagen (1972) und Wien (1975). Er sparte dabei allerdings das Kolloquium der Akademie der Wissenschaften in Berlin/DDR aus, das im November 1978 unter dem Motto „Deutsche Literatur im internationalen antifaschistischen Widerstand 1933-1945. Kampfbedingungen und Kunsterfahrungen“ stattgefunden hatte (vgl. hierzu den Bericht von Lothar Schirmer, in: *IWK*, Jg.14 (1978), S.502-510). Bezeichnend hierfür war ferner, daß lediglich ein einziger Wissenschaftler, Helmut MÜSSENER (Stockholm), aus dem 'neutralen' Schweden an beiden Tagungen als Referent teilnehmen konnte. Immerhin hatten aber außerdem ihm auch noch Lutz WINCKLER (Hamburg), Jost HERMAND (Madison, Wisconsin), Viktor SUCHY (Wien) und Walter HUDER (Berlin-West) ihre Auftritte in Berlin-Ost, während Gäste aus dem sogenannten sozialistischen Lager auf der Reisenburg nur durch ihre Abwesenheit glänzten. Dabei blieb offen, ob sie nicht kommen durften/konnten/wollten; es wurde lediglich davon gemunkelt, daß das immer noch nicht ausgehandelte Kulturabkommen zwischen Bundesrepublik und DDR sich wieder einmal als Hemmschuh erwiesen habe. Jedenfalls war sehr bedauerlich, daß es erneut zu keinem Dialog zwischen Ost und West kommen konnte, haben doch beide Seiten in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Exilforschung Erstaunliches und Vorzeigenswertes geleistet. Umso bemerkenswerter waren daher ferner gewisse Lücken in der Phalanx des bundesdeutschen Exilforschungs-Establishments. Werner BERTHOLD, Leiter der Exilabteilung der Deutschen Bibliothek in Frankfurt/M., war in Ferien, und Hans-Albert WALTER (Hamburg), Inhaber des einzigen Lehrstuhls für Exilliteratur in der Bundesrepublik, war zwar eingeladen, hatte sich aber, wie während der Tagung kolportiert wurde, desinteressiert (!) gezeigt; es fehlten auch Lutz WINCKLER, der während der Beurlaubung Walters dessen Lehrstuhl verwaltet, und Walter HUDER. Dennoch kam, von den obigen Einschränkungen einmal abgesehen, ein durchaus repräsentativer, 35 Personen umfassender Kreis von Geschichts-, Literatur- und Sozialwissenschaftlern aus der Bundesrepublik, den USA, Kanada, Frankreich, Österreich, den Niederlanden und den drei skandinavischen Ländern zusammen, um das eingangs genannte Thema zu diskutieren, wobei die Zeitgrenzen 1933 bzw. 1945 in stillem Einvernehmen schnell beiseite geschoben und mit Recht als gegenstandslos betrachtet wurden. Da dank der langfristigen und guten Vorbereitungen durch den Organisator der Tagung, Wolfgang FRÜHWALD (München), die meisten Thesenpapiere bereits vorher versandt und sämtliche zumindest als Tischvorlage

verteilt werden konnten, die 20 (!) Referenten sich im allgemeinen an die stipulierte Redezeit von 20 Minuten hielten und die lebhaften Diskussionen (fast) nie ausufernten, konnte das umfangreiche Programm tatsächlich auch bewältigt werden. Auffallend war in diesem Zusammenhang nur, daß mit Ausnahme von Ursula LANGKAU-ALEX (Amsterdam) die anwesenden Historiker nicht gerade häufig das Wort ergriffen, sofern sie nicht direkt angesprochen wurden. So mancher von Literaturwissenschaftlern geleistete Beitrag hätte eine fundierte geschichtswissenschaftliche Kritik verdient gehabt. Während gerade jene immer wieder 'interdisziplinär' dachten und entsprechende Ansätze in die Diskussion einbrachten, verharrten diese in ihrer 'multidisziplinären' Nische, was dem erklärten Ziel der Tagung, dem Gespräch zwischen den Disziplinen, zuwiderlief. Sie sollte nämlich dazu Gelegenheit geben, die Fachgrenzen zu überwinden und die gesamte Emigrations-/Exil-Thematik – die Wörter Exil und Emigration wurden ohne größere Nomenklaturdebatte als Synonyma benutzt – zu problematisieren.

Einige Teilnehmer schienen diese Absicht, die FRÜHWALD in seiner Eröffnung besonders betont hatte, vorausgesehen zu haben, denn ihre Beiträge handelten von allem Möglichen, nur nicht von geglückter oder mißlungener Integration. Ein „Thema verfehlt“ oder „Thema nur tangiert“ hätte unter nicht wenigen Referaten stehen können. Aber dieses zugegebenermaßen böse Urteil wurde dadurch weitgehend relativiert, daß auch diese Vorträge kenntnisreich und hörens-/lesenswert waren bzw. im allgemeinen von Kennern der Materie vorgetragen wurden, die, wie alle Anwesenden, bereit waren, hinzuzulernen und auch hinzulernten. Strikt an das Thema hatte sich vor allem Ruth FABIAN (Paris) gehalten. Sie referierte über „Die deutsche Emigration in Frankreich 1933-1945“. Als einzige versuchte sie sich auch an einer Definition des Leitbegriffes „Integration“, unter dem sie völlige Einordnung bis hin zur Verschmelzung des zu Integrierenden mit dem Niederlassungsland verstand. Alle anderen, die das Thema nicht nur tangierten, hatten den Begriff anscheinend nicht problematisiert oder waren, in der Hoffnung jemand anderes werde schon eine Definition liefern, von ähnlichen, wenn auch vageren Vorstellungen ausgegangen. FABIAN, die in ihrem Beitrag auch einen Überblick über die Geschichte der Emigration in Frankreich und die Aufnahmebedingungen gab, verneinte aus guten Gründen, daß eine völlige Integration in dem von ihr behandelten Niederlassungsland überhaupt möglich war und stellte die Problematik des gesamten Prozesses dar. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch Helmut MÜSSENER (Stockholm) in seinem Beitrag „Meine Heimstatt fand ich hoch im Norden“ – 'Schweden ist gut – für die Schweden'. Zur Integration deutscher Emigranten in Schweden“. Er unterstrich darüber hinaus an Hand von Einzel- und Gruppenschicksalen den Gegensatz zwischen politisch verfolgten Flüchtlingen einerseits und andererseits denjenigen, die Deutschland aufgrund der rassenpolitischen Gesetzgebung der Nationalsozialisten hatten verlassen müssen. Er versuchte ferner, die Faktoren zu umschreiben, die allgemein und individuell eine Integration in Schweden erleichtert bzw. erschwert hatten. Der Sozialwissenschaftler Herbert A. STRAUSS (New York) dagegen wandte sich in seinem Referat „Zur Auswanderung und Einordnung (Akkulturation) deutscher Juden“ gegen einen weitgehend unreflektierten Integrationsbegriff, den er durch den kulturanthropologischen „Akkulturation“ ersetzt wissen wollte. Auch er unterschied zwischen dem politischen Exil und der jüdischen Auswanderung, die generell anders zu bewerten seien. Ihm ging es in erster Linie um die Problematik des Aufeinandertreffens zweier Kulturen, nicht um ihre Verschmelzung. Gegen diese These wurde von Walter HINCK (Köln) und anderen in der Diskussion eingewandt, daß die STRAUSS-SCHEN Thesen zu sehr auf die Verhältnisse in den USA zugeschnitten seien und daß man auf den Begriff Integration gerade im Hinblick auf Einzelschicksale nicht verzichten könne.

Die Debatte, die sich an diese drei Vorgänge anschloß und nur gelegentlich zu semantischen Spitzfindigkeiten führte, ließ erkennen, daß beide Wörter koexistieren können und daß keine Generalisierungen möglich sind. Die Frage nach geglückter oder mißlungener Integration ist eigentlich für jedes Individuum und jede Gruppe gesondert zu beantworten und von den Verhältnissen des jeweiligen Niederlassungslandes abhängig, wie auch die nachfolgenden Referate immer wieder erkennen ließen.

Dies zeigte sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit bereits in den Beiträgen von Carel TER HAAR (Frankfurt/M.) und Guy STERN (Detroit). TER HAAR stellte in „Anmerkungen zur Integrationsproblematik emigrierter deutscher Autoren in den Niederlanden“ vor dem Hintergrund der niederländischen Gesellschaft der 30er Jahre, ihrer Politik und ihrer Haltung gegenüber Emigranten und Drittem Reich die Probleme dar, vor die die emigrierten Schriftsteller sich bei Publikum und Kritik gestellt sahen. Guy STERN schilderte in „Ob und wie sie sich 'anpaßten'. Aus unveröffentlichten Selbstzeugnissen deutscher Emigranten in den USA“ an Hand von 'Beispielen' wie Dembitzer, Kersten, Bahr, Urzidil und Weill die unterschiedlichen, individuellen Reaktionen auf die 'Herausforderung' des amerikanischen Exils und unterstrich den gänzlich verschiedenen Verlauf ihrer mehr oder weniger erfolgreichen Integrationsbemühungen bzw. deren Hintergründe. An Einzelbeispielen aus dem Bereich der Literatur machten auch Helmut KOOPMANN (Augsburg) in seinen Ausführungen „Zum Phänomen der Fremde bei Thomas Mann“ und Hans-Joachim SANDBERG (Bergen) in seinem Beitrag „Das Los der Fremde. Trauer und Zuversicht als Kategorien der Vermittlung im Werke und Wirken des Emigranten Max Tau“ diese Integrationsproblematik deutlich. KOOPMANN verfolgte den Weg Thomas Manns durch das Exil. Dieser führte ihn schließlich dahin, daß ihm in den USA das Exil zur eigentlichen Heimat wurde, ohne daß damit allerdings, wie nach Meinung des Referenten die Rückkehr nach Europa und der Roman „Felix Krull“ zeigten, eine endgültige Entscheidung getroffen wurde. Die ganze Problematik der Integration eines Individuums stellte auch SANDBERG am Beispiel von Max Tau dar, der trotz aller äußerlichen Integration und trotz aller beruflichen, gesellschaftlichen Erfolge im Niederlassungsland nie völlig integriert war. Politische, aber auch künstlerische Sachzwänge, die eine Eingliederung Erwin Piscators in die Sowjetunion verhinderten, wurden im Referat Hermann HAARMANNs (Berlin) „Erwin Piscator in der Sowjetunion (1932-1936): Ein Versuch, künstlerisch zu überleben“ deutlich, das sich auf bisher unbekannte Archivmaterialien stützte und neues Licht auf die Vorgänge warf, die dazu führten, daß der Regisseur die Sowjetunion verließ. Die Historikerin Helene MAIMANN (Wien) schließlich versuchte in ihrem Referat „Sprachlosigkeit. Bemerkungen zu einem zentralen Problem der Exilerfahrung“ an Hand paradigmatischer Einzelfälle und mit Hilfe der Äußerungen von Schriftstellern über ihre Sprachprobleme im Exil eine „Brücke zwischen 'Schriftstellerdebatte' und allgemeiner Debatte“ herzustellen, ohne daß ihr das allerdings geglückt wäre; dazu waren ihre Beispiele zu wenig strukturiert und zu beziehungslos nebeneinandergestellt.

Andere Aspekte einer Integration, die sie von Akkulturation und Assimilation abgegrenzt und als funktional, d.h. in diesem speziellen Fall als Interessenidentität der Arbeiterbewegung verstanden wissen wollte, berührte Ursula LANGKAU-ALEX (Amsterdam) in ihrem Beitrag „Beziehungen zwischen der deutschen Emigration und französischen Organisationen 1933-1945“. Sie behandelte vor allem die verschiedenen Volksfrontbestrebungen innerhalb der deutschen Emigration in Frankreich vor dem Hintergrund der französischen Entwicklung und schilderte das komplizierte Wechselspiel zwischen Sopade, Exil-KPD und den zahlreichen 'Splittergruppen' sowie ihren französischen Entsprechungen bis hin zu dem endgültigen Desaster der Volksfrontpolitik nach Ende des spanischen Bürgerkrieges und dem Abschluß

des deutsch-sowjetischen Nichtangriffpaktes. In der sich anschließenden Diskussion ging man immer wieder auf die zentralen Begriffe „Internationalismus“ und „Solidarität“ ein, denen abwechselnd „Realität“ (FABIAN) oder bestenfalls der Stellenwert eines irrealen ideologischen Topos (RÖDER/München) zugebilligt wurde. Gruppenspezifisch war auch der Beitrag der Sozialwissenschaftlerin Benite LUCKMANN (Bodensdorf) über „Die Integration deutscher und österreichischer Sozialwissenschaftler in den USA“. Sie behandelte dabei ausschließlich die Entstehung der „University in Exile“ und ihre Geschichte als Beispiel einer geglückten Integration. Wie die Debatte zeigte, verallgemeinerte sie aber ihre positive Darstellung allzu sehr und idealisierte die Verhältnisse im Niederlassungsland USA.

Konnte man die bisher erwähnten Referate mehr oder weniger eindeutig unter dem Oberbegriff einer geglückten oder mißlungenen Integration subsumieren, so behandelten ein Autorenkollektiv des Institutes für Zeitgeschichte in München mit Hartmut MEHRINGER, Werner RÖDER, Marc SCHNEIDER sowie Johann HOLZNER (Innsbruck) vor allem das Problem der Rückkehr und der Re-Integration. Die Münchener trugen durch Werner RÖDER einen gemeinsamen „Versuch“ vor: „Der Anteil ehemaliger Emigranten am politischen Leben und am Aufbau des Staats- und Verwaltungsapparates in den westlichen Besatzungszonen bzw. der Bundesrepublik Deutschland, der SBZ bzw. der DDR und in Österreich. Daten und Thesen“. Sie lieferten erste, noch ungesicherte und wenig analysierte Ziffern, die als „Orientierungswerte“ noch nichts Endgültiges über Leistung und Wirkung der Rückkehrer aussagen konnten und sollten. Dennoch wagten sie die Thesen, die in der Diskussion nicht unbestritten blieben, wonach in Partei- und Regierungsgremien der drei deutschsprachigen Staaten die Rückkehrer in erstaunlich hohem Maße re-integriert worden seien, es „entgegen landläufigen Vorstellungen“ bei SPD und KPD in Ost und West keine großen Unterschiede in dieser Hinsicht gegeben habe und die Rückkehr letztlich nur einer 'Elite' vergönnt gewesen sei. Ihr Zahlenmaterial dürfte nach seiner endgültigen Aufbereitung der umstrittenen Frage nach dem Einfluß der Emigration auf die politische Entwicklung der Nachkriegsjahre erstmalig eine sichere Basis geben. Johann HOLZNER schließlich machte in seinem Beitrag „Geglückte Integration in der UdSSR – Mißlungene Integration in Österreich. Anmerkungen zu Hugo Huppert“ deutlich, in wie hohem Maße gerade eine politisch gefärbte, mehr oder weniger militant antikommunistische Kritik die Re-Integration dieses Schriftstellers nach Österreich verhinderte. Er konnte diese These auch gegen die Einwände, die vornehmlich von Joseph P. STRELKA (Albany) geäußert wurden, überzeugend verteidigen. Dabei trat die Sonderstellung Österreichs als 'Heimkehrerland' ebenso hervor wie in den Ausführungen der Münchener Zeitgeschichtler.

Die übrigen Vorträge konnten selbst beim besten Willen nicht unter das Generalthema des Kolloquiums eingeordnet werden, obwohl sie, das ist zu betonen, meist Neues und Wichtiges zur Exilthematik beizutragen hatten. Patrick VON ZUR MÜHLEN (Bonn) referierte ausführlich bisher weitgehend Unbekanntes über „Das Saargebiet 1933-1935 als Etappe der deutschen Emigration“, während Ernst LOEWY (Frankfurt/M.): „'Exil-Rundfunk' – Überlegungen zu einem Begriff“, Elke HILSCHER (Münster): „Emigranten im französischen Rundfunk“ sowie Conrad PÜTTER (Frankfurt/M.): „Bedingungen und Zwänge antifaschistischer Rundfunksendungen am Beispiel des englischen Schwarzsenders 'Sender der europäischen Revolution'“ verschiedene Aspekte der Mitarbeit von Emigranten an Rundfunksendern der Alliierten behandelten. Sie gingen damit erstmalig näher auf ein wichtiges Kapitel der Wirkungsgeschichte des deutschsprachigen Exils ein, das nicht zuletzt aufgrund der schwierigen Quellen- und Materiallage nur mühsam zu bearbeiten ist. Rein literaturgeschichtliche Themen schließlich griffen Anthony W. RILEY (Kingston/Kanada) mit „Christentum und Revolu-

tion: Alfred Döblins Romanzyklus 'November 1918' " und Siegfried SUDHOF (Bamberg) mit „Autobiographie und Roman. Das Spätwerk Heinrich Manns“ auf, die hier nicht näher gewürdigt werden können. Konrad FEILCHENFELDT (München) schließlich 'verunglückte' mit dem Referat über „Amerikanismus und Rußlandsehnsucht. Zur Regionalität des 'Andere Deutschland' ". Es gelang ihm leider nicht, seinen überaus interessanten Ansatz deutlich zu machen, da politische und literarische Bezüge durcheinandergingen und wesentliche Begriffe wie „das Andere Deutschland“ ungeklärt blieben bzw. mißverständlich benutzt wurden.

Referate und Diskussionsprotokolle sollen 1980 in der von Wolfgang Schieder herausgegebenen Reihe „Historische Perspektiven“ veröffentlicht werden. Sie dürften mit Recht großes Interesse beanspruchen können. Trotz der eingangs gemachten Einschränkungen ist Walter HINCK beizupflichten, der in seinem Schlußwort u.a. ausführte, daß die Veranstalter zur Wahl des Zeitpunktes, des Ortes und der Teilnehmer zu beglückwünschen seien. Er betonte zusammenfassend zu Recht, es habe sich einmal mehr gezeigt, daß das Exil nicht auf die Jahre 1933-1945 zu begrenzen ist, daß es nicht aus einem Nichts, sondern aus konkreten zeitgebundenen gesellschaftlich bestimmten Verhältnissen heraus entstanden sei und nicht mit der Exilgeneration sein Ende gefunden habe. Es ist zu hoffen, daß die DFG ihren Plan verwirklicht, 1981 ein weiteres Kolloquium zu veranstalten.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (42)

Bearbeitet von Walter Momper

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete“ werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter ist erwünscht.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Titelverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder

aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie die Rückseite des Projekt-Fragebogens am Schluß dieses Heftes.

In der Rubrik „Nachträge zum Titelverzeichnis“ sind die Angaben zu den einzelnen Projekten jeweils nach folgendem Schema geordnet:

1. Laufende Nr. des Projektes. Verfasser, Bearbeiter oder Herausgeber.
2. Titel. Untertitel (bei einer akademischen Arbeit).
3. Art, Ort und Jahr der Fertigstellung (bei einer akademischen Arbeit).
4. Titel. Untertitel (bei einer Publikation).
5. Verlagsort, Verlag und Jahr der Veröffentlichung (bei einer selbständigen Publikation) oder: Fundstelle (bei einer unselbständigen Publikation).
6. Standort (bei einer unveröffentlichten Arbeit).
7. Veränderungen und Ergänzungen der ursprünglichen Projektmeldung sowie sonstige Hinweise zum Stand des Projektes.
8. Anschrift des Bearbeiters.

Hinweis:

Um das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben beschleunigt zu aktualisieren, sind in diesem IWK-Heft Ergänzungen zum Titelverzeichnis in großer Zahl abgedruckt worden. Aus technischen Gründen und wegen des in der IWK verfügbaren Raumes mußte diesmal auf die Dokumentation neu gemeldeter Projekte verzichtet werden. Die Publikation neuer Forschungsvorhaben wird in Heft 2/1980 fortgesetzt.

Redaktionsschluß: 30.1.1980

NACHTRÄGE ZUM TITELVERZEICHNIS

17 LÖSCHE, Peter und KRUMBEIN, Wolfgang (Hrsg.)
Bearbeiter geändert.
Wilhelm Dittmann. Erinnerungen.
Abschluß 1980.
Veröffentlichung bei Campus 1980. (1/80)

40 KREMP, Hans Jürgen
Frühsozialismus in Deutschland. Studie zur
Entwicklung der Sozialphilosophie nach
Hegels Tod und der Parteienbildung.
Bearbeitung eingestellt. (1/80)

79-0053 NIEMANN, Detlef
Anfänge und Entwicklung der Düsseldorfer
Arbeiterbewegung, 1848/49,
Staatsex. Abgeschlossen. Soll als Diss. ausgebaut werden.
Uni. Köln (Prof. Dr. Dann).
(In Heft 1/1979 war die Jahreszahl falsch angegeben). (1/80)

74 ASCHER, Abraham
Russian Marxism and the German Revolution,
1917-1920,
in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. VI/VII
(1966-1967), S. 391-439.
79 Vanderbilt Road, Massachusetts,
N.J. 11030/USA. (1/80)

111 HOFFMANN, Alfred
Die bildungspolitischen Vorstellungen der CDU
und SPD. Eine pädagogische Analyse ihrer

Entwicklung von 1945-1965.
Diss., Uni. Erlangen-Nürnberg 1968. (1/80)

122 MESCHKAT, Klaus (Hrsg.)
Michael Mauke. Die Klassentheorie von Marx und Engels.
Köln: eva 1970. (1/80)

126 ALDER, Douglas D.
Otto Bauer's Opposition Policy 1918-1927.
University of Oregon 1966.
Friedrich Adler: Evolution of a Revolutionary,
in: German Studies Review I, no. 3, Tempe
Oct. 1978, S. 260-284.
Assassination as Political Efficacy: Two Case
Studies from World War I,
in: East European Quarterly XII, no. 2, S. 209-231.
Utah State University, Honors Programm, UMC 30,
Logan, Utah 84322. (1/80)

131 KREMP, Hans-Jürgen
Karl Grün und die oppositionelle Presse in
Rheinland-Westfalen um 1840.
Staatsex., Frankfurt/Main 1963. (1/80)

163 LIEBCHEN, Günter
Soziale Schichtung und soziale Frage (Pauperismus)
im Raum Berlin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
Bearbeitung eingestellt. (1/80)

- 229 HELLFAIER, Karl-Alexander
Die deutsche Sozialdemokratie 1875-1891.
Bearbeitung dauert an.
Papenbergweg 4, 4930 Detmold. (1/80)
- 257 HRBEK, Rudolf
Die SPD, Deutschland und Europa. Die Haltung
der Sozialdemokratie zum Verhältnis von Deutsch-
landpolitik und Westintegration (1945-1957).
Diss., Uni. Tübingen 1968.
Bonn: Europa-Union Verlag 1972.
Brunnenstr. 30, 7400 Tübingen 1. (1/80)
- 271 KNOPPE, Siegfried
Der Beitrag der Industriegewerkschaft Chemie-
Papier-Keramik im DGB bei der Vertretung der
Interessen der Arbeiterklasse für Demokratie,
Frieden und sozialen Wohlstand und bei der Ent-
wicklung von Ansätzen eines demokratischen
Alternativprogramms zum staatsmonopolistischen
Herrschaftssystem in Westdeutschland in den Jah-
ren 1960-1964.
Diss., Leipzig 1966. (1/80)
- 273 LÖWY, Michael
Revolution communiste et auto-émancipation du
prolétariat dans l'oeuvre du jeune Marx 1842-1848.
Diss., Uni. Sorbonne 1964.
La theorie de la revolution chez le jeune Marx.
Paris: Maspero 1970.
R. Baron Hirsch 15, Ramat-Aviv, Israel. (1/80)
- 291 HERTZ-EICHENRODE, Dieter
Politik und Landwirtschaft in Ostpreußen
1919-1930. Untersuchung eines Struktur-
problems in der Weimarer Republik.
Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1969
(= Schriften des Instituts für politische
Wissenschaft, Bd. 23).
Gerdsmeyerweg 5 B, 1000 Berlin 42. (1/80)
- 293 HAMANN, Hans-Joachim
Nationalökonomie und Öffentlichkeit im
Rheinland und in Westfalen vom Ausgang des
18. Jahrhunderts bis 1830. Ein Beitrag zur
Geschichte des wirtschaftlichen Liberalismus.
Diss., Uni. Heidelberg 1967.
Katzenpfehl 16, 6750 Kaiserslautern 27. (1/80)
- 295 MÖRL, Ewald
Der Aufschwung der Arbeiterbewegung und ihre
revolutionären Aktionen im Gebiet Wurz-
Grimma-Oschatz (Sachsen) in den Jahren 1902-
1907.
Diss., Leipzig 1966. (1/80)
- 322 PLATTEN, Fritz N.
Von der Spiegelgasse in den Kreml,
in: Volksrecht, Zürich März 1967-April 1967.
Russische Übersetzung in: Grani, Frankfurt
Nr. 77 und 79 (1967).
Der plombierte Waggon – Lenins Weg aus dem
Exil zur Macht,
in: Universitas, Berlin 1976. (1/80)
- 351 LESER, Norbert
Die Odyssee des Marxismus.
Wien: Molden 1972.
Bauernfeldgasse 7-9, A-1190 Wien/Österr. (1/80)
- 469 APPENHEIMER, Walter
Ideologie des Jungsozialismus.
Bearbeitung eingestellt.
Wiesenstr. 67, 6305 Buseck 1. (1/80)
- 573 Institut für Marxismus-Leninismus beim
Zentralkomitee der KPdSU und
Institut für Marxismus-Leninismus beim
Zentralkomitee der SED
Karl Marx/Friedrich Engels
Gesamtausgabe (MEGA)
Erste Abteilung · Werke · Artikel · Entwürfe
Bd. 1
Karl Marx: Werke · Artikel
Literarische Versuche bis März 1843. Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1975.
Bd. 10
Karl Marx/Friedrich Engels: Werke · Artikel · Ent-
würfe Juli 1849 bis Juni 1851. Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1977
Bd. 22
Karl Marx/Friedrich Engels: Werke · Artikel · Ent-
würfe März bis November 1871. Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1978.
Zweite Abteilung. "Das Kapital" und Vorarbeiten
Bd. 1, T. 1
Karl Marx: Ökonomische Manuskripte 1857/58.
Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1976
Bd. 3, T. 1
Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie
(Manuskript 1861-1863). Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1977.
Bd. 3, T. 2
Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie
(Manuskript 1861-1863). Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1977.
Bd. 3, T. 3
Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie
(Manuskript 1861-1863).
Dietz: Berlin (DDR) 1978.
Bd. 3, T. 4
Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie
(Manuskript 1861-1863). Text/Apparat.
Dietz: Berlin (DDR) 1979.
Dritte Abteilung · Briefwechsel
Bd. 1
Karl Marx/Friedrich Engels: Briefwechsel bis
April 1846. Text/Apparat.
Dietz: Berlin 1975.
Vierte Abteilung. Exzerpte · Notizen · Marginalien
Bd. 1
Karl Marx/Friedrich Engels: Exzerpte und Notizen
bis 1842. Text/Apparat.
Dietz: Berlin 1976. (1/80)
- 690 WIERSING, Klaus
Eduard Bernstein als Theoretiker und Historio-
graph der deutschen Arbeiterbewegung. Ein Bei-
trag zum Selbstverständnis der deutschen Sozial-
demokratie vor dem ersten Weltkrieg.
Diss., Uni. Würzburg 1971. (1/80)

- 729 GERICKE, Hans-Otto
Die Lage der Arbeiter im Messingwerk Nieder-
auerbach/Vogtl. von 1600 bis zur Mitte des
19. Jahrhunderts.
Diss., Leipzig 1967. (1/80)
- 809 WITT-HANSEN, Johannes
Om generalisation og generalisationsproblemer i de
matematiske og historiske videnskaber (Über Gene-
ralisierung und Generalisierungsprobleme in den
mathematischen und historischen Wissenschaften).
København 1963.
Datskij filosof o probleme obobščeniya (Dänischer
Philosoph über das Problem der Verallgemeinerung),
in: Voprosy filosofii 7 (1967), S. 178-181.
Philosophy of science in Denmark,
in: Zeitschrift für Wissenschaftstheorie, Bd. I, H. 2,
1970, S. 264-283.
Herausgabe und Einleitung zu Karl Marx: Kapitalen,
1. bog 1, 1970, S. 1-88.
The impact of Niels Bohr's thought on Danish Philo-
sophy,
in: Contemporary Philosophy in Scandinavia, 1972,
S. 491-508.
Historisk materialism. Marx' socialvidenskab, dens
filosofi og metode (Historischer Materialismus.
Marx's Sozialwissenschaft, dessen Philosophie und
Methode).
København 1973.
Reflections on Marxian Dialectics,
in: Póznán Studies in the Philosophy of the
Sciences and the Humanities, vol. 2, no. 4,
1976, S. 73-87.
Marx's method in social science and its
relationship to classical and modern physics
and mathematics,
in: Póznán Studies in the Philosophy of the
Sciences and the Humanities, vol. 3, no. 1,
S. 1-41.
Kristen og marxistisk sameksistens? (Christen
und marxistische Koexistenz?).
1979. (1/80)
- 823 ASCHER, Abraham
Pavel Axelrod and the Development of
Menshevism.
Harvard University Press 1972.
79 Vanderbilt Road, Massachussets,
N.J. 11030/USA. (1/80)
- 871 HIRSCHFELDER, Heinrich
Politik und Wachstum der bayerischen Sozial-
demokratie von 1905 bis 1914. Ein Beitrag zur
Frage der "süddeutschen Sonderentwicklung"
in der deutschen Sozialdemokratie vor dem
Ersten Weltkrieg.
Ex., Erlangen-Nürnberg 1968. (1/80)
- 894 EPSTEIN, Fritz T.
History of German East European Research,
1900-1945.
Bearbeitung eingestellt.
Erwin Vollmer-Haus, 2124 Rehlingen
üb. Lüneburg. (1/80)
- 929 LORENZ, Einhart (Hrsg.)
Marcus Thrane: Arbeidere foren dere! (Arbei-
ter vereinigt Euch!).
Oslo: Pax 1969. (1/80)
- 1017 BEUERMANN, Irmgard
Name geändert, geb. Heumann.
Der Arbeiter- und Soldatenrat in den Unter-
weserorten 1918-1919.
Ex., PH Bremen 1969.
Amselweg 4, 2854 Loxstedt-Bexhövede. (1/80)
- 1018 HUSS, Hans-Peter
Gründung und Entwicklung der württember-
gischen Konsumvereine bis zum Jahre 1871.
Diss., Uni. Tübingen 1976. (1/80)
- 1033 CARSTEN, Francis L.
Revolution in Mitteleuropa 1918-1919.
Köln: Kiepenheuer & Witsch 1973. (1/80)
- 1049 RATZ, Ursula
Die Berichte des "Bureaus für Sozialpolitik".
Sozialreform und Gewerkschaften im Ersten
Weltkrieg.
Bearbeitung dauert an.
Waldstraße 14, 6460 Gelnhausen-Meerholz.
(1/80)
- 1087 HUNDT, Martin
Louis Kugelmann (1828-1902). Zur politischen
Tätigkeit eines Freundes und Kampfgefährten von
Karl Marx und Friedrich Engels.
Diss., Berlin (DDR) 1969.
Louis Kugelmann. Eine Biographie des Arztes und
Freundes von Karl Marx und Friedrich Engels.
Berlin (DDR) 1974,
Louis Kugelmann,
in: Männer der Revolution, Berlin (DDR) 1970,
S. 101-121.
Zur Kontinuität der deutschen Arbeiterbewegung
vom Bund der Kommunisten zur Eisenacher Partei.
Die Taktikdiskussion von 1856,
in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiter-
bewegung XI (1969), S. 603-619.
Das Kommunistische Manifest und die Tätigkeit
des Bundes der Kommunisten nach der Revolution
von 1848/49,
in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XXII
(1974), S. 325-330. (1/80)
- 1091 ADAMY, Kurt
Der antimilitaristische Kampf Wilhelm Liebknechts
gegen den preußisch-deutschen Militarstaat
(1870/71-1890).
Diss., Potsdam 1969.
"Ein Soldat der Revolution". Wilhelm Liebknecht,
in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiter-
bewegung XIII (1971), S. 812-822.
Wilhelm Liebknecht 1826-1900. Daten aus seinem
Leben und seiner politischen Tätigkeit. Mit einem
Anhang von Wilhelm-Liebknecht-Gedenk- und
Erinnerungsstätten in der DDR.
Potsdam 1976. (1/80)

- 1137 HIRSCHFELDER, Heinrich
Die bayerische Sozialdemokratie 1864-1914.
Diss. Uni. Erlangen-Nürnberg 1975.
Erlangen: Palm u. Enke 1979 (1/80)
- 1150 BURSIA, Hans
Die Magdeburger Arbeiterbewegung 1863-1878.
Ihre Organisation und Tätigkeit.
Diss., Halle 1969.
Die Stellung der Organisation der Eisenacher in
Magdeburg zur Wohnungsfrage im Jahr 1871,
in: Wissenschaftliche Zeitschrift der TH Magdeburg
XIII (1969), S. 537-542.
Wilhelm Bracke und die Magdeburger Arbeiterbewe-
gung,
in: Wissenschaftliche Zeitschrift der TH Magdeburg
XV (1971), S. 127-131. (1/80)
- 1159 CREW, David
Industry and Community: The social history of
a German town (Bochum).
Diss. 1972.
Regionale Mobilität und Arbeiterklasse. Das
Beispiel Bochum 1880-1901,
in: Geschichte und Gesellschaft I (1975),
S. 99-120. (1/80)
- 1225 BASSLER, Gerhard P.
The Origins of German Communism 1900-1917.
Diss., Uni. of Kansas 1966.
Standort: Bayr. Staatsbibliothek, München. (1/80)
- 1228 SCHOLZE, Siegfried
Die Entwicklung der revolutionären deutschen
Arbeiterjugendbewegung von der Jenaer Oster-
konferenz 1916 bis zum Internationalen Jugend-
tag im September 1916.
Diss., Greifswald 1969. (1/80)
- 1233 PIETSMANN, Horst
Der politisch-ideologische Klärungsprozeß in der
kommunistischen Jugendbewegung Deutsch-
lands zur Durchsetzung marxistisch-leninistischer
Auffassungen über die Jugendarbeit (Februar 1919
bis September 1921).
Diss., Greifswald 1969. (1/80)
- 1242 WOLFF, Willy
Zur Fronttätigkeit des Nationalkomitees
"Freies Deutschland" 1943 bis 1945.
Diss., Berlin (DDR) 1969. (1/80)
- 1259 KALINIA, Georg
Zum Anteil der Arbeiterjugend am antifaschi-
stischen Widerstandskampf in den Jahren 1933
bis 1935 in Berlin.
Diss., Rostock 1969. (1/80)
- 1337 KRADER, L.
The Ethnological Notebooks of Karl Marx.
Assen: van Gorcum 1972. (1/80)
- 1371 BEYER, Marga
Der Kampf der deutschen Sozialdemokratie um
ein demokratisches Wahlrecht in den Jahren
1895-1897, dargelegt anhand der sächsischen
Wahlrechtskämpfe 1896 und der Diskussionen
um die Beteiligung an den preußischen Land-
tagswahlen.
Diss., Berlin (DDR) 1970. (1/80)
- 1400 HOFFMANN-LANGE, Ursula
Die Veränderungen in der Sozialstruktur des
Ministerrates der DDR 1949-1969.
Ex., Uni. Mannheim 1970.
Düsseldorf: Droste 1971.
R 7, 23, 6800 Mannheim 1. (1/80)
- 1407 MASER, Wolfgang
Studien zum Typus revolutionärer Organisation.
Diss., Uni. Frankfurt/Main 1975. (1/80)
- 1410 MATERNA, Ingo
Der Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Solda-
tenräte in der Novemberrevolution bis zum
1. Reichsrätekongreß.
Diss., Berlin (DDR) 1970.
Der Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und
Soldatenräte 1918/19.
Berlin (DDR): Dietz 1978. (1/80)
- 1447 RUBEL, Maximilian u.a. (Hrsg.)
Andrieu, Jules: Notes pour servir à l'histoire de
la Commune en 1871.
Paris: Payot 1971 (= Petite Bibliothèque Payot 185).
79 Rue de la Santé, 75013 Paris, France. (1/80)
- 1513 RATZ, Ursula
Sozialreform und Arbeiterschaft. Die "Gesell-
schaft für Soziale Reform" und die sozialdemo-
kratische Arbeiterbewegung von der Jahrhundert-
wende bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.
Veröffentlichung 1980 bei Colloquium, Berlin,
in den Einzelveröffentlichungen der Historischen
Kommission zu Berlin.
Waldstraße 14, 6460 Gelnhausen-Meerholz. (1/80)
- 1632, 2272, 2484 DOKUMENTATIONSARCHIV
DES ÖSTERREICHISCHEN WIDER-
STANDES (Hrsg.)
Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945.
Eine Dokumentation.
Wien: Österr. Bundesverlag, Jugend und Volk 1975,
3 Bde. (1/80)
- 1659 STEPHAN, Alexander
Johannes R. Bechers Weg zum politischen Ge-
dicht.
Diss., Uni. Princeton 1972,
Johannes R. Becher and the Cultural Development
of the GDR,
in: German Critique 2 (1974), S. 72-89.
German Department, University of California,
Los Angeles, CA 900, USA. (1/80)
- 1680 LUDWIG, Brigitte
Die Friedensbewegung als politische Kraft in der
Weimarer Zeit.
Bearbeitung eingestellt. (1/80)
- 1684 BUHL, Gesine
Name geändert, geb. Ewen.
Die Reaktion des ADGB auf die Weltwirtschafts-
krise 1929-1933.
Ex., Uni. Bochum 1972.
Auf dem Jäger 41, 463 Bochum 7. (1/80)

- 1720 MAURSETH, Per
Fra Moskva-teser til Kristiania-forslag (Von den Moskauer Thesen zum Kristiania-Vorschlag). Oslo: Pax 1972. (1/80)
- 1776 SEEGER, Gustav
Proletariat, Kleinbürgertum und Bourgeoisie im Bismarckstaat.
Diss., Berlin (DDR) 1972. (1/80)
- 1790 STOLLE, Uta-Katina
Name geändert: vormalig Leibfried-Stolle.
Die Prägung der KPD durch Qualifikationsstruktur und wirtschaftliche Konjunktur in der Weimarer Republik. 4 Fallstudien zu den sozialgeschichtlichen Bedingungen der "Sozialfaschismus-theorie".
Diss., TU Berlin 1978.
Veröffentlichung 1980 unter dem Titel "Arbeiterpolitik im Großbetrieb. 4 Fallstudien: Bayer, BASF, Bosch, Solingen (1900-1932)" bei Campus, Frankfurt/Main. (1/80)
- 1848 TALKENBERG, Dietmar Rudolf
Beiträge zur Diskussion über die Kapitaltheorie des 19. Jahrhunderts.
Diss., Uni. Saarbrücken 1971. (1/80)
- 1889 DÜSPOHL, Rolf
Das Verhältnis von Theorie und Praxis in der revolutionären Opposition der BRD.
Diss., FU Berlin 1971. (1/80)
- 1890 MESSERSCHMIDT, Bodo
Studien zum Verhältnis von SPD und Verwaltung in der Provinz Hannover während der Weimarer Zeit.
Bearbeitung eingestellt. (1/80)
- 1940 WINKEL, Udo
Rosa Luxemburg und die deutsche Sozialdemokratie.
Diss., Uni. Erlangen-Nürnberg 1974.
Erlangen: Politladen 1974.
Kleinreutherweg 16, 8500 Nürnberg 10. (1/80)
- 1960, 3265, 3607 BROSE, Eric Dorn
Christian Labor and the politics of frustration in imperial Germany.
Diss., The Ohio State Uni. 1978.
Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg. (1/80)
- 1968 CARSTEN, Francis L.
Weimarer Republic.
Bearbeitung dauert an. (1/80)
- 2003 SIGWART, Christiane
Reaktion der SPD in Baden auf den Aufstieg der NSDAP am Ende der Weimarer Republik, 1929-1933.
Abschluß 1981.
Adelgundenstr. 5, 8000 München 22. (1/80)
- 2088 FESSER, Gerd
Linksliberalismus und Arbeiterbewegung. Die Stellung der Deutschen Fortschrittspartei zur Arbeiterbewegung 1861-1866.
Diss., Berlin (DDR) 1976.
- Alternative zu Schulze-Delitzsch. F.A. Langes Alternativkonzeption zur "Arbeiterpolitik" der Fortschrittspartei 1865/66,
in: Jahrbuch für Geschichte XIV, Berlin (DDR) 1976, S. 177-198. (1/80)
- 2107 LITTERSCHEID, Wolfgang
Die Diskussion über die Wirtschaftsdemokratie in SPD und ADGB 1925-1931.
Ex., Uni. Freiburg/Br. 1973.
Joh.-Seb.-Bach-Str. 4, 484 Rheda-Wiedenbrück. (1/80)
- 2129 BOROV, Hans S.
The Social Democratic Party of Germany and the unification of Europe in the mid twentieth century.
Diss., Univ. Tulane 1978.
Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg. (1/80)
- 2182 GILMANN, Sander L.
Robert Blum: Politische Schriften.
Nendeln: Kraus-Thomson 1979, 6 Bde.
Cornell University,
Dep. of German Literature, Goldwin Smith Hall, Ithaca, N.Y. 14853. (1/80)
- 2220 STRECKENBACH, Anna
Name geändert: geb. Schmidt.
Der Allgemeine freie Angestelltenbund in der ersten Phase der Weimarer Republik 1918-1924/25.
Ex. Uni. Freiburg.
Im Blütengarten 3, 7151 Auenwald 1. (1/80)
- 2278, 5019 KULLA, Werner
Die Sozialistische Internationale und Europa 1940-1948.
Diss., Uni. Bonn 1977.
Köln: Pahl-Rugenstein 1980.
Europa Universität, I-500 16 San Domenico (FI). (1/80)
- 2288 BLEIBER, Helmut
Bürgerliche Umwälzung und Bauernfrage, Studie zur Rolle der Bauern und Landarbeiter in der deutschen bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49.
Diss., Berlin (DDR) 1973.
Zum Anteil der Landarbeiter an den Bewegungen der Dorfbevölkerung in der deutschen Revolution 1848/49,
in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Teil IV, Berlin (DDR) 1975, S. 65-82. (1/80)
- 2307 BIEBUSCH, Werner
Revolution und Staatsstreich. Verfassungskämpfe in Bremen von 1848 bis 1854.
Diss., Uni. Hamburg.
Bremen: Carl Schünemann 1973-1, 1974-2 (= Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 40).
Am Markt/Bürgerschaftsgeb., 2800 Bremen. (1/80)
- 2350, 2441 ZWAHR, Hartmut
Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution.

Diss., Leipzig 1974.

Zur Herausbildung der deutschen Arbeiterklasse.
Ein stadial-regionaler Vergleich.

Berlin (DDR) 1977.

Zur Strukturanalyse der sich konstituierenden
deutschen Arbeiterklasse,

in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung
XVIII (1976), S. 605-628.

Die Entwicklung proletarischer Gemeinschafts-
beziehungen im Prozeß der sozialen Konstituierung
der deutschen Arbeiterklasse,

in: Jahrbuch für Geschichte XIII, Berlin (DDR) 1976,
S. 203-241.

Bourgeoisie und Proletariat am Beginn der bürger-
lichen Umwälzung in Sachsen. Die Septemberereig-
nisse von 1830 und die Anfänge der deutschen Ar-
beiterbewegung,

in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XXV
(1977), S. 656-675. (1/80)

2387, 3015 WISTRICH, Robert Salomon

Socialism and the Jewish Question in Germany
and Austria (1880-1914).

Diss., Uni. London 1972.

Social-Democracy and Antisemitism in Central-
Europe.

Cambridge 1976.

Standort: Bibliothek der Friedrich-Ebert-
Stiftung, Bonn-Bad Godesberg.

Veröffentlichung 1979/80 bei Thomas Yoseloff,
London. (1/80)

2435 HEDLIN, Myron

Zinoviev, the Comintern and European Revo-
lution 1919-1926.

Diss., Duke Uni. 1970. (1/80)

2467 SCHILDBERG-SCHROTH, Hans-Jürgen

Die Haltung der SPD zur deutsch-französischen
Annäherung 1958-1963.

Staatsex., Freiburg 1975. (1/80)

2476 SCHLOR, Siegbert

Der Crimmitschauer Textilarbeiterstreik 1903/04
und seine sozialpolitischen Folgen.

Ex., Uni. Tübingen 1973.

Lindauer Str. 61 a, 7988 Wangen i. Allg. (1/80)

2538 EMIG, Dieter

Die politische Konzeption der Mehrheitssozial-
demokratie in den Anfängen der Weimarer Re-
publik.

Abschluß 1980.

Friedensstr. 4, 6112 Groß-Zimmern. (1/80)

2631 NEUHAUS, Gisela

Die Beziehungen zwischen der deutschen und
der österreichischen Arbeiterbewegung im letzten
Drittel des 19. Jahrhunderts.

Diss., Uni. Leipzig 1974.

Die Haltung der deutschen Sozialdemokratischen
Partei zu den Auseinandersetzungen des öster-
reichischen Proletariats im Ringen um die Schaf-
fung einer revolutionären Klassenpartei (1871-1874),
in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung
XVII (1975), S. 489-503. (1/80)

2746 SKAMBRAKS, Hannes

Die Bedeutung des ersten Bandes des "Kapital"
von Karl Marx für die Aneignung des Marxismus
durch die deutsche Arbeiterbewegung (vom Er-
scheinen des Werks 1867 bis zum Erlaß des Sozia-
listengesetzes 1878).

Diss., Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK
der SED Berlin 1974.

Die Bedeutung des "Kapitals" von Karl Marx für
die Vereinigung von Eisenachern und Lassallea-
nern 1875 in Gotha,

in: Revolutionäres Parteiprogramm – Revolutio-
näre Arbeitereinheit,

Berlin (DDR) 1975, S. 87-128.

"Das Kapital" von Marx – Waffe im Klassenkampf.

Aufnahme und Anwendung der Lehren des Haupt-
werkes von Karl Marx durch die deutsche Ar-
beiterbewegung (1867 bis 1878).

Berlin (DDR) 1977.

Skambraks, Hannes und Storch, Wolfram: Zum
100. Jahrestag der Kritik des Gothaer Programms

von Marx und Engels und zur Einigung der deut-
schen Arbeiterbewegung 1875 in Gotha,

in: Wirtschaftswissenschaften XXIII, Berlin (DDR)
1975, S. 654-670. (1/80)

2815, 3937 KRIEGER, Wolfgang

Die Haltung der britischen Labour Party gegen-
über der Weimarer Republik 1918-1924.

Diss., Uni. München 1977.

Labour Party und Weimarer Republik. Ein Bei-
trag zur Außenpolitik der britischen Arbeiterbe-
wegung zwischen Programmatik und Parteitaktik
(1918-1924).

Bonn: Neue Gesellschaft 1978 (= Schriftenreihe
des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-
Stiftung, Bd. 136). (1/80)

3021 LAMM, Christine

Die Berichterstattung der Arbeiterzeitung über
die niederösterreichische Landespolitik (1889-1914).

Diss., Uni. Wien 1978.

Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad

Godesberg. (1/80)

3047 BADER, Erwin

Thema geändert: Zwischen Zerstörung und Erneue-
rung der christlichen Politik. Die Stellung der Ar-
beiterbewegung zum Staat, am Beispiel Österreichs.

Abschluß 1982.

Rennbahnweg 27/44/20, A-1220 Wien/Österreich.

(1/80)

3055 DOKUMENTATIONSARCHIV DES
ÖSTERREICHISCHEN WIDERSTAN-
DES (Hrsg.)

Widerstand und Verfolgung im Burgenland
1934-1945. Eine Dokumentation.

Wien: Österr. Bundesverlag, Jugend und Volk 1979,
2 Bde. (= Veröffentlichungen des Dokumenta-
tionsarchivs des österr. Widerstandes). (1/80)

3417 BUTTERWEGGE, Christoph

SPD und Staat heute. Ein Beitrag zur Staatstheorie
und zur Geschichte der westdeutschen Sozialdemo-
kratie.

Diss., Uni. Bremen 1979.

Berlin: das europäische buch 1979.

Orleansstr. 62, 2800 Bremen. (1/80)

3458, 5303 HÄUSLER, Wolfgang

Vom Pauperismus zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848.

Habil. Schrift, Uni. Wien 1978.

Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg.

Veröffentlichung vorgesehen. (1/80)

3597 LUKAS, Ernst

Nachwort zum Reprint von: Johann Baptist v. Schweizer: Politische Aufsätze und Reden. Berlin 1912.

Manuskript fertiggestellt. Veröffentlichung vorgesehen. (1/80)

3635 LEWEK, Peter

Thema geändert: Der Kampf um die staatliche Arbeitslosenpolitik in Deutschland 1918-1928, am Beispiel der Erwerbslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung.

Bearbeitung dauert an (1/80)

5151 ZINTL, Harald

Die Berliner Arbeiterbildungsschule und sozialdemokratische Bildungsarbeit im Deutschen Reich vom Fall des Sozialistengesetzes 1890 bis zum SPD-Parteitag 1906.

Ex., Uni. Regensburg 1979. Ausbau zur Diss. wird angestrebt.

Von-der-Tann-Str. 36, 8400 Regensburg. (1/80)

5314 GUTTMANN, Axel H.

Wilde Streiks in Österreich zwischen 1970 und 1975 unter besonderer Berücksichtigung des Betriebsräteproblems.

Diss., Uni. Wien 1977.

Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg. (1/80)

79-0012 SCHINDLER, Ronald Jerome

The Frankfurt School critique of capitalist culture: the implications for modern-day social science theory and the counterpoint of revisionist, marxist thought.

Diss., Univ. of Pennsylvania 1978.

Standort: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg. (1/80)

79-0084 NOVY, Klaus

Gemeinwirtschaftliche Kreisläufe als Sozialreform.

Bearbeitung eingestellt. (1/80)

79-0085 NOVY, Klaus

Sozialisierung von unten. Überlegungen zur vergessenen Gemeinwirtschaftsbewegung im "Roten Wien" 1918 bis 1934,

in: Mehrwert, Berlin 1979, H. 19, S. 5-55.

Der Wiener Gemeindewohnungsbau: "Sozialisierung von unten". Zur verdrängten Dimension der Gemeinwirtschaft als Gegenökonomie, in: ARCH+ 1979, H. 45, S. 9-25. (1/80)

79-0118 RÜRUP, Reinhard und Peter

BRANDT (Bearb.)

Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19.

Düsseldorf: Droste 1979 (= Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland 1918/19, hrsg. von der Kommission für die Geschichte der politischen Parteien und des Parlamentarismus, Bonn, Bd. 3).

TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst Reuter Platz 7, 1000 Berlin 10. (1/80)

NEUE LITERATUR

GRANDJONC, Jaques, Karl-Ludwig KÖNIG und Marie-Ange ROY-JAQUEMART (Hrsg.): Statuten des "Communistischen Arbeiter-Bildungs-Vereins" London 1840-1914 (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Trier, Nr. 23). — Trier: Karl-Marx-Haus 1979. 81 S.

Eine selbständige Gesamtdarstellung der Geschichte des kommunistischen Arbeiterbildungsvereins in London (C.A.B.V.), des langlebigsten deutschen Auslandsvereins, ist ein Desiderat der Forschung. Mit der Veröffentlichung der Statuten des Londoner Arbeiterbildungsvereins aus den Jahren 1840, 1845, 1850, 1864 und 1903 ist ein erster und wichtiger Schritt getan, diese Forschungslücke zu schließen. Die veröffentlichten Statuten geben Aufschluß über Ziele und Absichten des Vereins, beleuchten das Selbstverständnis der Vereinsmitglieder, lassen die innere Struktur des Vereins erkennen und machen die Entwicklung des Vereins, Kontinuitäten und Diskontinuitäten, über mehr als ein halbes Jahrhundert sichtbar. Im Falle der Statuten aus den Jahren 1845 und 1864 kommt noch hinzu, daß sie die Bestände der Vereinsbibliothek enthalten. So sind Rückschlüsse auf die Interessen der Leser, auf den Bewußtseins- und Aufklärungsstand der Arbeiter, auf die "Quellen" ihrer Theoriebildung sowie — im Vergleich der Buchbestände — auf Konstanz bzw. Wechsel des Leseverhaltens und des aus diesem behutsam zu eruierenden Arbeiterinteresses möglich.

Das Verdienst der Herausgeber kann und soll durch den Hinweis nicht geschmälert werden, daß die Statuten aus dem Jahre 1840 und die im Motteler-Nachlaß (Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam) archivierten Statuten und Bücherverzeichnisse aus den Jahren 1845 und 1864 der Forschung bekannt waren (Schieder, Harstick, Schraepfer u.a.). Soweit ich es beurteilen kann, sind die Statuten des Londoner Vereins aus den Jahren 1850 und 1903 hingegen Dokumente, die von den Herausgebern erschlossen worden sind, ohne daß sie sich dabei auf Vorarbeiten hätten stützen können.

Vier der fünf veröffentlichten Statuten lassen sich zweifelsfrei dem Londoner Verein zuordnen; nur bei den Statuten aus dem Jahre 1840, den "Statuts de la Réunion allemande", sind Zweifel angebracht. Im Anschluß an Wolfgang Schieder (Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung, S. 65) gehen die Herausgeber davon aus, daß es sich bei diesen in einem Polizeibericht enthaltenen Statuten, die diesem Bericht zufolge gegen Ende 1840 in London gedruckt und publiziert wurden, um Statuten der Bildungsgesellschaft handelt. Da es offensichtlich Musterstatuten sind – es ist Raum für die Einsetzung des jeweiligen Ortes, in dem der Verein gegründet wird –, dürften die Statuten jedenfalls nicht unmittelbar die des Londoner Arbeiterbildungsvereins gewesen sein. höchstens ihnen gleich oder von ihnen abgeleitet. Ich kann mich indes auch dieser Interpretation nicht anschließen und stelle den Zusammenhang dieser Statuten mit dem Londoner Verein gänzlich in Abrede: Die "Statuts" betonen die deutsche Exklusivität der Vereinsmitgliedschaft und der Vereinszwecke; die Londoner Kommunisten distanzieren sich aber frühzeitig von jeder Form des Nationalismus. Die "Statuts" weisen als Führungsorgan einen Präsidenten, Kassierer und Bibliothekar aus, während in den für die Jahre 1841/42 vorliegenden anderen auf den Verein bezogene Quellen als Führungsorgan des Vereins eine "Kommission" benannt wird. Ferner gibt es einen Hinweis, daß die ersten Vereinsstatuten im November 1842 verabschiedet wurden (Bund der Kommunisten, Bd. I, S. 148/9). Meiner Meinung nach sind die "Statuts de la Réunion allemande" einem anderen deutschen Auslandsverein zuzurechnen. Möglicherweise sind es die Statuten der "Deutschen Gesellschaft", der Schapper, einer der Gründer und langjährige Leiter des Vereins, bei seiner Ankunft in London im Dezember 1839 beigetreten war und die bis in die 50er Jahre bestanden haben soll.

Da diese Dokumentenausgabe das erste Forschungsergebnis eines umfassenderen, auf den Londoner Arbeiterbildungsverein bezogenen Projektes ist, möchte ich die Herausgeber schon jetzt von der weiteren Verfolgung der in der Einleitung anklingenden These der Identität von Arbeiterbildungsverein und Bund der Gerechten/Bund der Kommunisten abhalten: Obgleich vielfältige und enge Beziehungen zwischen dem Bund der Gerechten/Bund der Kommunisten bestanden und ihnen gemeinsam war, daß sie den Widerstand der Arbeiter gegen den sich durchsetzenden Kapitalismus, gegen die Verfestigung der Kapitalstrukturen, artikulierten und eine alternative Gesellschaftsordnung, den Kommunismus, verwirklichen wollten, waren beide Organisationen doch von unterschiedlicher Natur. Der "Bund" sprach nur die politisch bewußten und zuverlässigsten Arbeiter an und richtete seine Tätigkeit auf die engere kommunistische Politik, auf die Ausarbeitung eines theoretischen Programms und auf den Entwurf eines Planes für die bevorstehenden Klassenauseinandersetzungen. Der Arbeiterbildungsverein war demgegenüber eine Organisation, die sich an alle Arbeiter, ungeachtet des Standes ihres politischen Bewußtseins, wandte, ihnen vor allem Aufklärung und Bildung mit dem Ziel vermittelte, ihre Interessen selbständig wahrnehmen zu können, und auch die unpolitischen und vopolitischen Interessen und Bedürfnisse der Arbeiter berücksichtigte und zu organisieren suchte.

Alexander Brandenburg

ROSSI, Giovanni: *Utopie und Experiment*. – Berlin: Karin Kramer Verlag 1979. 350 S.

Da das Schwergewicht der Utopienliteratur zumeist auf den zentralistischen, zwangsorganisierten und hierarchischen Utopien liegt, ist es begrüßenswert, wenn der Kramer Verlag mit seiner neuen „Bibliothek der Utopien“ vor allem die libertären und anarchistischen Entwürfe einer neuen Gesellschaft in Erinnerung ruft, um endlich eine Diskussion und Auseinandersetzung mit ihnen einzuleiten. Erstens haben diese Entwürfe innerhalb der verschiedenen sozialen und rebellischen Bewegungen einen von den Geschichtsschreibern bisher überse-

nen oder verschwiegene Einfluß gehabt, dessen Art und Umfang freilich noch genau zu bestimmen wäre. Zweitens enthalten sie nicht nur Alternativen zu den tradierten Lebens-, Wohn- und Arbeitsformen, zur herkömmlichen Sexualität und Moral sowie zur überkommenen Familienstruktur, sondern sie bewahren auch oft die Erfahrungen, die in der Vergangenheit mit der Umsetzung und Verwirklichung utopischer Alternativen gemacht wurden. Drittens ist die Aneignung der vergangenen utopischen Theorie und Praxis ein notwendiger Schritt, um die sowohl bei den Kritikern der gegenwärtigen Alternativbewegung als auch bei ihren Protagonisten vorhandenen Vorurteile und Fehleinschätzungen abzubauen und den Stellenwert der gegenwärtigen alternativen Versuche auszumachen. Mit dem neuen Verlagsprogramm wird mithin nicht nur ein Beitrag geleistet, den libertären und anarchistischen Utopien historisch gerecht zu werden, sondern es geht ebenso sehr um die Frage, welche Bedeutung und welchen Nutzen diese utopischen Konzeptionen für die gegenwärtige Suche nach gangbaren Wegen in eine freiheitlichere Zukunft besitzen.

Als erster Bd. innerhalb der neuen Buchreihe sind unter dem Titel „Utopie und Experiment“ die von Alfred Sanftleben gesammelten, übersetzten und 1897 erstmals veröffentlichten Studien und Berichte des italienischen Anarchisten Giovanni Rossi erschienen. „In einem Alter von zwanzig Jahren von der Utopie ausgehen, im dreißigsten Lebensjahre durch die Experimente passieren und mit vierzig nochmals zur Utopie zurückkehren, ein solcher Gang der Entwicklung dürfte manch einem wie die Rundreise eines enttäuschten, aber halstarrigen Geistes vorkommen. Hingegen bedeutet es den Spirallauf eines Bewußtseins, das sich um eine Achse herum evoluiert und emporsteigt.“ Den so von Rossi selbst skizzierten Entwicklungsgang und dessen Erfahrungsgehalt macht das Buch durchsichtig und nachvollziehbar.

Die von dem 21jährigen Rossi 1876 verfaßte und 1878 unter dem Pseudonym Córdias veröffentlichte Utopie „Ein sozialistisches Gemeinwesen“ ist Inhalt des ersten Kapitels. In Ablehnung an frühsozialistische Utopisten, insbesondere an Fourier, und auf der Grundlage naturrechtlicher Anschauungen wird hier das Leben in einer kleinen italienischen Gemeinde beschrieben, die durch eine friedliche Überführung des Privateigentums in kollektives Eigentum die Voraussetzung schaffen konnte, die von der Natur mit freigebiger Hand ausgestreuten Reichtümer und Schätze in einer vernünftigen und für alle gleichen Weise auszunützen. Die Arbeit wird entsprechend den Fähigkeiten eines jeden, ob Mann oder Frau, verteilt und in den berufsspezifisch organisierten Assoziationen verrichtet; die für eine kurze Übergangszeit notwendig gewesene Verbindung von Arbeitszwang und Konsumtion – wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen – ist infolge der Vermehrung der Produktion, der Verringerung der Arbeitsmühen und des Entstehens einer neuen Arbeitsmoral zugunsten des Prinzips der vollen Freiheit zur Arbeit und der freien Aneignung der Produkte aufgegeben. Nicht zuletzt fehlt jede staatliche Autorität, und die Gemeindeangelegenheiten werden in einem aus Vertretern aller Assoziationen konstituierten Rat besprochen und gemeinschaftlich gelöst. Die Adressaten dieser Utopie, die in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, waren die in Lohnarbeit stehenden Bauern, Tagelöhner und Handwerker Italiens.

Die beiden folgenden Kapitel berichten über die von Rossi initiierten Versuche, die Utopie aus der Zukunft zu lösen und sie an die Gegenwart zu binden: Der erste Versuch fand von 1887 bis 1890 auf dem Gut Cittadella in der italienischen Provinz Cremona statt. Ein von Mori, der sein Gut für den Versuch zur Verfügung gestellt hatte, und Rossi den Bauern und Handwerkern vorgelegter kommunistisch und gleichheitlich ausgerichteter Organisationsentwurf für Cittadella wurde von ihnen abgelehnt. Sie modifizierten den Entwurf nach ihren eigenen Vorstellungen, Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten in einer Weise, daß neben dem kollektiven Eigentum das Privateigentum weiterbestand und neben der Arbeit auf eigene Rechnung die gemeinsame, zum Nutzen aller ausgeführte Arbeit praktiziert werden konnte. Es war weder ein rein kollektivistisches noch ein kommunistisch-anarchistisches Experiment, sondern eine einfache Kooperative, die den Vorstellungen Rossis nicht entsprach. Bei dem zweiten Versuch handelte es sich um die Gründung einer kommunistisch-anarchistischen Kolonie in Paranà, Brasilien. Dieses Experiment, das von 1890 bis 1894 dauerte und infolge von Kriegswirren beendet werden mußte, wird von seinen Anfängen bis zu seinem Ende und in all seinen Problemen ausführlich dokumentiert. Und diese Dokumentation ist von kaum zu überschätzender Bedeutung, insofern es an authentischen Materialien über die zahlreichen Versuche mangelt, kommunistisch-anarchistische Gemeinschaften in Amerika/Südamerika zu etablieren.

Auf zwei Probleme, die das Siedlungsexperiment in Brasilien aufwarf, sei besonders hingewiesen: Veranlaßt durch den Mangel an Frauen, kam es in der Kolonie zur Diskussion und Praxis der „freien Liebe“, die Rossi zufolge in die Kategorie der körperlichen Freiheiten gehört, die die wichtigsten, notwendigsten und am schwersten unterdrückbaren sind. Aufgrund der von Rossi und anderen hierüber nach Europa geschickten Berichte entfaltete sich unter den Anarchisten eine kontrovers geführte Diskussion über die Stellung der Frau, die Veränderung der Sexualbeziehungen und namentlich über die Familie, auf die Rossi die Hauptschwierigkeiten in der Kolonie zurückgeführt hatte. „Verschiebt die Gebräuche, verändert die Namen soviel ihr wollt; unterdrückt sogar die einen oder anderen; solange ihr aber einen Gatten, eine Gattin, Kinder und ein Haus habt, werdet ihr auch eine Familie haben, d.h. eine kleine autoritäre Gesellschaft, . . . , innerhalb deren sich die Liebe in ihren verirrtesten und schmerzlichsten Manifestationen zeigt, von der Eifersucht bis zum Verbrechen.“ Mit gleicher Vehemenz und auch aufgrund der aus Brasilien eingehenden Berichte wurde unter den Anarchisten die Frage nach dem Sinn und Nutzen der Siedlungsexperimente diskutiert. Gegenüber den Kritikern rechtfertigt Rossi solche Experimente. „Wer sagt euch, ob die Menschen zu diesem Leben solidarischer Freiheit geeignet sind oder geeignet sein werden? Wer sagt euch, daß ihre natürlichen Instinkte und die Folgen der Bedrückungen, welche sie stets erleiden mußten, sie nicht dazu führen würden, irgend eine andere Lösung zu suchen und zu finden, welche auf das Privateigentum und auf eine andere Form der Autorität hinausläuft?“ Das Teilexperiment sozialistischen Lebens in Brasilien sollte helfen, diese Fragen zu beantworten.

Nach den Erfahrungen bei dem brasilianischen Kolonisationsversuch auf freier kommunistischer Basis gibt Rossi in der im vierten Kapitel dargelegten Utopie „Der Paraná im XX. Jahrhundert“ eine Antwort. Er leugnet zwar nicht die Möglichkeit des kommunistischen Anarchismus, aber er bezweifelt doch, daß dieser tatsächlich fähig ist, die Wünsche der Menschheit zu befriedigen und die Freiheit zu garantieren. Rossi beendet seine Reise mit den Omnibussen von Fourier, Cabet und Owen oder Bellamy, nimmt Abschied davon, deren Gesellschaftsentwürfe zu vervollkommen. In der neuen Utopie vollzieht sich sowohl die unentgeltliche Verteilung der Arbeitsprodukte als auch deren Produktion und Zirkulation einzig und allein auf der Basis freier Vereinbarung und unmittelbarer Gegenseitigkeit zwischen Produzenten und Konsumenten. Wenn die Privatinteressen auf solcher Basis verfolgt werden, tritt eine Harmonie der Interessen ein, wie das Leben in Paraná beweist. Dieses mutualistische Gesellschaftsmodell mag ein wenig an eine liberal-kapitalistische Gesellschaft ohne die ihr innewohnenden Antagonismen, ohne Staat und Repressionsinstanzen erinnern.

Alexander Brandenburg

GECK, L.H. Adolph: Die sozialen Arbeitsverhältnisse im Wandel der Zeit. Eine geschichtliche Einführung in die Betriebssoziologie. — Reprint der Ausgabe Berlin 1931. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977. 173 S.

Dieses Buch stellt noch immer eine grundlegende Einführung in die historische Betriebssoziologie dar. In den beiden Hauptteilen werden die Veränderungen der sozialen Arbeitsverhältnisse vor der Industrialisierung und die der sozialen Prozesse und Beziehungen zwischen den Menschen im Betrieb nach der Industrialisierung vorgestellt. — Der erste grundlegende Wandel der Wirtschaftsformen war der von der Eigenwirtschaft zur Verkehrswirtschaft. An die Stelle der Einheit von Leben und Erwerb der Subsistenzmittel trat die Trennung von Arbeit und frei verwendbarem Leben, von Arbeiten und Wohnen und die Unterordnung der Arbeit unter deren sächliche Bedingungen. Die Eigenwirtschaft war eine Form der Bedarfswirtschaft, in der Produzenten und Konsumenten identisch waren. In der Verkehrswirtschaft hingegen waren diese Gruppen nicht mehr identisch, Produktion und Konsumtion wurden über Tauschgeschäfte vermittelt. — Im zweiten, umfangreicheren Abschnitt behandelt Geck die Wandlungen der betrieblichen Personalverfassung seit der Industrialisierung. Sämtliche Bereiche des gewerblichen Betriebssystems veränderten sich: die Sachverfassung, Arbeitsverfassung und insbesondere die damit zusammenhängende Personalverfassung. Die folgenswertere Veränderung stellte die Ablösung des handwerklichen Kleinbetriebes durch den Großbetrieb mit Maschineneinsatz dar. Im Großbetrieb prägten sich sowohl die Unternehmer- und Kapitalgeber- als auch Arbeiterfunktionen deutlich aus. Der Betrieb selbst bildete sich zu einer hierarchischen

Zusammenfassung von Menschen aus. Die Trennung in leitende und ausführende Tätigkeiten wurde ergänzt durch eine differenzierte Abstufung von Befugnissen: Über den Arbeitern standen die Werkmeister, die wiederum den Betriebsingenieuren unterstanden. Eine Folge dieser innerbetrieblichen Differenzierungen war die Ausbildung einer betrieblichen Bürokratie und eine soziale Segregation zwischen den verschiedenen Funktionsträgergruppen.

Mit dem Übergang zum industriellen Wirtschaften wandelten sich auch die unternehmerischen Auffassungen über das Arbeitsverhältnis. In vorindustriellen Wirtschaftsformen bestand vielfach eine Einheit aus Erbuntertänigkeit, Arbeitspflicht und Existenzsicherheit bei Krankheit und im Alter. Die liberale Arbeitsverfassung zerstörte diesen Zusammenhang. Die Arbeitskraft wurde „Submissionsartikel“, der je nach Bedarf gekauft wurde. Mit dem aus liberalem Denken abgeleiteten „Herr-im-Hause-Standpunkt“, der teilweise auch paternalistische Züge tragen konnte, wurde die Position minderen Rechts der Arbeitnehmer legitimiert. Außerdem wurden die betrieblichen Sozialbeziehungen durch staatliche Eingriffe (Gewerbeordnung, Bergesetze, Hilfsdienstgesetz etc.) und überbetriebliche Organisationen (Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände) beeinflusst. Die konkreten Veränderungen der Sozialbeziehungen schlugen sich in rigiderer Arbeitsdisziplin, in Versachlichung und Entpersönlichung des Betriebslebens und in Kontrollmaßnahmen nieder. Die Unternehmer suchten Betriebsverbundenheit der Arbeitnehmer durch Maßnahmen betrieblicher Sozialpolitik, Werkzeitletungen usw. herzustellen.

Ein heute in der ersten Auflage erscheinendes Buch gleichen Inhalts würde sicherlich in manchem anders, in vielem kritischer geschrieben werden als diese Arbeit von 1931. Das soll aber nicht heißen, daß Gecks Studie von ihren Ergebnissen her überholt sei. Vielmehr werden hier grundlegende Entwicklungstendenzen überzeugend dargestellt. Hilfreich sind auch die Hinweise auf ältere soziologische Arbeiten, die heute oftmals keine ihren Ergebnissen entsprechende Berücksichtigung erfahren.

Wolfgang Renzsch

Staat und NSDAP. 1930-1932. Quellen zur Ära Brüning. Eingeleitet von Gerhard Schulz, bearbeitet von Ilse Maurer und Udo Wengst (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 3. Reihe: Die Weimarer Republik, Bd. 3). – Düsseldorf: Droste Verlag 1977. LXXIX, 350 S.

Der zeitliche Rahmen dieser Quellenedition ist nicht ganz überzeugend; die hier dokumentierte Problematik der Einstellung des Staates zur NSDAP, der Beurteilung ihrer Gefährlichkeit und die gegen sie ergriffenen Abwehrmaßnahmen nur auf die Zeit der Kanzlerschaft Brünnings zu beschränken, schafft eine etwas willkürliche Zäsur. Denn der Kampf gegen die Nationalsozialisten wurde in erster Linie von den Innenministerien der Länder geführt, so daß in Preußen die Wandlung erst mit dem „Preußenschlag“ vom 20. Juli 1932, bei den meisten anderen Ländern erst nach der „Machtergreifung“ anzusetzen ist. Ebenso erscheint die zeitliche Begrenzung unbefriedigend, wenn es sich um die Dokumentation der „Zähmungsversuche“ handelt, um den Versuch, z.B. die Jugend, insbesondere den akademischen Teil, im Rahmen des Wehrsports oder der weiterführenden Pläne Schleichers in Richtung auf die zu bildende Miliz zu engagieren. Derartige Überlegungen beginnen bereits im August 1930 eine Rolle zu spielen. (vgl. Dokument Nr. 11) und hatten dann im Reichskuratorium für Jugendertüchtigung im September 1932, also deutlich nach Brünnings Sturz, die erste organisatorische Form erhalten.

Die in dem Bd. edierten Quellen, von denen manche schon an anderer Stelle publiziert sind, die aber zurecht zur Abrundung des Bildes hier Aufnahme gefunden haben, besitzen einen hohen Aussagewert. Es sind teilweise umfangreiche Denkschriften über die NSDAP, die in den Innenministerien – wir würden heute solche Ausarbeitungen vom Verfassungsschutz erwarten – angefertigt wurden. Sie sind für die Erforschung der NSDAP wichtig, weil sie eine Fülle aussagekräftigen Materials über die Partei enthalten. Zugleich zeigen sie die Problematik und die Unzulänglichkeit derartiger Analysen auf, was ihr politisches Urteil und die Empfehlungen angeht, die sie der politischen Spitze nahelegen. So kam zwar eine Denkschrift des preußischen Innenministeriums im August 1930 zu dem Ergebnis, daß die Partei eine staatsfeindliche Verbindung mit hochverräterischem Charakter gewesen sei; die somit verwirkten Straftatbestände und die fälligen Gefängnisstrafen werden säuberlich aufgeführt, aber die

Frage der Realisierbarkeit eines solchen Verbots wird nicht angeschnitten.

Interessant ist überhaupt die den Bd. durchziehende Auseinandersetzung zwischen Preußen und dem Reich in der Frage der Beurteilung der NS-Bewegung. Von Preußen geht ständig der Druck aus, während die Reichsseite, vor allem die Reichswehrführung, nachhaltig getäuscht durch Hitlers Legalitätseid im Ulmer Reichswehrprozeß, eine deutliche Tendenz zur Verharmlosung zeigt. Das traf weniger auf den Reichsinnenminister Wirth zu, der dann im Oktober 1931 bei der Kabinettsbildung folgerichtig fallengelassen wurde. Mit der Übernahme des Innenressorts durch Groener wollte man die Pazifizierungspläne der Reichswehr für die Wehrverbände einschließlich der SA, die "Heranführung der Jugend an den Staat" durch Ausschaltung der "Giftmänner", die unter Wirth angeblich zuviel Einfluß gehabt hätten, vereinheitlichen und gezielt voranbringen. Doch das Gegenteil trat ein; bei Groener kam so etwas wie ein Lernprozeß in Gang. Unter dem Druck der Länderinnenminister entschloß er sich im Frühjahr 1932 zum Verbot der SA, was den Konflikt mit Schleicher und seinen und Brünings Sturz auslöste. Dieses Bewußtwerden der Pflichten des Reichsinnenministers wird ausführlich dokumentiert, zugleich aber auch wird gezeigt, daß Groener in der Doppelrolle der Leitung beider Ministerien überfordert und zur tatsächlichen Leitung des Innenministeriums wohl kaum in der Lage war.

In einer anderen Hinsicht bietet der Bd. ein Anschauungsmaterial, das auch heute noch informativ und geeignet ist, nachdenkliche Schlüsse zu ziehen. Die Aktionen der politischen Polizei, vor allem der Preußens, die durch manipuliertes, oft sehr fragwürdiges Material die Reichsregierung zum Handeln auffordern bzw. zur präventiven Aktion provozieren wollten, zeigen auch hier, daß solche Tricks der Polizei die politische Auseinandersetzung mit dem Gegner nicht ersetzen können. Zu diesem keineswegs historisch verstaubten Thema, wie der Staat sich gegenüber Verfassungsfeinden verhalten soll und welche Grenzen in der Abwehr sich zeigen, wird also auch eine Fülle von Anregungen vermittelt.

Henning Köhler

BIRKE, Adolf M.: Pluralismus und Gewerkschaftsautonomie in England. Entstehungsgeschichte einer politischen Theorie. — Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 1978. 258 S.

In seiner überarbeiteten Habilitationsschrift analysiert Birke die in der Forschung kaum thematisierte Entstehungsgeschichte früher Pluralismuskonzepte in England; ein Vorhaben, das die auf den ersten Blick erstaunende Verteilung der Proportionen zwischen Grundelementen der britischen Verbandsgeschichte, der Entwicklung des rechtlichen Rahmens der Gewerkschaften, herausragenden Verbandsrechtsfällen und schließlich den frühen Pluralisten selbst rechtfertigt. Die komprimierte Darstellung der juristischen Rahmenbedingungen der Entwicklung englischer Gewerkschaften auf ihrem extra-konstitutionellen Weg bis zur Etablierung ihrer legendären Autonomie ist insbesondere für einen Vergleich mit der deutschen Gewerkschaftsogenese von großem Interesse. Im Mittelpunkt stehen dabei Rolle und Funktionen der Rechtskonstruktion des Trust; herausgearbeitet werden die zahlreichen rechtlichen Widerstände gegen die gewerkschaftliche Organisationsentwicklung, die gegen Ende des Jahrhunderts schließlich mit der Frage nach dem grundsätzlichen Verfassungstatus von Verbänden eine neue Qualität erhielten. — Es gelingt dem Verf., die sozialen, ökonomischen, verfassungs- und theoriegeschichtlichen Aspekte dieser Entwicklung unter Verarbeitung der Forschungsergebnisse der englischen Standardliteratur im Auge zu behalten und die frühe Pluralismusdiskussion in eine Analyse von Struktur und Wandel des politischen Systems zu integrieren. Gebührende Aufmerksamkeit finden der Taff Vale Case, der Osborne Case und der Free Church of Scotland Case, in denen das Problem der juristischen Person und die prinzipielle Frage nach der rechtmäßigen Entwicklungsfähigkeit von Verbänden über ihre ursprünglichen Verbandsziele hinaus, also ihre Adaptionfähigkeit, maßgebend erörtert wurden. Aus dem jeweils anschließenden politischen Kampf um die Revision der ergangenen Urteile gingen u.a. 1906 das Prinzip "A Trade Union can do no wrong" und 1913 die innergewerkschaftliche Schutzbestimmung des "contracting out" für politische Minoritäten hervor.

In diese juristischen und politischen Auseinandersetzungen ordnet B. die Gruppe der frühen englischen Pluralisten ein, deren individuelle Leistungen in politischer Gegenwartsanalyse und Theorie im letzten und längsten Kapitel behandelt werden. Mit den Überlegungen zur

faktischen und rechtlichen Situation moderner Verbände in der britischen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts durch Maitland, der unter dem Eindruck der deutschen Rechtsdiskussion, insbesondere der Forschungen Otto von Gierkes zum Genossenschaftsrecht, stand, habe die politische (in Abhebung von der älteren philosophischen) Pluralismuskussion begonnen. Für sie sei das Bestreben bestimmend gewesen, die offenkundige Kluft zwischen Recht und sozialer Realität in der sich entwickelnden spätviktorianischen Verbandsgesellschaft zu schließen, in der der Staat seine alleinige Urheberschaft gesellschaftlicher Organisation nicht länger unwidersprochen beanspruchen konnte. Maitlands Grundgedanken wurden von allen anderen frühen Pluralisten (untersucht werden W.M. Geldart, J.N. Figges, A.D. Lindsay, G.D. Cole und E. Barker) aufgenommen, sei es zur Fortsetzung seiner Ideen, sei es in kritischer Distanzierung zu ihnen. Eine radikale Zuspitzung erfuhren pluralistische Vorstellungen schließlich mit H. Laskis fundamentaler Infragestellung der Souveränität des Staates als rigoroser Konsequenz aus staatlicher Schwerfälligkeit und politischer Ignoranz. Im Zentrum seiner Arbeiten habe nicht mehr der Staat mit seiner einheitsstiftenden Funktion gestanden, sondern die Vielfalt als dominierendes Charakteristikum des politischen Gemeinwesens, in dem der Staat nur noch eine unter vielen anderen gesellschaftlichen Organisationen darstelle.

Den bleibenden Erkenntnisgewinn der frühen Pluralismuskussion sieht der Verf. zusammenfassend in der Entdeckung gesellschaftlicher Organisationen als selbständige politische und rechtliche Einheiten neben Individuum und Staat sowie als Schranke gegen die vom Staat beanspruchte Omnipotenz. B.s abwägendes Urteil wird auch in der These deutlich, die starke britische Verbandsautonomie berge die Gefahren einer verabsolutierenden Verselbständigung und Aushöhlung der rechtlichen Suprematie des Staates. Gerade vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen zwischen konservativer Regierung und Gewerkschaften seit Herbst 1979 in Großbritannien ist diese Beurteilung nicht nur einer historisch orientierten Diskussion wert.

Von der lohnenden Lektüre dieses Buches sollte sich der deutsche Leser durch ausführliche Zitate teilweise weltfremd anmutender englischer Rechtsdeduktionen nicht abhalten lassen. Ausgesprochen störend sind allerdings die häufigen, nahezu wörtlichen Wiederholungen zwischen Text und Anmerkungen; auch einige biographische Absätze enthalten nicht nur Relevantes und durchbrechen nur selten die Lexikonstruktur. Verzeichnisse der Gesetze und Entscheidungen sowie ein Personen- und Sachregister sind äußerst hilfreich.

Hans-Gerhard Husung

MUTIUS, Bernhard von: **Die Rosa Luxemburg-Legende**, Bd. 1 (= Marxistische Taschenbücher, Reihe Marxismus aktuell). – Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter 1978. 280 S.

Ein "Polemist", der, wie er verkündet, "der formalen Verkrampfung der 'klassischen deutschen Inauguraldissertation' keinen rechten Sinn und keine Freude abgewinnen kann" (S. 207), hat sich in Sachen Rosa Luxemburg zu Wort gemeldet. Damit dem Leser auch deutlich wird, auf welchem Niveau polemisiert werden soll, wird ausführlich Franz Mehring bemüht (S. 210, Anm. 4). Da Mehring sich nicht wehren kann, muß hier zuerst einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß er ein hervorragender Stilist war, während von Mutius über knapp dreihundert Seiten hinweg einen faszinierenden Kampf gegen die deutsche Sprache führt, vor allem gegen deren Syntax. Einige Kostproben: "Diese gesellschaftliche Wirklichkeit war zu häßlich, um sich weiter nur mit der schönen Literatur zu beschäftigen" (S. 17); "In dieser Atmosphäre des Schreckens, der Unsicherheit, der Gefahr standen die Werke von Karl Marx und Friedrich Engels nicht wohlgeordnet und griffbereit zur Verfügung, um planmäßig und systematisch die revolutionäre Theorie zu studieren" (S. 19f.); "Die Menschen tränen in der ganzen Welt und daher das 'in der ganzen Welt zu Hause' sein, also konkret historisch: sich der internationalen Arbeiterbewegung zugehörig zu fühlen, das war und ist nun Rosa Luxemburg, und zwar zu allen Zeiten" (S. 31). Und weil das alles nicht so einfach ist, "haben" sich in das Buch auch eine "Menge . . . eingeschlichen", und zwar "Druckfehler" (S. 281). Im übrigen läßt sich das, was dort unter "Errata" aufgeführt wird, durchaus ergänzen. So wurde die "Neue Zeit" nicht 1893, sondern 1883 gegründet, einige Zitate finden sich an anderen Stellen als angegeben, und Bernstein war, auch wenn von Mutius es zweimal behauptet (S. 40 und S. 80), nie der Privatsekretär von Friedrich Engels usw.

„Hören Sie doch auf mit dieser Art von Polemik“, wird nun mit Recht und sogar richtig der Polemist sagen, „kommen Sie zum Inhalt!“ Und in der Tat, da liegt das Problem. Von Mutius erledigt nämlich nicht nur die vulgäre bundesdeutsche Rosa Luxemburg-Legende, die, wie er überzeugend zeigt, auf dem Satz „Die Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“, beruht, sondern darüber hinaus in einer Art von Rundumschlag, meistens tief unter die Gürtellinie, alle wissenschaftlichen Positionen, die nicht mit jenen der „heutigen Partei der Arbeiterklasse“ (S. 7), was wohl ein Pseudonym für DKP sein soll, übereinstimmen. Und da ist von Mutius auch unbestechlich, da trifft er alle, die es „verdient“ haben in gleicher Weise: Oskar Negt, Erich Matthias, John Peter Netti (dem im „Anhang A“ gönnerhaft bescheinigt wird, daß er ein Standardwerk geschrieben hat, natürlich auch ein „Standardwerk der Legendenbildung“ (S. 203), Steinberg, der als „Hans-Josef“, als „Josef“ und als „Joachim“ auftaucht, Georg W. Strobel und Jürgen Hentze. – Immerhin einige obskure Interpretationen werden als solche benannt (Holzheuer, Raddatz, Projekt Klassenanalyse), wobei in der Kritik an der Publikation des Projekts Klassenanalyse eine Krähe der anderen ein Auge aushackt.

Sehen wir uns nun einmal an, wie der Polemist polemisiert. Das geht so zu: Der Polemist unterscheidet zwischen guten Menschen und „ordentlichen und außerordentlichen Professoren“ (S. 41). Nun meint der Polemist nicht etwa einen der oft zitierten Professoren aus der DDR, wo es ja noch eine Hierarchie von „Aspiranten“ bis zum „Professor mit Lehrstuhl und vollem Lehrauftrag“ gibt, er meint auch nicht die Professoren Fülberth, Schleifstein, Sandkühler usw., sondern er kennt nur zwei „Professoren“, Matthias und Steinberg. Und weil unser Polemist ein polemisierender Schelm ist, weiß er auch zwischen „ordentlich“ und „außerordentlich“ in der Weise zu unterscheiden, daß „Erich Matthias durch außerordentliche Grobschlächtigkeit . . . Hans-Josef Steinberg durch ordentliche Differenziertheit“ (S. 41) hervorgetreten sind. Dann geht der Polemist auf die „Art Geschichte der Arbeiterbewegung, wie Steinberg sie betreibt“ (S. 45), ein und meint, diese Art „hat Sympathien . . . doch sie ergreift nicht offen Partei, sondern versteckt vielmehr . . .“ (ebd.) usw.

Nun betreibt, um zum Anfang zurückzukommen, kein Wissenschaftler die Geschichte, sondern die Wissenschaft davon, und die Art dieses Betreibens kann nach dem gängigen Verständnis der deutschen Sprache auch keine Sympathien haben, nicht Partei ergreifen und auch nicht verstecken, sondern das kann nur der Wissenschaftler selber. Was soll's! Steinbergs Arbeit ist eine Dissertation, und deren Interpretationen sind deshalb eben nicht Dinge, die „im Hinterkopf des bundesdeutschen Professors entstanden“ (S. 45f.) sind. Soweit – von Zitateverkürzung und -verfälschung abgesehen – ein Beispiel der Polemik des Polemist. – Ansonsten bringt er eine geraffte Geschichte Polens aus dem Blickwinkel der Dissertation Rosa Luxemburgs, interpretiert in souveräner Unkenntnis der neuesten polnischen Forschung die PPS weiterhin als „nationalistisch“ und „sozialpatriotisch“ (S. 32) und bringt eine heute nicht mehr ernst zu nehmende Interpretation des Revisionismus. Andererseits zeigen einige Stellen, daß von Mutius da genau gelesen hat, wo andere die Texte überflogen haben, so z.B. seine Ausführungen über die Stellung Rosa Luxemburgs zu den Gewerkschaften. – Die Arbeit endet mit der russischen Revolution von 1905, was sich begründen läßt. Ein zweiter Bd. soll folgen. Aber, und das ist eine herzliche Bitte der Rezensentin, die sich anschließend bei der Lektüre des Buches von John Peter Netti erholen wird, hoffentlich etwas weniger ambitiös und nicht so dahingeschludert.

Annette Jost

LUKÁCS, Georg: **Organisation und Illusion. Politische Aufsätze III, 1921-1924.** Hrsg. von Jörg Kammler und Frank Benseler (= Sammlung Luchterhand, Bd. 209). – Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1977. 301 S.

DERS.: **Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Politische Aufsätze IV, 1919-1922** (= Sammlung Luchterhand, Bd. 11). – Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, 5. Aufl. 1978. 518 S.

DERS.: **Demokratische Diktatur. Politische Aufsätze V, 1925-1929.** Hrsg. von Frank Benseler (= Sammlung Luchterhand, Bd. 221). – Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1979. 235 S.

Mit dem erst jüngst erschienenen Bd. 5 ist die Taschenbuchausgabe der politischen Aufsätze von Georg Lukács aus den Jahren 1918 bis 1929 abgeschlossen worden.¹ Damit liegt nun vollständig eine breit angelegte Edition vor, die über "eine möglichst lückenlose Dokumentation der schriftstellerischen Aktivität von Lukács einschließlich der aktuell bezogenen politischen Publizistik" (Bd. 1, S. 7) die notwendigen Voraussetzungen dafür schaffen will, um den Zusammenhang seines politischen Denkens mit den strategischen und taktischen Fragen der kommunistischen Arbeiterbewegung rekonstruieren zu können. – Gerade in den letzten Jahren ist eine Fülle von Untersuchungen erschienen, die sich mit dem frühen Georg Lukács auseinandergesetzt haben.² In zunehmendem Maße war man dabei bemüht, seine bloß theorieimmanente Rezeption zu erweitern um die Analyse der politisch-sozialen Prozesse, aus denen heraus Georg Lukács politisch gewirkt und fortlaufend publizistisch und theoretisch Stellung genommen hat. Die Beschäftigung mit dem frühen Georg Lukács blieb allerdings immer noch mehr oder weniger geprägt von den historischen Vorurteilen, die sich vor allem aus der heftig und polemisch geführten politischen Auseinandersetzung um "Geschichte und Klassenbewußtsein" (1923) herleiten. So wird Georg Lukács entweder gegen die Kommunistische Internationale (KI) ausgespielt, deren stalinistisch-bürokratische Praktiken bereits an seinem Beispiel sichtbar geworden seien, oder die kommunistische Politik wird umgekehrt abgesetzt von den akademischen Klimmzügen eines esoterischen Intellektuellen, der sich nur am Rande der wirklichen Arbeiterbewegung aufgehalten habe. Nicht selten muß deshalb Georg Lukács als Paradebeispiel eines konvertierten, bürgerlichen Intellektuellen herhalten, der vom Sog der revolutionären Ereignisse erfaßt wird, sich der kommunistischen Bewegung zuwendet, scheitert und sich enttäuscht von der Tagespolitik zurückzieht, um sich auf das zu konzentrieren, "wo er sich kompetent weiß und wo nun tatsächlich ein Defizit an theoretischer Bewältigung existiert, nämlich auf abstrakt theoretische Fragen und auf die Literaturtheorie".³

Dieses Bild von Georg Lukács wird im allgemeinen mit dem Hinweis sowohl darauf abgestützt, daß er mit seiner "Offensivtheorie" auf dem 3. Weltkongreß der KI im Juni/Juli 1921 einer heftigen Kritik ausgesetzt war, in deren Gefolge auch die als linksradikal geltende Zeitschrift "Kommunismus" eingestellt werden mußte, als auch darauf, daß er als Anhänger der Landler-Fraktion in den sich zuspitzenden Auseinandersetzungen innerhalb der KP Ungarns zur Jahreswende 1921/22 unterlegen war. Beide rasch aufeinanderfolgenden Niederlagen hätten schließlich Georg Lukács zu einem zeitweiligen Rückzug aus dem politischen Tagesgeschehen bewogen. Dafür habe er sich wieder seinem eigentlichen Metier zugewandt und im Rückblick auf die zurückliegende Periode seiner politischen Tätigkeit die Aufsatzsam-

1 Vgl. die Rezension der beiden ersten Bde in: IWK, Jg. 13 (1977), S. 243ff.

Verweise auf die vorliegende Taschenbuchausgabe werden im folgenden abgekürzt mit der Angabe des entsprechenden Bdes und der Seitenzahl.

2 Hier die wichtigsten deutschsprachigen Untersuchungen: Jörg Kammler, Politische Theorie von Georg Lukács. Struktur und historischer Praxisbezug bis 1929, Darmstadt und Neuwied 1974; Rudi Dutschke, Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Lenin, Lukács und die Dritte Internationale, Berlin 1974; Autorenkollektiv, Georg Lukács. Verdinglichung und Klassenbewußtsein, Westberlin 1975; Antonia Grunenberg, Bürger und Revolutionär. Georg Lukács 1918-1928, Köln und Frankfurt/M. 1976; Rafael de la Vega, Ideologie als Utopie. Der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken', Marburg 1977; Ursula Apitzsch, Gesellschaftstheorie und Ästhetik bei Georg Lukács bis 1933, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977; Georg Ahweiler (Hrsg.): Betr.: Lukács. Dialektik zwischen Idealismus und Proletariat, Köln 1978.

3 So etwa Wolfgang Abendroth, in: Georg Ahweiler (Hrsg.), a.a.O., S. 39, in ähnlicher Form aber auch viele andere Autoren.

lung "Geschichte und Klassenbewußtsein" zusammengestellt, die dann im Sommer 1924 Anlaß war zu einem publizistischen Trommelfeuer auf den "theoretischen Revisionismus" der Ultralinken. Erst ab 1925 habe sich Georg Lukács wieder stärker politisch zu Wort gemeldet, wenn er sich dabei auch mehr auf die ungarische Parteipolitik beschränkt habe. Mit den "Blum-Thesen" habe schließlich auch diese Entwicklungsphase zugleich ihren Höhepunkt wie ihren Abschluß gefunden; schon bald nach ihrer Fertigstellung Ende 1928 waren die Thesen scharf kritisiert worden, so daß sich Georg Lukács gezwungen sah, sich offiziell von ihnen zu distanzieren, um nicht aus der Partei ausgeschlossen zu werden. Da er keinen Rückhalt mehr in der KPU besaß, zog er sich nun endgültig aus dem politischen Geschehen zurück.

Auf diese gängige Darstellung, wie sie zahlreichen Untersuchungen immer wieder zugrundeliegt, kann an dieser Stelle nicht im einzelnen eingegangen werden. Gerade im Hinblick auf die vorliegende Edition der politischen Aufsätze von Georg Lukács ist jedoch auf einen Punkt besonders hinzuweisen, der sich im übrigen als ein zentrales Kernstück der Forschung erweist. Im Mittelpunkt steht nämlich bei nahezu allen Autoren die Analyse von "Geschichte und Klassenbewußtsein". Diese Schrift wird im allgemeinen verstanden als theoretische Rückbesinnung auf die zurückliegenden Jahre überschwenglicher, revolutionärer Erwartungen in einer "Phase der Ernüchterung".⁴ Im politischen Denken von Georg Lukács wird dabei dieselbe intellektuelle Grundhaltung ausgemacht, die bereits seine linksradikale Entwicklungsphase in den Jahren 1920/21 bestimmt hatte; der Gang der Ereignisse, also die Enttäuschung über das Ausbleiben revolutionärer Erhebungen, habe jedoch Modifikationen erzwungen, ohne daß er seine politisch-theoretische Position revidiert hätte. Im Endergebnis war er deshalb gezwungen, die "Flucht in die Geschichtsphilosophie" anzutreten,⁵ während er weiterhin vor allem sein Unvermögen dokumentiert habe, "das Postulat konkreter Vermittlung auf der Basis einer wirklich durchgeführten historisch-materialistischen Analyse in einer politisch umsetzbaren, die Bedingungen aktueller Praxis unmittelbar ernstnehmenden Form einzulösen".⁶ Gerade das, was er an Lenin besonders hervorgehoben hat, nämlich seine "revolutionäre Realpolitik", die aus der "konkreten Analyse der konkreten Lage" erwächst,⁷ habe Georg Lukács selbst niemals realisieren können, obwohl er dies stets beschworen habe.

Wie voreilig und unzulässig derartige Interpretationen sind, macht nicht zuletzt die Edition der politischen Aufsätze deutlich. Ihr besonderes Verdienst besteht nämlich gerade darin, bislang unbekannte ungarische Arbeiten von Georg Lukács zum erstenmal in deutscher Sprache zugänglich gemacht zu haben. Sie zeigen in aller Deutlichkeit, wie sehr Lukács daran gearbeitet hat, gesellschaftliche Prozesse, soziale Vorgänge und tagespolitische Ereignisse zu analysieren, um daraus konkrete politische Schlußfolgerungen zu ziehen. Neben den zahlreichen Artikeln aus dem Parteorgan "Proletár" aus den Jahren 1920 und 1921 (vgl. Bd. 2 und Bd. 3) muß in diesem Zusammenhang auch auf seine späteren Artikel hingewiesen werden, die er ab 1925 in verschiedenen Parteizeitungen ("Új Március", "Parisi Munkás" und "100%") veröffentlicht hat (vgl. Bd. 5). Vor allem an den "Blum-Thesen" (Bd. 5, S. 139ff.), aber auch an vielen vorangegangenen Arbeiten wird das besonders deutlich. Aber selbst für die Zwischenzeit von 1922 bis 1924 finden sich Hinweise darauf, daß sich Georg Lukács relativ kontinuierlich mit dem politischen Geschehen insbesondere in Ungarn auseinandergesetzt hat. Im editorischen Nachtrag (Bd. 5, S. 215f.) werden dazu einige Artikel angeführt, die er in verschiedenen kommunistischen Zeitungen ["Vörös Újság" (Wien), "Röpiratok", "Kassai Munkás" und "Munkás" (Bukarest)] veröffentlicht hat. Vermutlich ist diese bibliographische Aufstellung sogar noch immer lückenhaft, denn die Landler-Fraktion gab bei-

4 Jörg Kammler, a.a.O., S. 229.

5 Antonia Grunenberg, a.a.O., S. 190. Rafael de la Vega versteigt sich sogar zu der Behauptung, bei Georg Lukács Eigenschaften zu erkennen, "die ihn zum Prototyp schlechthin des bürgerlichen Überläufers in die Reihen des Proletariats machen, zum Musterbeispiel des radikalen Intellektuellen, zum Vorbild des Taktierers, des opportunistischen Paktierers, der sich durch alle Gefahren und Gewitter hindurchmanövriert und dabei sich selbst immer treu bleibt." Rafael de la Vega, a.a.O., S. 128.

6 Jörg Kammler, a.a.O., S. 236; vgl. auch die Diskussion in: Georg Ahreiler (Hrsg.), a.a.O., S. 15ff.

7 Vgl. die Gedenkbroschüre von Georg Lukács: Lenin. Studie über den Zusammenhang seiner Gedanken, Berlin 1924 und Wien 1924, abgedruckt in: Bd. 3, S. 209ff., hier S. 282ff.

spielsweise in Berlin für eine kurze Zeit, nämlich vom 19. August bis zum 18. September 1922, die Zeitung "Vörös Újság" heraus, an der aller Wahrscheinlichkeit nach auch Georg Lukács mitgearbeitet hat.⁸

Bereits diese kurzen Andeutungen weisen auf ein Defizit hin, das die Untersuchungen zum frühen Georg Lukács mehr oder minder alle kennzeichnen, das aber nicht zuletzt durch die Edition der politischen Aufsätze ins Auge stechen muß. In erster Linie werden nämlich internationale Ereignisse und vor allem die Auseinandersetzungen um die "März-Aktion" 1921 in Deutschland für die politische Entwicklung von Georg Lukács verantwortlich gemacht, während die Vorgänge innerhalb der KPU und mehr noch in Ungarn selbst äußerst stiefmütterlich behandelt werden. Wie die spätere Entwicklung zeigt, gewann jedoch gerade die Arbeit in der ungarischen kommunistischen Bewegung mehr und mehr an Gewicht,⁹ und noch vor den "Blum-Thesen" hatte Georg Lukács Ende 1924 Anfang 1925 zusammen mit Eugen Landler und Josef Révai das Programm der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei entworfen und abgefaßt.¹⁰ Leider bleibt dieser Umstand auch in der vorliegenden Edition unerwähnt, obwohl er nur umso mehr anzeigt, wie weit die "Konfrontation mit den Tatsachen, der Zwang, das zu erforschen, was Lenin 'Das nächste Kettenglied' nannte"¹¹ zurückreicht.

Die Tatsache, daß viele Artikel von Georg Lukács in einem editorischen Nachtrag angehängt und nur aufgelistet sind (Bd. 5, S. 211 ff.), weist zugleich auf Schwächen der vorliegenden Edition hin. Das Ziel, eine möglichst lückenlose Dokumentation zu erstellen, bleibt ein immer noch unerfüllter Wunsch. Zudem werden einige Aufsätze von Georg Lukács nur mit dem Titel aufgeführt. Ansonsten wird auf eine andere Textausgabe verwiesen. Das ist besonders dort zu kritisieren, wo Unterschiede in den textlichen Fassungen bestehen, ohne daß sie dem Leser kenntlich gemacht werden. So sind gerade die Aufsätze, die in "Geschichte und Klassenbewußtsein" übernommen worden sind, nicht in ihren ursprünglichen Erstfassungen abgedruckt, obwohl sie mehr oder minder alle für die Buchpublikation von Georg Lukács selbst überarbeitet worden sind. Ein Vergleich zwischen den Fassungen der Erstveröffentlichung und denen in "Geschichte und Klassenbewußtsein", der jedenfalls notwendig wäre, wird dadurch unmöglich (vgl. die nachträgliche Selbstkritik: Bd. 5, S. 226, Anm. 4). Das mindert zweifellos den Wert der Edition. Ebenso wie für die Aufteilung der einzelnen Bde, die auf "technische Gründe" (Bd. 2, S. 9) zurückzuführen ist, sind dafür in erster Linie die kommerziellen Erwägungen des Verlages verantwortlich zu machen. Ob allerdings der "Kompromiß zwischen wissenschaftlicher Wünschbarkeit und gewerblicher Möglichkeit" (Bd. 5, S. 214) insgesamt vertretbar ist, muß bezweifelt werden. — Darüber hinaus muß selbst im verlagsmäßig eingeschränkten Rahmen die Arbeit der Herausgeber an vielen Punkten bemängelt werden. Das betrifft zunächst die zahlreichen formalen Unzulänglichkeiten, die nur z.T. nachträglich korrigiert worden sind (vgl. Bd. 5, S. 228). Schon im Bd. 2 sind einige Datierungen fehlerhaft (etwa S. 129: 23.9.1920 statt: 16.10.1920; S. 162: 1.11.1920 statt: 11.11.1920; S. 239: 15.3.1921 statt: 15.5.1921; S. 269: 28.8.1920 statt: 28.10.1920) und bei manchen Aufsätzen fehlt sogar jede genauere Datierung (etwa Bd. 3, S. 67: 21.2.1921, S. 72: 15.5.1921). Auch die Quellenangaben sind nicht immer zutreffend [etwa Bd. 3, S. 175: Die Rote Fahne (Wien)]. Trotz des Anspruchs, die Sammlung "chronologisch aufgebaut" (Bd. 2, S. 9) zu haben, gerät die zeitliche Anordnung an manchen Stellen durcheinander (etwa Bd. 2, Text 34 oder Bd. 3, Text 9 und 10). Das erschwert den wissenschaftlichen Umgang mit der vorliegenden Edition teilweise beträchtlich.

Daneben muß jedoch auch kritisiert werden, daß die Edition nur unzureichend kommentiert wird. Die historischen Zusammenhänge werden z.T. nur feuilletonistisch vorgestellt

8 Vgl. die Aufstellung der ungarischen kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften in: Negyedszázados Harc. A munkásmozgalom történetének kronológiája 1919. Augusztus 1 - 1945. Április 4. Budapest 1975. Der Rezensent hofft im übrigen, in Kürze in einem Artikel den Beweis dafür anzutreten, daß Georg Lukács unter seinem Vornamen in den Jahren 1922 und 1923 eine ganze Reihe von Artikeln veröffentlicht hat, die vor allem tagespolitischen Themen gewidmet sind.

9 Vgl. auch das Vorwort von Georg Lukács zu "Geschichte und Klassenbewußtsein" aus dem Jahre 1967, abgedruckt in: Bd. 4, S. 5ff., hier S. 12ff.

10 Vgl. Georg Lukács, Diskussion über die Blum-Thesen (1956), in: ders., Schriften zur Ideologie und Politik. Werkauswahl, Bd. 2, Neuwied und Berlin 1967, S. 768.

11 Vorwort zu "Geschichte und Klassenbewußtsein" aus dem Jahre 1967, a.a.O., S. 13.

(vgl. Bd. 5, S. 205f.), obwohl es erforderlich wäre, genauere Angaben etwa zum Verlauf des Fraktionskampfes innerhalb der KPU oder zur Diskussion um "Geschichte und Klassenbewußtsein" nach dem 5. Weltkongreß der KI im Sommer 1924 zu machen. Entgegen manchen Behauptungen war nämlich Georg Lukács keineswegs politisch so kompromittiert, daß "Geschichte und Klassenbewußtsein" lange Zeit totgeschwiegen und schließlich nur verrissen wurde; so wurde etwa sein theoretisches Kernstück ab April/Mai 1923 in drei Folgen in der russischen Zeitschrift "Westnik Sozialistitscheskoi Akademii" abgedruckt. Um die politische Situation von Georg Lukács zu verstehen, hätten zudem auch die Bedingungen im Wiener Exil berücksichtigt werden müssen.¹² Aber selbst an einem bibliographischen Überblick über die verschiedenen Publikationsorgane (Erscheinungsort, -dauer, Mitarbeiterkreis usw.) fehlt es, was die detaillierte Rekonstruktion der politischen Entwicklung von Georg Lukács weiterhin erschwert.

So verdienstvoll deshalb die Edition der politischen Aufsätze von Georg Lukács im Ansatz ist, so sehr wird zugleich die wissenschaftliche Arbeit mit den Texten durch die editorische Praxis beeinträchtigt. Diese Mängel geben allerdings nur den unzureichenden Forschungsstand wieder, über den die wissenschaftliche Literaturfülle auf keinen Fall hinwegtäuschen kann.

Karl Lauschké

12 Vgl. etwa den Aufsatz von Yvon Bourdet, Georg Lukács im Wiener Exil (1919-1930), in: Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl R. Stadler zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Gerhard Botz u.a., Wien 1974, S. 297-329, auf den in der Edition nur pauschal hingewiesen wird (Bd. 1, S. 10).

MOORE, Barrington, Jr.: *Injustice: The Social Bases of Obedience and Revolt*. — White Plains, New York: M.E. Sharpe Inc. 1978. 540 S.

Vielen deutschen Lesern sind die Arbeiten des Harvard-Soziologen Barrington Moore, Jr., nicht unbekannt, insbesondere sein Buch "Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World" (Boston 1966). In der vorliegenden Studie verwendet der Verf. die gleiche Arbeitsmethode, die auch für seine früheren Arbeiten kennzeichnend ist: Eine weitgreifende Frage wird gestellt, die der Verf. mit Hilfe verschiedener Sozialwissenschaften, u.a. der Psychologie und Anthropologie, sowie aus rein geschichtlicher Perspektive zu beantworten versucht. Die Frage wird nicht einfach beantwortet, und der Verf. gelangt zu keiner besonders erstaunlichen Schlußfolgerung. Das kann man aber ohne weiteres übersehen. Interessanter ist vielmehr der Vorgang selbst, eine Antwort zu finden. Dabei sind seine Bemerkungen und seine Gesichtspunkte manchmal brisant und immer außerordentlich interessant.

Der vorliegende Bd. sollte gerade in Deutschland mehr Interesse als anderswo finden. Eigentlich ist der Titel nicht ganz angebracht. Es geht nicht so sehr um die Problematik der "injustice" (Ungerechtigkeit) als vielmehr um die des Nichtrebellierens der "objektiv" Unterdrückten: "During the turmoil of the 1960s and early 1970s a number of books appeared in the United States with variations on the title *Why Men Revolt*. The emphasis in this chapter will be exactly the opposite: on why men and women do not revolt. Put very bluntly, the central question will be: what must happen to human beings in order to make them submit to oppression and degradation?" (S. 49). Um diese Frage aufzuhellen, zieht der Verf. im 1., etwas allgemeinen Teil des Buches viele Beispiele heran, wie die Askese in der Geschichte (insbesondere in Indien), die Geschichte der Unberührbaren und die Haltung der Menschen in Konzentrationslagern. Auf eine eingehende Erörterung dieser Probleme im 1. Teil des Buches sowie der Problematik des noch allgemeineren, theoretisch noch interessanteren 3. Teils muß hier aus Raumgründen verzichtet werden.¹ Stattdessen sollte man dem 2. Teil des Buches, der als historische Fallstudie konzipiert ist, die als Prüfstein für Moores allgemeine Einsichten dienen soll, einige Worte widmen. Diese bildet den Kern der Arbeit: Auf

1 Unterschiedliche Beurteilungen des Buches u.a. bei James Joll, *Why Men Do Not Revolt*, in: New York Review of Books, vom 28.9.1978, S. 64-66, und in der Rezension von Theodore S. Hamerow, in: American Historical Review, Jg. 84 (1979), S. 413.

234 Seiten werden Aspekte der Geschichte der deutschen Arbeiterschaft vom 18. Jahrhundert bis etwa 1920 abgehandelt. (Und im 3. Teil des Buches zieht Moore u.a. Vergleiche zwischen den russischen und deutschen Revolutionen und untersucht auch Aspekte des Aufstiegs des Nationalsozialismus). Den Verf. beschäftigt die alte Frage: Warum keine "erfolgreiche" deutsche Revolution? Moore sucht die Antwort nicht im Rahmen einer traditionellen Parteien- und Verbandsgeschichte; stattdessen bevorzugt er "the lives and feelings of ordinary workers" (S. 119). Dabei legt er das Schwergewicht auf drei große Krisen, die für die Entwicklung der deutschen Arbeiterschaft besonders wichtig waren: Die Krise des Jahres 1848, den Ausbruch des Ersten Weltkriegs, sowie die Nachkriegskrise ab 1918. Für die mit den neueren Tendenzen in der deutschen Geschichtsschreibung vertrauten Leser gibt es in dem von Moore herangezogenen Quellenmaterial nur wenige Überraschungen. Am interessantesten sind allerdings die Selbstdarstellungen, d.h. die autobiographischen Materialien, die er verwendet, nämlich von Ulrich Bräker bis auf Adolf Levensteins "Arbeiterfrage" (1912). Bei den Quellen erhebt Moore offensichtlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit: Es gibt beklagenswerte Lücken. Solche Einwände tun diesem Werk allerdings keinen Abbruch, denn die Arbeit soll ja keine einwandfreie, geschlossene Monographie darstellen. Festzustellen ist auch, daß seine Schlußfolgerungen für deutsche Sachkenner wenig Neues bringen, so z.B. sein Hinweis, "die" Arbeiterschaft sei kein monolithischer Block gewesen; man müsse u.a. zwischen verschiedenen Berufsgruppen und -schichten differenzieren; Arbeiter hätten schon früh das Gefühl gehabt, etwas mehr als "die Ketten" zu verlieren zu haben, usw. In bestimmten Situationen sei aber ihrem kollektiven Gerechtigkeitssinn zuwider gehandelt worden, und in einer derartigen Lage seien kollektive Maßnahmen möglich und auch wirkungsvoll gewesen. In dieser Beziehung betritt der Verf. kein Neuland. Er wagt aber etwas, was bisher kaum ein Historiker unternommen hat: die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in einem größeren historischen und sozialwissenschaftlichen, die Grenzen eines Landes sprengenden Zusammenhang zu sehen. — Diese knappe Rezension kann der Reichhaltigkeit seiner Thesen und Ideen nicht gerecht werden. Allen Historikern, die sich mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung beschäftigen, sollte dieses Buch Pflichtlektüre sein. Hoffentlich ist bald auch eine deutsche Ausgabe erhältlich.

David E. Barclay

GRANSOW, Volker und Michael KRÄTKE: Viktor Agartz. Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik. (= Gewerkschaftspolitische Studien, Bd. 12). — Berlin: Verlag Die Arbeitswelt 1978. 164 S.

Die Bielefelder Sozialwissenschaftler Gransow und Krätke haben mit dieser Arbeit über Viktor Agartz sowohl im Hinblick auf die Bedeutung der Person Agartz' als auch insbesondere auf die von ihm vertretenen Konzeptionen gewerkschaftlicher Theorie und Politik in den Jahren von 1946 bis etwa 1955 eine Lücke geschlossen. Agartz bekleidete in jenen Jahren nicht nur einflußreiche Ämter wie diejenigen eines Generalsekretärs des Wirtschaftsrates der britischen Zone, des Leiters des Zentralamtes für Wirtschaft in Minden und den Posten eines Leiters des Bizonen-Wirtschaftsrates. Ferner war er Mitglied des Frankfurter Wirtschaftsrates, des nordrhein-westfälischen Landtages, des Parteivorstandes der SPD, sowie von 1949 bis zu seiner Entlassung Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts des DGB. Als einer der führenden Wirtschaftstheoretiker der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie hat er deren theoretische Konzeptionen wesentlich mit beeinflußt. Agartz, heute vielfach in Vergessenheit geraten, gewann u.a. durch sein Konzept der "expansiven Lohnpolitik" (S. 24ff.), welches für die Verf. den bis heute "ersten und letzten Versuch" darstellt, "eine gewerkschaftliche Lohnpolitik im Rahmen einer umfassenderen sozialistischen Wirtschaftspolitik auf der Grundlage der Marx'schen Lohntheorie und unter der Voraussetzung einer konkreten Untersuchung der Bedingungen und des Gangs der ökonomischen Nachkriegsentwicklung der Bundesrepublik zu entwerfen" (S. 25), größere und leider zu unrecht in Vergessenheit geratene Bedeutung. "Expansive Lohnpolitik", und für Agartz handelt es sich bei der Bestimmung des Lohnes stets um einen "politischen Lohn" (S. 27 und S. 64ff.), besteht aus drei Elementen: sie ist "aktiv", "dynamisch" und "expansiv" (S. 35ff.). Dies bedeutet u.a., daß gewerkschaftliche Lohnpolitik sich zuallererst an den Interessen der Gewerkschaftsmitglieder und darüber hinaus aller Arbeitnehmer zu orientieren

hat und nicht an von der Wirtschaftspolitik des Staates und von den Unternehmern geltend gemachten Lohnleitlinien bzw. Rentabilitätskriterien. Die Lohnpolitik der Gewerkschaften kann nicht nur als im Nachhinein einsetzende materielle Ausgleichspolitik betrachtet, sondern sie muß ihrerseits als strukturgestaltend und offensiv in die ökonomische Entwicklung eingreifend verstanden werden. Nur so kann sie wieder als "wichtigstes Instrument der gewerkschaftlichen Wirtschaftspolitik" (S. 37) in ihre Funktion eingesetzt werden. Die lohnpolitische Konzeption von Agartz ist jedoch nur *ein* Element einer "alternativen Wirtschaftspolitik" (S. 80ff.). Mitbestimmung, als "Mittel zum Zweck" verstanden, ist in ihrer betrieblichen und überbetrieblichen Gestalt ebenfalls integraler Bestandteil einer alternativ zu formulierenden und zu praktizierenden, von den Gewerkschaften als den legitimen Vertretern der Arbeitnehmer umzusetzenden Wirtschaftspolitik. Insgesamt ordnet Agartz den Gewerkschaften Aufgaben zu, die, unter dem Stichwort "gewerkschaftlicher Radikalismus" praktiziert, der Sache nach alle diejenigen gesellschaftlichen Bereiche zumindest tendenziell erfassen sollen, in denen die Arbeitnehmer in von ihnen nicht mitbestimmten Politikformen betroffen werden. Die Arbeit bildet nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Wirtschafts- und Gewerkschaftsgeschichte in der Bundesrepublik, sie belegt auch, daß eine umfangreichere Veröffentlichung der Schriften von Agartz unbedingt erforderlich ist.

Wolfgang Luthardt

GRAB, Walter: **Ein Mann, der Marx Ideen gab. Wilhelm Schulz. Weggefährte Georg Büchners, Demokrat der Paulskirche. Eine politische Biographie** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd. 4). — Düsseldorf: Droste Verlag 1979. 384.S.

Dieses Buch über den Mann mit dem deutschen Durchschnittsnamen, hinter dem man zu Unrecht den Durchschnittsdeutschen vermuten würde, ist die Biographie eines engagierten demokratischen Politikers und Publizisten, dessen Erfahrungs- und Erlebnishorizont die Epoche des nachnapoleonischen Deutschland bis in die Restaurationszeit umfaßt, die der Revolution von 1848 folgte. Der Autor, dessen wissenschaftliches Lebenswerk der Geschichte der Freiheitsbewegungen in Deutschland gewidmet ist, und der vor allem auch zur Wiederentdeckung des deutschen Jakobinismus beitrug, schlägt mit dieser Arbeit erneut die Brücke zu derjenigen Phase in der Entwicklung der deutschen Gesellschaft, die bisher im eigentlichen Sinne als Ausgangspunkt ihrer (partei)politischen Struktur gilt: Vormärz und Revolution. Walter Grab tut dies im Medium der Biographie, sozusagen der Kontinuitätsforschung par excellence und damit — wie Thomas Nipperdey das einmal formuliert hat — in derjenigen historischen Disziplin, die einen Prüfstein der Strukturgeschichte darstellt. Und so ist es auch eines der Ziele dieser Arbeit, im Medium des einen Lebenslaufs Verbindungen zwischen den Zeiten zu durchleuchten, etwa wenn gezeigt wird, wie Form und publizistisches Anliegen des Schulzschen "Frag- und Antwortbüchleins" (1819), das die sozialen Auseinandersetzungen im Hessen des Vormärz stark beeinflusste, die Traditionen jakobinischer politischer Didaktik wiederaufnahm und fortentwickelte. Grab erweist sich auch mit dieser Studie wieder als der Historiker der entschiedenen Fortschrittsbewegungen, aber — und das ist bisher in der Rezeption seiner Arbeiten zu wenig beachtet worden — er ist ebenso ihr konsequenter Kritiker. Das bezieht sich einerseits auf die Tragik des demokratischen Kampfes um Veränderungen der Herrschaftsformen im 19. Jahrhundert, die aus den inneren Widersprüchen des "Volkswillens", der die Grundlage aller Aktionen bilden sollte, resultiert (S. 104 und S. 285). zahlreichen Stellen wird deutlich, daß es unmöglich war, den wechselnden und teilweise rückständigen Forderungen der Bevölkerung bei gleichzeitiger Verfolgung einer konsequenten Politik gerecht zu werden. Grab zeigt aber auch, wie es trotzdem immer das Bestreben des Publizisten Wilhelm Schulz blieb, seine Forderungen demokratisch zu legitimieren — vom Beginn seiner politischen Tätigkeit in Hessen und der auf die Verhaftung folgenden abenteuerlichen Flucht, über die lange Zeit des Züricher Exils und seine Arbeit als Abgeordneter der Paulskirche bis hin zu seinem Kampf um die Demokratisierung der Militärverfassung deutscher Staaten nach 1848, dem die erhoffte breite Resonanz versagt blieb — und Grab sieht nicht zuletzt in dieser Haltung die Bedeutung dieser Gestalt im Rahmen der schließlich auch verlaufenen Entwicklung. Andererseits verweist der Autor mit Deutlichkeit auf die immanenten Schwächen der Konzeption sonst fortschrittlicher Politiker, so etwa auf die an alldeutsche Propaganda gemahnende nationale

Überhebung im Gefolge der bürgerlichen Revolution: "Obwohl Schulz ...ein Bündnis mit einem progressiven Frankreich und eine Demokratisierung Deutschlands postulierte, waren seine Vorstellungen von deutschem Kulturdünkel nicht frei", und er zieht das Fazit: "daß demokratische und sogar proletarische Überzeugung sich durchaus mit der Geringschätzung anderer Völker – und damit der Negierung des eigenen Prinzips von der Solidarität aller unterdrückten Nationen – vertrug." (S. 188). Diese differenzierte Darstellung bewahrt die Studie vor einseitigen Werturteilen, aber – und auch das ist herauszustellen: Grab ist Historiker im *Innenbereich* der oppositionellen Bewegungen, und so liefern die damit kontrastierenden Rahmenbedingungen gouvernementaler Reaktion nur die äußeren, etwas pauschalen Konturen, ohne ihrerseits in einer differenzierten Skala deutlich zu werden. Der Leser findet also in dieser Biographie keinesfalls nur die beschränkte Darstellung eines Lebenslaufs; er findet aber auch kein Gesamtpanorama der Epoche. Vielmehr nutzt Grab die Lebensgeschichte des Wilhelm Schulz zum Entwurf seiner Sicht desjenigen Ausschnitts von deutscher Geschichte, der die demokratisch-republikanischen Kräfte repräsentiert, die sich in der weiteren Entwicklung nicht oder nur sehr gebrochen durchsetzen konnten und deren Darstellung auch immer die Darstellung ihres Scheiterns ist.

Für den Autor stößt die Gestalt des Wilhelm Schulz aber nicht nur auf die Grenzen des objektiven Entwicklungsverlaufs – für ihn ist die subjektive Erkenntnisgrenze dieses "sozialen Demokraten" (S. 254) genauso interessant. Wilhelm Schulz steht im Titel seiner Biographie nicht für sich selbst, sondern er ist "Ein Mann, der Marx Ideen gab". Dies damit zu erklären, daß wohl sogar die wenigsten Historiker seinen Namen einzuordnen wissen, damit also eine äußerliche Orientierung zu geben, würde zu kurz greifen. Wilhelm Schulz ist nicht einfach als weniger bedeutender Vorläufer von Marx anzusehen, obwohl Grab detailliert belegt, in welchem großen Maße sein Hauptwerk: "Die Bewegung der Produktion" (1843) von Marx in seinen Pariser "Ökonomisch-philosophischen Manuskripten" (1844) ausgewertet wurde. In intensiven volkswirtschaftlich-statistischen Studien hatte Schulz hier eine materialistische Geschichtstheorie vorgelegt. Er zog seinerseits daraus aber keineswegs die Konsequenzen zur Entwicklung einer kommunistischen Theorie. Vielmehr blieb Schulz zeit seines Lebens vehementer Antikommunist (S. 248ff.), der in Kenntnis theoretischer Alternativen am Eigentumsbegriff als anthropologischer Konstante und an der Reformierbarkeit der bürgerlichen Gesellschaft festhielt, eine Position, die Grab ausführlich referiert, die für ihn jedoch eine prinzipielle Begrenztheit dieses politischen Denkers bedeutet. Darüber wird mit dem Autor zu diskutieren sein. Dies ist jedoch eine Auseinandersetzung, die sich nicht mehr ausschließlich im Raum historischer Forschung bewegt. Die Wahl des Titels, in dem die Persönlichkeit von Wilhelm Schulz so ganz zurücktritt, bleibt dem Leser letztlich aber doch unverständlich, denn sie steht in erklärtem Gegensatz zur Absicht der Arbeit, diese Figur erneut ins historische Bewußtsein zu heben. Fast könnte man meinen, der Titel sei nicht vom Autor. Folgte seine Wahl vielleicht anderen als wissenschaftlichen Rücksichten?

Mit dieser Biographie eines vergessenen deutschen Demokraten hat Walter Grab eine Arbeit vorgelegt, die neben ihrer eigentlichen Thematik Ergebnisse und Anregungen liefert, die für die verschiedensten Forschungszweige von Interesse sind. So ist es dem Autor etwa gelungen, mit einem von ihm aufgefundenen Essay von Wilhelm Schulz einen wichtigen neuen Beitrag zur Büchner-Forschung zu leisten. Die Studie verbindet mit hohem Niveau des gedanklichen Gehalts und erstaunlicher Detailkenntnis eine überraschend gute Lesbarkeit. Hier verklaustriert Sprache nicht das, was sie eigentlich ausdrücken soll. Dem entsprechen auf der anderen Seite eine starke Pointierung der Aussagen und ein ausnehmend engagierter Stil. Der Autor gibt jedoch dem Leser durch die Fülle des angebotenen Materials auch die Chance, auf der Basis dieses Buches zu selbständigen Einschätzungen im Bereich der hier vorgestellten Probleme zu gelangen.

Monika Wölk

HERZEN, Alexander: **Die gescheiterte Revolution. Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert.** Ausgewählt und hrsg. von Hans Magnus Enzensberger. Mit einer Einleitung von Isaiah Berlin (= edition suhrkamp, Bd. 842). – Frankfurt/M. Suhrkamp 1977. 438 S.

1812 in Moskau geboren, 1847 aus Rußland emigriert, 1870 in Paris gestorben, war Alexander Herzen, Sohn eines Bojaren, einer der Geburtshelfer des russischen Sozialismus. Er setzte sich für Aufhebung der Leibeigenschaft, für politische Freiheiten, für den sozialkulturellen Fortschritt des Volkes ein. In seiner Zeitschrift "Polarstern" suchte er die geistige Nacht zu erleuchten und später durch das Läuten der Revue "Glocke" (Kolokol) das Revolutionsbewußtsein gegen Autokratie und Despotie zu wecken. Seine zahlreichen publizistischen Arbeiten, politischen Pamphlete, literarischen Essays, kritischen Aufsätze sind bereits 1858 in Deutsch unter dem Titel "Erlebtes und Gedachtes" als autobiographische Erinnerungen erschienen. Im Laufe der Zeit mehrten sich die Arbeiten. Neun Jahrzehnte nach seinem Tode, 1961, wurde in Moskau die Gesamtheit seiner Werke veröffentlicht, und einige Jahre später gab der Aufbau Verlag (Ostdeutschland) unter dem Titel: "Alexander Herzen. Leben, Memoiren und Reflexionen" den schriftlichen Nachlaß Herzens in drei Bänden heraus. Aus dieser Ausgabe hat Hans Magnus Enzensberger die vorliegende Auswahl zusammengestellt. Das Buch ist eine flüssig geschriebene Lektüre. Man findet darin historische Begebenheiten, politische Ereignisse, persönliche Erinnerungen, sozialphilosophische Betrachtungen. In den Anfangskapiteln ersteht vor unserem Geiste das zaristische Rußland aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Verblüffend die Ähnlichkeit der Symmetrieachse des Zarenreiches von Mitte des vorigen Jahrhunderts und der Sowjetunion von heute. Zwei Jahre – von 1845 bis 1847 – dauerte es, ehe Herzen einen Paß und damit das Recht zur Auslandsreise erhielt. Wie lange muß 1979 ein Sowjetbürger auf Auslandsreiseerlaubnis warten? Gilt der aus dem vorigen Jahrhundert stammende sarkastische Calembourg: "In England ist alles erlaubt, in Frankreich alles erlaubt, was nicht verboten und in Deutschland alles verboten, auch was erlaubt ist", nicht auch heute noch für die Sowjetunion als Land des Verbots selbst des gesetzlich Erlaubten?

Amüsant sind Herzens Schilderungen über die Choristen der Revolution, subtil die Präsentation der ideologischen Differenzen unter den Revolutionären, gravierend seine Darstellung über Streitigkeiten unter Kampfgefährten einander nahestehender Gruppierungen. Herzens präzise Beobachtungen zeugen von großer Sach- und tiefer Menschenkenntnis, sein Wissen ist gründlich, seine Aperçus sind geistreich. Leo Tolstoj, der ihn in London besuchte, war von seiner Persönlichkeit tief beeindruckt. – Herzens Stationen waren Frankreich, Italien, die Schweiz und England, wo der russische Europäer 23 Jahre lebte und wirkte. Er hatte Kontakt mit allen fortschrittlichen und revolutionären Bewegungen und deren Vertretern, mit Louis Blanc, Barbes, Mazzini, Garibaldi, Arnold Ruge und anderen deutschen Junghegelianern, um nur einige zu erwähnen. In Paris beteiligte er sich an Demonstrationen, was zu Schwierigkeiten mit der Polizei führte. Besonders stark war seine geistige Wahlverwandtschaft mit Proudhon, dem er – Herzen war durch Erbschaft vermögend – 24000 Franken für die Herausgabe der Zeitung "Voix du Peuple" à fonds perdu zur Verfügung stellte.

Von den Deutschen, mit denen er zusammenkam, hatte er keine allzu hohe Meinung. Sein Kapitel "Die Deutschen in der Emigration" beginnt mit dem Satz: "Die deutsche Emigration unterscheidet sich von den anderen durch ihren schwerfälligen, langweiligen und zänkischen Charakter. Es gab bei ihr keine Enthusiasten wie bei den Italienern, es gab weder Hitzköpfe noch rasche Zungen wie bei den Franzosen." Über seine Kontakte zu Karl Marx gibt es widersprüchliche Aussagen. Herzen schreibt hierzu (S. 280), daß er "Marx persönlich gar nicht kannte". Und er weist darauf hin, (S. 286), daß "Marx selbst erklärt habe, Herzen persönlich nicht zu kennen". Schlägt man aber "Das große Dudenlexikon", Ausgabe Mannheim 1964, Bd. 4, S. 173 auf, dann findet man darin die Worte, daß "Herzen mit Marx befreundet war . . .".

Natürlich hat Herzen in seinen Memoiren auch zu der damals viel Staub aufwirbelnden Verleumdung Stellung nehmen müssen (in der von Karl Marx herausgegebenen "Neuen Rheinischen Zeitung"), wonach Bakunin ein Spitzel im Dienste des Zaren gewesen sein sollte. Bakunin war einer der engsten Freunde Herzens. In dem verleumderischen Artikel wurde auf George Sand als Kronzeugin hingewiesen. Hierzu erklärt Herzen (S. 277): "Bakunins Freund, A. Reichel, schrieb an G. Sand und fragte sie, worum es gehe. Sie antwortete

Reichel sofort und sandte an die Redaktion von Marxens Zeitung einen Brief, in dem sie sich mit der größten Freundschaftlichkeit über Bakunin äußerte, sie fügte hinzu, daß sie überhaupt nie mit Ledru-Rollin über Bakunin gesprochen habe und infolgedessen auch nichts von dem, was die Zeitung behauptet hatte, weitergegeben haben könnte. Marx wußte sich geschickt zu helfen und druckte den Brief von G. Sand mit der Bemerkung ab, "daß der kurze Artikel über Bakunin 'zur Zeit seiner Abwesenheit veröffentlicht worden sei' ". Hieraus ersieht man, daß Herzen Marx nicht glaubte. In der Anmerkung zu diesem Passus (S. 407) — die nicht von Enzensberger stammt — wird versucht, die Angelegenheit zu bagatellisieren.

Alexander Herzen war kein Marxist, er bekannte sich auch nicht expressis verbis zum Anarchismus. Seine jahrzehntelange Freundschaft mit Bakunin sowie seine publizistische Zusammenarbeit mit Proudhon einschließlich finanzieller Unterstützung Proudhonscher Publikationen lassen indes keinen Zweifel daran, in welcher ideologischen Landschaft er seine geistige Heimat fand. Das Wort Anarchismus war übrigens damals noch wenig gebräuchlich. Der erste Sozialphilosoph jener Zeit, der sich eindeutig zur Anarchie bekannte, war Proudhon. Die Bakunisten der Ersten Internationale (1866-1872) sprachen vom Föderalismus, von Räten und dem Gesellschaftsaufbau von der Peripherie zum Zentrum. Nachdem Kropotkin 1887 in der Zeitschrift "The Nineteenth Century", London, seine Artikel über den "anarchistischen Kommunismus" veröffentlicht hatte, kam das Wort häufiger in Umlauf. Bemerkenswert (nebenbei gesagt), daß in Spanien, wo man während des Bürgerkrieges (1936-1939) die anarchistischen Postulate zu verwirklichen begann, vom "comunismo libertario", vom freiheitlichen Kommunismus gesprochen wurde.

Alexander Herzen benötigte kein Epitheton, er strebte nicht nach Macht, Leben und Wirken standen bei ihm im Einklang. Michael Bekunin, der Herzen gut kannte, schrieb ihm in einem Brief vom 17. Juli 1862: "Ich will noch hinzufügen, daß ich Dich ohne Hintergedanken, sondern mit voller Freude in jeder Beziehung, was Fähigkeiten und Kenntnisse betrifft, bedeutend über mich stelle, und daß für mich in jeder Angelegenheit Deine Meinung sehr wichtig ist". Dieses Lob aus Bakunins Munde dürfte für jeden am Freiheitskampf und am Sozialfortschritt Beteiligten oder Interessierten ein Anreiz sein, sich mit Herzens Lebenswerk bekannt zu machen.

Augustin Souchy

GAMBY, Erik: *Per Götrek — och 1800-talets svenska arbetarrörelse* [Per Götrek und die schwedische Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert]. — Stockholm: Tidens förlag 1978. 305 S.

Daß der Bund der Kommunisten in Schweden aktiv war und Kontakte hatte, war spätestens seit der Veröffentlichung der "Gründungsdokumente des Bundes der Kommunisten" durch Bert Andréas (Hamburg 1969) und des Bandes "Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien. Band 1. 1836-1849" durch das IML (Berlin [DDR] 1970) auch im deutschsprachigen Raum bekannt. Besonders im Dokumentationsband des IML taucht an mehreren Stellen der Name Per Götreks auf, der 1798 geboren, nach Studien in Uppsala nach Stockholm kam, dort als Buchhändler, Verleger und Propagandist in Arbeiterbildungszirkeln tätig war und der, nachdem er 1851 aus bisher ungeklärten Gründen nach Karlskrona übersiedelte, bis zu seinem Tode 1876 sich als Privatlehrer und Händler kümmerlich durchschlug.

Die Per Götrek zugeschriebene Schrift "Om Proletariatet och Dess Befrielse genom Den Sanna Kommunismen" [Über das Proletariat und dessen Befreiung durch den wahren Kommunismus] vom November 1847 hat lange Rätsel aufgegeben, fand man doch hier — wie das in den 1930er Jahren in Oslo erschienene "Arbeidernes leksikon" schrieb — "Auffassungen, die schlagend an Marx' und Engels' 'Kommunistisches Manifest' erinnern, das erst im nachfolgenden Jahr erschien." Erst Bert Andréas hat dieses Rätsel lösen können als er den "Entwurf des kommunistischen Glaubensbekenntnisses" fand. Aber schon in dieser Schrift über das Proletariat zeigt sich, daß sich die Ansichten des Bundes der Kommunisten nicht voll durchsetzten. Während der erste Abschnitt eine fast wortgetreue Übersetzung des "Glaubensbekenntnisses" ist, enthalten die Abschnitte 2 und 3 Gedankengut von Engels und Cabet, der 4. Abschnitt eine Darstellung der Cabetschen Auswanderungspläne. Der Unterschied zwischen dem Cabetschen Kommunismus und dem des Bundes der Kommunisten schien für die Gruppe um Götrek noch nicht klar geworden zu sein, wie übrigens auch aus einem

Schreiben aus Stockholm über "Om Proletariatet", das im Januar 1848 in "Le Populaire" veröffentlicht wurde, hervorgeht. Wird im IML-Band noch Götrek (nicht Görtrek, wie es dort wiederholt heißt) die Autorenschaft zugeschrieben, so kommt Gamby zu dem Ergebnis, daß es sich um eine Gruppenarbeit der Stockholmer Sozialisten handelt, Carl Rudolf Löwstädt die wichtigste Rolle bei der Arbeit spielte und Götreks geschulte Feder zur sprachlichen Bearbeitung beitrug.

Ebenfalls Götrek zugeschrieben wurde die erste schwedische Übersetzung des "Kommunistischen Manifests", die bereits im Dezember 1848 unter dem Titel "Kommunismens Röst. Förklaring af det Kommunistiska Partiet, offentliggjord i Februari 1848" [Stimme des Kommunismus. Erklärung der Kommunistischen Partei, veröffentlicht im Februar 1848] in Götreks Buchhandlung erschien. Die Parole "Proletarier aller Länder, vereinigt euch" war auf Umschlag und Titelblatt durch die Losung "Volkes Stimme ist Gottes Stimme" ersetzt, am Ende des Textes ersatzlos gestrichen. Auch an anderen Stellen sind moderierende Formulierungen in die schwedische Ausgabe aufgenommen worden, so ist z.B. statt vom „gewaltsamen Umsturz“ von einer „radikalen Reorganisierung“ die Rede. Für Gamby ist es nicht sicher, ob Götrek Übersetzer des Manifestes war. Germanismen können darauf hindeuten, daß Sven Trägårdh zumindest an der Übersetzung mitbeteiligt war und daß es sich auch hier wieder um eine Gruppenarbeit handeln könnte. Götreks Stern in den kleinen kommunistischen Zirkeln in Stockholm war zum Zeitpunkt der Herausgabe des Manifests im Sinken, sein „gemütlicher und schwärmerischer Kommunismus“ (Gamby) verlor an Bedeutung und er und Löwstedt waren als Anhänger Cabets zu Beginn des Jahres 1850 recht isoliert.

Zusammen mit dem Band "Der Bund der Kommunisten", in dem der erste Abschnitt von "Om Proletariatet" übersetzt ist, Knut Bäckströms "Götrek och Manifestet" [Götrek und das Manifest] (Gidlunds 1972) und Gambys "Heinrich/Albert August Anders" (Uppsala 1978) gibt Gambys Buch einen guten Einblick in die frühen kommunistischen Zirkel in Stockholm und deren Kontakte zum Bund der Kommunisten. Außerdem führt es zu einer teilweisen Neubewertung der Rolle Götreks in der frühen schwedischen Arbeiterbewegung.

Einhart Lorenz

GOLDMAN, Emma: **Gelebtes Leben. "Living my Life"**, Bd. 1 (= Frauen in der Revolution, Bd. 5). – Berlin: Karin Kramer Verlag 1978. 392 S.

Auch wer die politischen Analysen Emma Goldmans für zu grob hält, sollte zu der Autobiographie der Anarchistin und Feministin als einer faszinierenden Lektüre greifen. Der vorliegende Bd. 1 schildert Arbeit und Alltag, Reden und Aktivitäten sowie die vielen intensiven persönlichen Beziehungen vom Tag ihrer Ankunft in New York 1889 an, bezieht aber auch ihre harte Jugend in Rußland ein, wo sie 1869 als Kind armer Juden geboren wurde. Ihre persönlichen Erfahrungen ließen sie früh mit den "Nihilisten" und Vera Sassulitsch sympathisieren (S. 35). Als Frau, Jüdin, Immigrantin und besitzlose Arbeiterin erfährt sie Staat und Institutionen so stark als Bedrohung, daß sie nach dem Haymarket Fiasko 1886 ganz für die Verwirklichung ihres Traums, den von allen Konventionen und gesellschaftlichen Zwängen befreiten Menschen lebt. Gleich nach ihrer Ankunft in New York trifft sie Johann Most, der ihr Lehrer wird, aber sehr bald ihre Eigenständigkeit nicht mehr erträgt (S. 65). Sie befreundet sich mit Alexander Berkman und dem österreichischen Anarchisten Edward Brady und ist bald eine der erfolgreichsten Agitatoren. Zuhause in ihrer Wohngemeinschaft ist sie die einzige, die kochen kann und die notwendige Hausarbeit tut (S. 97). Nachdem Berkman wegen der blutigen Unterdrückung des Homesteader Stahlarbeiterstreiks 1892 ein Attentat auf den Fabrikdirektor Frick verübt hat und zu 22 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, versucht sie – erfolglos – die politischen Motive der Tat zu erklären und für Berkmans Befreiung zu wirken. Selbst wegen "Anstiftung zum Aufruhr" verhaftet, gewinnt sie im Gefängnis das Vertrauen und die Freundschaft der anderen Frauen (S. 165). Auf den Vortragsreisen 1896-97 behandelt sie auf diesem Hintergrund vor allem die Zwangsinstitution Ehe und verteidigt "freie Liebe" und Geburtenkontrolle. (S. 346). Nach Besuchen in London und Paris und einer kurzen Ausbildung zur Krankenschwester und Hebamme in Wien arbeitet sie in den New Yorker Slums mit den von ständigen Schwangerschaften erschöpften Frauen, bis sie 1901 nach der Erschießung des Präsidenten McKinley – zu Unrecht – der Anstiftung zum

Attentat verdächtigt wird. Der Bd. endet mit ihrer Enttäuschung über den geringen Widerstand gegen die dem Mord folgende Einschränkung der Meinungs- und Redefreiheit und die Feigheit der Genossen. Da zu dieser Zeit auch Brady stirbt, zieht sie sich einsam und vorübergehend resigniert für einige Monate aus der politischen Arbeit zurück.

Ursula Nienhaus

RANKE, Winfried: **Heinrich Zille. Photographien Berlin 1890-1910.** — München: Verlag Schirmer/Mosel 1975. 278 S., davon 198 ganzseitige Abb.; DERS.: **Heinrich Zille. Vom Milljöh ins Milieu. Heinrich Zilles Aufstieg in der Berliner Gesellschaft.** — Hannover: Fackelträger-Verlag Schmidt-Küster 1979. 344 S., 368 Abb.

Der Bildteil sozialgeschichtlicher Werke wird wissenschaftlich selten so ernst genommen, wie er es verdiente. Die Ursache ist nicht nur in der reinen Schriftgelehrsamkeit vieler Autoren zu sehen. Oft sind Bilder nur gefällige Beigaben des Verlages, die außer Verantwortung der Autoren stehen. Vielfach werden Bilder nur als Aufmachung, als Illustration, als Visualisierung in didaktischer Absicht präsentiert. Der dokumentarische Wert erscheint durch schlechte Reproduktionstechnik und irreführende Bildunterschriften gemindert. Einschlägige Bildarchive sind an dieser Entwicklung nicht schuldlos. Gleichwohl gewinnen historische Bilddokumente sowohl durch die Entwicklung der Reproduktionstechniken als auch durch wachsendes Interesse an averbalen Kommunikationsformen zunehmend an Bedeutung. Ganze Kulturgeschichten des Proletariats könnten nicht geschrieben werden, wenn es keinen gesicherten Fundus sozialgeschichtlicher Bildinformation gäbe. — Das Werk Heinrich Zilles bedeutet in dieser Hinsicht einen Glücksfall, weil in ihm sozialgeschichtliche Information und künstlerische Gestaltung eines bestimmten Milieus zusammenfallen. Gleichwohl war dieses Werk bislang für wissenschaftliche Zwecke kaum auszuwerten, da es in Form der üblichen Zille-Alben unzureichend aufbereitet war. Der jahrelangen Arbeit des Kunsthistorikers Winfried Ranke ist es zu danken, daß hier endlich Wandel geschaffen wurde.

Der Bd. Photographien präsentiert schmucklos, doch dokumentarisch zuverlässig jene Plattenabzüge, die der Pinsel-Heinrich in Berlin aufnahm, um sie in seinen Bildern umzusetzen. Am Beispiel eines Treppenhauses und einer Frau mit Korb zeigt Ranke eindringlich, wie diese Umsetzung erfolgte. Darüber hinaus dokumentieren die Bilder Ausschnitte aus Zilles privater Lebenswelt, also Familie, Arbeit im Atelier, Freizeit und Vergnügen. Wer nach der objektiven, optischen Wirklichkeit des Zilleschen Milieus sucht, findet sie hier festgehalten: "Die Jungfernbrücke an der Spree, romantische Winkel am Bollwerk, elende Zufluchtsorte in nassen Kellern und über stinkenden Ställen ohne Luft und Sonne, finstere Höfe mit überquellenden Müllkästen, schmale Dachkammern von Absteigemädchen, Vorstadtkünstler-Ateliers mit tausenderlei Bric-a-Brac, Pflastersteinstraßen zwischen hochaufragenden wilhelminischen Pracht- und Kitschbauten, entlegene Plätze von Schlafleuten und Liebespaaren unter Brücken und Hinterhöfen." Wohlgermerkt: Es handelt sich hier um Bilder von der Hand des Künstlers, aber keineswegs um künstlerisch angelegte und ausgearbeitete Photographien, sondern um Gelegenheitsaufnahmen zu Gebrauchszwecken.

In dem biographischen Begleittext reflektiert Ranke die Frage, wie Zilles Lebenslauf sozial einzuordnen sei. Er formuliert als "Fazit dieser knappen Analyse biographischer Daten: Die Behauptung, daß sich durch Heinrich Zille das Proletariat zum ersten Male selbst darstelle, ist wohl ebenso abstrakt wie die sentimentale Legende, die Resultate seiner scharfsichtigen Beobachtungen seien schlichter Menschlichkeit zu danken". Demgegenüber meint Ranke, "daß es gerade die Unbestimmtheit seiner sozialen Zuordnung war, die ihm die in Zeichnung und Photographie festgehaltenen Einsichten ermöglichte. Als Sozialaufsteiger in erster Generation befand er sich gewissermaßen zwischen zwei benachbarten Daseinsbereichen — mal dem einen, mal dem anderen näher." Auf den Rezensenten wirkt das wie eine typisch kunsthistorische Mystifikation sozialgeschichtlich definierter Positionen. Zille war ein — und das geht aus dem von Ranke dankenswerterweise erforschten Lebenslauf hervor — durchaus typisches Mitglied der Berliner "Arbeiteraristokratie".¹ Als gelernter

1 Der Begriff der "Arbeiteraristokratie" wird hier nicht in dem durch Lenin so stark eingeeengten und verfälschten Sinne verwendet. Hier schwingt auch mit, was Arno Holz in seinem Berlin-Drama über die "Socialaristokraten" festgehalten hat.

Lithograph stand Zille während der künstlerisch entscheidenden Lebensjahre in abhängiger Arbeit. Dies war seine soziale Position mit allen daran geknüpften Vor- und Nachteilen. Von dieser besonderen Stellung her ist Zilles Werk zu interpretieren: Als Arbeiter mittleren Einkommens hätte er sich gar keinen Photoapparat leisten können. Als Bourgeois wäre er in der Lage gewesen, andere für sich photographieren zu lassen. Als Arbeiteraristokrat konnte er sich die neue Technik zwar leisten, mußte sie freilich – mehr schlecht als recht – auch selber praktizieren. Weniger gelungene Platten einfach wegzwerfen – das kam bei seinen Einkommensverhältnissen nicht in Frage.

Auf der Suche nach einer sozialen Definition nennt Ranke seinen Maler einen "Sozialaufsteiger". Er wählt damit eine moderne Terminologie, die von Zeitgenossen wahrscheinlich nicht akzeptiert worden wäre. Damals hieß es "Emporkömmling", der Zille ganz und gar nicht gewesen ist. Er war vielmehr ein Arbeiteraristokrat, dem die gesellschaftliche Anerkennung nicht versagt wurde, der seinem Milieu nicht verhaftet war, ihm aber doch zeit lebens verbunden blieb. Der "Sozialaufsteiger" mit seinen Angestellten-Ambitionen und Mittelstands-Attitüden lag ihm ferne. Wenn Zille eine Karriere machte, dann die eines zur Bohème tendierenden, sozial engagierten Kunstjägers aus dem graphischen Gewerbe, und zwar bis in die reproduktive Kunstauffassung hinein.

In seinem 1. Bd. stellt Ranke fest: "Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie Heinrich Zilles, aus der sich Auskunft zur hier aufgeworfenen Frage holen ließe, ist noch nicht geschrieben." Mit dem 2. Bd. wurde dieser Mangel in eindrucksvoller Weise behoben. Der großzügige Umruch, die originalgetreue Reproduktion, kunstvolle und kunstgerechte Buchausstattung durch Juergen Seuss ergänzen diese Leistung in eindrucksvoller Weise. Der kleinbürgerliche Kitsch verkaufstarker Zille-Alben wird hier überwunden, so daß ein neuer Weg künstlerischer und wissenschaftlicher Erschließung des Malers und seiner Umwelt beschritten werden kann. – Der leicht verständliche, sachlich wohlfundierte Text zeichnet Zilles Lebenslauf von der sächsischen Herkunft über die Kindheit im Berliner Osten, die Berufsausbildung und die sozialen Verhältnisse im graphischen Gewerbe bis zu seiner Stellung im Kunstleben der Reichshauptstadt. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Ranke jenen chauvinistischen Karikaturen, zu denen Zille sich während des Ersten Weltkrieges hinreißen ließ. Ranke streitet heftig gegen das bislang vorherrschende, harmonistische Zille-Bild der Illustriertenwelt. Er kritisiert seinen Helden überall dort, wo er dem "Zeitgeist" und den Wünschen der verschiedenen Redaktionen allzu bereitwillig gefolgt zu sein scheint. Womöglich unterschätzt Ranke dabei die materiellen Zwänge, denen ein malendes, vermögensloses Individuum in Krisenzeiten ausgesetzt war. Aufschlußreich sind viele Hinweise auf künstlerische Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger. Namen wie Chodowiecki, Adolf Menzel, Theodor Hosemann, wie Max Klinger und Max Liebermann, wie Kollwitz, Baluschek und Orlik stehen hier in einem neuen, bislang wenig erforschten Zusammenhang.

Als zentrales Kapitel mag das über den "freien Künstler auf freiem Markt" erscheinen. Darin untersucht Ranke den Übergang Zilles von der abhängigen Arbeit des Lithographen zur freien Kunst des Malers und Karikaturisten. Fest steht, daß Zille nach dreißigjähriger Firmenzugehörigkeit durch seinen Krauter gekündigt wurde. Da weder persönliche noch wirtschaftliche Gründe hinreichend nachgewiesen wurden, sind politische anzunehmen, ja durch Otto Nagel überliefert. Wurde Zille also auf die Straße gesetzt, weil er Sozi war? Diese Annahme paßt nicht in Rankes Zille-Bild vom Aufsteiger. Er kann zudem darauf hinweisen, daß Zille weder gewerkschaftlich organisiert noch Parteimitglied war. Aber was besagen formale Mitgliedschaften in künstlerischen Milieus? Maßstab der Parteilichkeit eines Künstlers sind nicht seine Mitgliedsbücher, sondern seine Werke. Zwar kann Ranke nachweisen, daß nur wenige der bekannten Arbeiten Zilles der Sozialdemokratie gewidmet sind. Einmal wird Zubeils Name an die Wand gemalt, ein andermal liest eine Zille-Type den "Vorwärts", Ranke zeigt auch ein Marx-Porträt, das Zille nach einem Photo um 1900 als Radierung vorlegte. Das besagt schon einiges über sein politisches Engagement. Nicht untersucht bleibt die viel weitergehende Frage, ob Zille anonym für die Sozialdemokratie gearbeitet hat. Beispielsweise ist ein Berliner Flugblatt aus der Zeit um 1900 überliefert, das von unbekannter Künstlerhand stammt.² Der dargestellte Schmied sieht dem Vater Zilles zum Verwechseln

2 Das Flugblatt findet sich bei Hermann Wäscher, Das deutsche illustrierte Flugblatt, Bd. 2, Dresden 1955, S. 65.

ähnlich. Sollte er hier seinem Vater einen kleinen Denkstein gesetzt haben? In der Berliner Maizeitung des Jahres 1900 wird per Annonce ein in Kupfer radiertes Marx-Porträt angeboten, ohne Namensnennung des Künstlers. Ob damit das Zillesche Marx-Porträt gemeint war? In der Mai-Zeitung des Jahres 1907 findet sich ein zweiseitiges Triptychon von unbekannter Hand. Strich und Motiv erinnern an Théophile-Alexandre Steinlen. Aber auch Zille hat sich in jenen Jahren in dieser Manier geübt. Wenn er nebenher in der Werkstatt seines Krautlers für die Berliner Maizeitung gearbeitet haben sollte, wäre damit ein Kündigungsgrund gegeben gewesen. Mit Sicherheit hat Zille schon seit Anfang der 90er Jahre an Maimotiven gearbeitet. Da es in den zahlreichen Maizeitungen dieser Jahre viele Zeichnungen von ungenannten Künstlern gibt, wäre hier weiter nachzuforschen. Hier liegt eine Aufgabe, die von Kunst-historikern und Historikern der Arbeiterbewegung gemeinsam zu lösen bleibt. Wichtig wäre noch der Aspekt der Sittengeschichte, zu dem Ranke einiges, aber längst nicht alles vorlegt, was von Zilles Hand überliefert wurde. Schon das bricht radikal mit dem bislang vorherrschenden, so überaus harmlosen Zille-Bildchen. Daß daraus ein so umfassendes Kultur-, Sitten- und Zeitbild wurde, ist Ranke und Seuss zu danken und der Büchergilde Gutenberg, die hier neben den oben genannten Verlagen voll mit eingestiegen ist.

Gerhard Beier

FREI, Bruno: Carl von Ossietzky. Eine politische Biographie. — Berlin: 2. veränderte und erweiterte Aufl., Das Arsenal. Verlag für Kultur und Politik 1978. 371 S.

Am 3. Oktober 1979 wäre Carl von Ossietzky 90 Jahre alt geworden. Der Streit um seine Person, seinen politischen Standort hält unvermindert an. Die einen, wie die Bezirksregierung Weser-Ems, die den KZ-Häftlingen von Esterwegen eine Gedenktafel vorenthält, und die niedersächsische CDU, die der Universität Oldenburg den Namen Ossietzkys verweigert, halten den Publizisten für einen fellow traveller, einen unsicheren Kantonisten, ja einen Volksfrontler, der wie "die vielen kleinen Ossietzkys der zwanziger Jahre . . . in [seinem] Haß auf die politische Mitte und den Weimarer Staat Hitler den Weg in die Staatskanzlei erst geebnet" hat (so der RCDS 1978, zitiert nach "Frankfurter Rundschau", vom 3.10.1979, S. 10). Die anderen, (inzwischen auch die SPD Niedersachsens) sehen in Ossietzky einen beispielhaft kämpferischen Demokraten und stiften z.B., wie die Berliner Sektion der "Internationalen Liga für Menschenrechte", eine Medaille, die seinen Namen trägt. Gründe genug, die erste Ossietzky-Biographie, die 1966 im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar (als Bd. 3 der "Schriften" Ossietzkys) erschien, neu aufzulegen, auch wenn es inzwischen einige Spezialuntersuchungen und eine neue Ossietzky-Biographie (von Hermann Vinke im Dressler-Verlag, Hamburg) gibt.

Eine „veränderte und erweiterte Auflage“ stellt der Bd. von 1978 nur sehr bedingt dar. Was die wissenschaftlich-historiographische Substanz angeht, steht in der Neuauflage nicht mehr und nicht weniger drin als 1966. Frei hat den darstellenden Text einschließlich der "Bemerkungen" (= unnummerierte Anmerkungen ohne exakte Fundortangaben usw., im philologischen Sinn leider sehr unbefriedigend) und Abbildungen der Erstausgabe unangetastet gelassen und nur den Umbruch stark verändert. Im Gegensatz zu 1966 stehen jetzt die Abbildungen, Faksimiles usw. *im* Text, die "Bemerkungen" dagegen zusammenhängend *am Ende* (übrigens stimmen ab Kap. 15 die im Inhaltsverzeichnis angegebenen Seitenzahlen nicht mehr). Also läßt sich sagen, daß das Buch all jene Stärken und Schwächen enthält, die schon die Erstausgabe auszeichneten. Frei betrat seinerzeit Neuland, was die archivalische Erforschung von Ossietzkys Leben und Wirken angeht, sieht man einmal von den kontinuierlichen Recherchen der (neuen) "Weltbühne" seit 1948 ab. Frei hat u.a. das "Weltbühne"-Archiv, das Deutsche Zentralarchiv Potsdam, die Akten des seinerzeitigen AA in Bonn und das Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED benutzt, dazu Verwandte, Freunde, Zeitgenossen, Mitgefangene Ossietzkys schriftlich oder mündlich befragt. Was er zutage fördert und lebendig erzählend ausbreitet, ist eindrucksvoll. In beispielhafter Plastizität entsteht vor dem Auge des Lesers das Bild des Radikaldemokraten und Antimilitaristen, der in der bürgerlichen Friedensbewegung begann, in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik zum angesehensten und angefeindeten Journalisten des ganzen Reichs wurde, der schon vor der NS-Herrschaft, im Jahre 1932, für 226 Tage im Gefängnis einsaß und schließlich von

den Nazis mit ausgesuchter Rachsucht und Grausamkeit verfolgt wurde, bis er am 4. Mai 1938 in einer zu einem Berliner Krankenhaus gehörigen miesen Baracke an Tbc starb. Man muß das nachlesen, wie Frei es versteht, mit wenigen Strichen eine historische Situation nachzuzeichnen und sie mit Ossietzkys Verhalten zu konfrontieren (vgl. z.B. das Erfurter Urteil von 1913 auf dem Hintergrund der Zabernaffäre und dazu Ossietzkys erster wesentlicher Artikel, der diesem Thema galt); wie er die Prozesse der Weimarer Zeit, die lebensentscheidenden Monate Januar bis Mai 1933, die Haftjahre in den KZs Sonnenburg und Esterwegen, die Kampagne um den Friedens-Nobelpreis und die Intrigen ums Nobel-Geld (immerhin knapp 100 000 Reichsmark) fesselnd schildert – ohne je in Kolportage abzugleiten. In einem Spannungsverhältnis zu dieser Fähigkeit, historische Vorgänge und Handlungen sinnlich zu verlebendigen, steht Frei doch ein wenig dogmatisches Interpretationsraster von Ossietzkys Vita als ganzer. Richtig begreift er ihn als einen "Sucher" (S. 317), seinen Lebenslauf als einen "Umschmelzungsprozeß" (S. 77). In Anlehnung an die bekannte Stelle aus dem "Kommunistischen Manifest" sieht er in seinem Mandanten einen "Bourgeoisideologen", der "zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet" hat (Marx) und nun bereit ist, "sich von der herrschenden Klasse loszusagen und sich der revolutionären Klasse anzuschließen, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt." (S. 317) Hier verstrickt sich Frei in beträchtliche Widersprüche. Als nüchterner Historiograph stellt er mehrfach, vor allem gestützt auf das Gespräch mit dem norwegischen Pazifisten Finn Lie, der Ossietzky als letzter auswärtiger Besucher Ostern 1938 ausführlich sprechen konnte, fest, daß dieser wohl ein klarer Sympathisant der Linken geworden war, sich aber keineswegs mit der Absicht trug, der Kommunistischen Partei beizutreten. Beseelt von weniger nüchternen Wunschvorstellungen proklamiert Frei dagegen: Mit seiner Erklärung vom 17.2.33 (bei der letzten Kundgebung der Berliner Ortsgruppe des SDS) "reichte sich Ossietzky in das Heer der kämpfenden Arbeiterklasse ein." (S. 322; übrigens handelt es sich hier um einen Redebeitrag, der nicht wörtlich überliefert ist, sondern von dem Ohrenzeugen Frei "rekonstruiert" wurde, wie er selbst, S. 348, kundtut. Dennoch wird er wieder und wieder, z.B. von Vinke, als wörtliches Zitat ausgegeben). Schon die militärische Metaphorik wäre Ossietzky zuwider gewesen, wie auch der Klassenbegriff seinen Argumentationen stets fremd blieb. Wieviel treffender ist doch Freis eigene (im Widerspruch dazu stehende) Kennzeichnung Ossietzkys als des "Ritters ohne Furcht und Tadel", als der "*Letzte seines Standes*" (S. 323; vgl. den Untertitel der 1. Aufl.). Wie Heinrich Mann, dessen Ideal die Achtundvierziger oder der 'gute' König Henri IV. verkörperten, hielt auch Ossietzky den "*alten Fahnen die Treue*" (S. 323) und hat sich einer neuen, etwa der roten, allenfalls angenähert.

Schade (wenn auch verständlich), daß sich der Autor – inzwischen über 80 – in der neuen Auflage mit solchen und anderen Widersprüchen nicht mehr auseinandersetzen konnte. *Neu* ist eigentlich nur das "Vorwort 1978", in dem Frei seiner seit dem sowjetischen Einmarsch in Prag 1968 gewonnenen Distanz zum Sowjetmarxismus Ausdruck gibt. Bekanntlich gehörte er, wie Ernst Fischer und Franz Marek, zu den Protestanten, die anschließend aus der KPÖ ausgeschlossen wurden. So konstatiert er jetzt, daß Ossietzky auch "ostwärts blickend" keine Heimat fände (S. 7) – S. 47 jedoch (Zeile 1-4) liest man's noch anders! – In diesen Kontext gehört auch, daß die Biographie zu ihrem eigenen und der Leser Schaden unverändert dem Geschichtsbild des "Grundrisses der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" folgt. So ist z.B. Freis Rechtfertigung des Verhaltens der KPD im preußischen Landtag 1931 ebenso stehengeblieben (S. 245f.) wie seine einseitige Kritik an der (fahr-)lässigen Haltung der SPD gegenüber dem heraufziehenden Faschismus, die die KPD weitgehend ausspart. Auch die kaum von Kritik getrübe Darstellung der UdSSR unter Stalin ist hier zu nennen (S. 102ff). In summa: ein verdienstvoller Nachdruck, aber nicht nur mit Schönheitsfehlern.

Wolfgang Emmerich

BRÜGGEMEIER, Gert: *Entwicklung des Rechts im organisierten Kapitalismus. Materialien zum Wirtschaftsrecht*. Bd. 1: *Von der Gründerzeit bis zur Weimarer Republik*. — Frankfurt/M. Syndikat 1977. 426 S.

Gert Brüggemeier, seit kurzem als Wirtschaftsrechtler an der Universität Bremen tätig, ist mit dieser auf 2 Bde angelegten Materialiensammlung zum Wirtschaftsrecht — im Sinne einer "Einführung in die moderne Rechtsentwicklung und deren Determinanten" im allgemeinen und einer Materialisierung dieses Sachverhaltes in Gestalt eines "Propädeutikums für eine 'zeitgemäße Wirtschaftsrechtstheorie'" — ein wesentliches Stück entgegengekommen. B. gliedert den vorliegenden Bd. 1 in zwei Hauptteile: 1. "Spätkonstitutionalismus 1873-1918", Strukturskizze (S. 35-S. 90), Materialien (S. 93-S. 237); 2. "Weimarer Republik 1918-1932", Strukturskizze (S. 243-S. 290), Materialien (S. 293-S. 417). Hinzu kommt eine Einleitung (S. 17-S. 29), in der er das Ergebnis seiner Bemühungen, die zugleich ein Plädoyer für die "Verfassungstheorie einer reformierten Gesellschaft" (S. 29) darstellen, methodisch und politisch begründet. In dieser Besprechung wird allerdings darauf verzichtet, sowohl das von B. sorgfältig ausgewählte Material als auch seine detaillierten Strukturskizzen, in denen die von ihm analysierten Tendenzen der "Gesamtpolitik" für die Arbeiterbewegung m.E. etwas zu kurz geraten sind, etwas näher zu skizzieren. Ich beschränke mich vielmehr auf eine Darstellung seiner Aufgabenstellung sowie auf eine knappe Diskussion einiger methodischer und politischer Problemkreise.

Anlaß für die oben formulierte doppelte Aufgabenstellung ist für B. der „gegenwärtige Zustand von Rechtswissenschaft und Rechtspraxis“. Dieser besteht einerseits in der "Verkümmerung der Rechtswissenschaft auf ad hoc-(Rechts-) Pragmatik", andererseits in der "Instrumentalisierung des Rechts durch die jeweiligen ökonomischen und politischen Machteliten" (S. 17). In diesem Zusammenhang geht es B. darum, "die sozialen Bedingungen an[zu]geben, die es für die bürgerliche Rechtsordnung notwendig machen, modernes Wirtschaftsrecht auszubilden": Die dokumentierten 91 Materialien — u.a. über "Elemente der reichsdeutschen Wirtschaftsverfassung", "Staat und Kartelle", "Deliktrecht", "Wirtschaftsrecht und 'Kriegssozialismus'" (Kaiserreich), "Kampf um die Weimarer Verfassung", "Systemkrise 1923", "Kartellproblem", "Aufwertungsproblem", "Wirtschaftsdemokratie", "Bankenkrise", "Arbeitsbeschaffung" (Weimarer Republik) — dienen dabei dem Nachweis, daß das "Defizit aller heutigen Versuche, eine Wirtschaftslehre zu entwickeln", einerseits im "Fehlen einer zugrundeliegenden Gesellschaftstheorie" beruhe, andererseits sollen sowohl theoretischer Ansatz als auch die Materialien an den "trivalen historischen Befund" erinnern, daß das "geltende Recht immer noch auf den strukturellen und institutionellen Voraussetzungen der bürgerlichen Gesellschaft" fußt (S. 18). Demzufolge ist die "Notwendigkeit einer Alternative" (S. 25), die inhaltlich "die reale und die normative Gesellschaftsverfassung unter dem Aspekt ihrer Veränderbarkeit" (S. 26) gegenüber herrschender Rechtswissenschaft und -praxis in das Zentrum ihrer Betrachtungen stellt, zwingend geboten: Eine adäquate "Wirtschaftsrechtstheorie" ist nach B. nur noch als "Verfassungstheorie des Sozialstaates" (S. 25) konzipierbar. Dies führt notwendigerweise dazu, "daß der evolutionäre Primat von der Ökonomie auf das planende politisch-administrative System übergeht" (S. 27), womit sich B. jedoch in Widerspruch setzt zu der an anderer Stelle formulierten These, daß "politische Macht aber letzten Endes nur eine Funktion der ökonomischen Potenz [ist]" (S. 253). Ein solcher Funktionswechsel vom "Primat der Ökonomie" zum "Primat der Politik" hat für B. eine "realistische Erfolgschance nur in einer Krisensituation in der BRD", da die Durchsetzung eine "soziale Machtfrage" (S. 29) darstellt. Wenn dem so wäre, d.h. also, daß sich die "Ambivalenz der Krise in Deutschland" — wie B. unter Rückgriff auf F.W. Scharf meint — entweder in der "Rückkehr zu autoritär-staatlichen Lösungsmodellen" oder aber in der "Chance der Durchsetzung von Gesellschaftsreformen" (S. 29) zeige, dann wäre folgendes erforderlich gewesen aufzuzeigen: erstens den Widerspruch analytisch und tendenziell empirisch zu vermeiden, der angesichts seiner Argumentation gegenüber der Situation von 1932 darin zum Tragen kommt, indem B. formuliert, daß die Alternative 'sozialistische' und 'faschistische' Lösung "durch die deutsche Sozialgeschichte (1848/49, 1878/79, 1897, 1918/19) vorentschieden [war]" (S. 272). Denn, wenn man berücksichtigt, daß in der Weimarer Republik ein politisch nach 'links' tendierendes Potential in erheblich größerem Umfang als heute vorhanden war, dann hätte es zumindest — immanent betrachtet — der Angabe des Adressaten heute bedurft, der die nach B. produktive Funktion der

„Krise“ im demokratisch-sozialistischen Sinne zu 'lösen' vermag. Zweitens scheint mir die Fixierung auf die angeblich produktive Funktion der „Krise“ nicht nur naiv, sondern auch politisch gefährlich zu sein: Sie impliziert nicht nur den Glauben an die sog. letzte 'Entscheidungsschlacht' und damit, gewollt oder nicht, die Negation praktischer Reformpolitik [für die sich B. vermittelt über seine Option für die These von Kriele (verfassungsrechtliche Legitimität gesamtwirtschaftlicher Planung) ausspricht (S. 28f.)], sie verkennt auch grundlegend die nur noch partiell mögliche Veränderbarkeit komplexer kapitalistischer Gesellschaften. Ferner ist mir unerklärlich, wie B. in Anlehnung an Wiethölter nach wie vor jene Legende des „selbstmörderischen Legalismus' (Weimar)“ (S. 20) weiter fortschreiben kann. Einerseits weist er selbst zurecht auf die methodische und politische Ausrichtung des „Rechtspositivismus“ in Weimar hin (S. 249): Im- und explizite traf der u.a. von Hans Kelsen, Gustav Radbruch u.a. repräsentierte „Weimarer Rechtspositivismus eine politische Entscheidung zugunsten demokratisch-sozialistischer Gesellschaftsreform“. Andererseits beinhaltet die Fortschreibung dieser Legende zwangsläufig – und darüber hätte sich der Jurist Brüggemeier im klaren sein müssen – die Aufladung der demokratischen Rechtsordnung mit 'Werten'; die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts und die herrschende Lehre zeugen zur Genüge davon. Methodisch fraglich ist m.E. auch die These, daß sich seit den 80er Jahren des 19. Jhs. mit der Herausbildung des „organisierten Kapitalismus“ – hier wie auch in der Analyse der von ihm postulierten Herrschaft des „Finanzkapitals“ fehlt leider auch der Hinweis auf Rudolf Hilferding – eine weitgehende Reduktion des Prinzips der Konkurrenz auf den „Wettbewerbssektor“ (Mittel- und Kleinbetriebe) feststellen läßt (S. 65ff.). – Unbeschadet dieser Kritikpunkte leistet die Arbeit von B. einen wichtigen Beitrag zur Reflektion über das Wirtschaftsrecht.

Wolfgang Luthardt

KAEUBLE, Hartmut (Hrsg.): Geschichte der sozialen Mobilität seit der industriellen Revolution (= Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Geschichte, Bd. 101). – Königstein/Ts.: Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Skriptor, Hanstein 1978. 318 S.

Der vorliegende, von Hartmut Kaelble herausgegebene Reader vereint 12 Aufsätze, die – von zwei Ausnahmen abgesehen – zwischen 1970 und 1976 erstmals erschienen sind. Daß der Schwerpunkt der Mobilitätsforschung heute primär im angelsächsischen Sprachraum liegt, beweist der Umstand, daß 9 der Beiträge ursprünglich in englischer Sprache publiziert wurden. Von den anderen geht ein weiterer auf eine amerikanische Dissertation zurück. Dieser Bd., der mit einer kurzen Bestandsaufnahme und einer Einordnung der Beiträge eingeleitet wird, gliedert sich in drei Hauptteile: Im ersten, „Trend der sozialen Mobilität“ betitelt, werden in 5 Beiträgen in erster Linie methodologische Probleme behandelt. Der zweite wendet sich mit 4 Aufsätzen den Aufstiegschancen der Arbeiterschaft und der letzte in 3 Beiträgen der Rekrutierung der Oberschicht zu. Den Abschluß bildet eine umfangreiche, gut gegliederte Bibliographie.

Franklin F. Mendels untersucht „Soziale Mobilität und Phasen der Industrialisierung“. Mobilität und Industrialisierung bedingen sich wechselseitig: Die Industrialisierung regte Mobilität an und eröffnete neue Aufstiegsmöglichkeiten. Gleichzeitig war die Bereitschaft der Arbeitskräfte, neue Aufgaben zu übernehmen, Voraussetzung für industrielles Wachstum. Infolge der Ausbildung des Fabriksystems und der Herauslösung des Arbeitsplatzes aus dem Haus bestanden Chancen, daß Arbeiter sich als Fachhandwerker in Fabriken oder als Ladenbesitzer neue Existenzgrundlagen schufen. Die Entstehung von Aktiengesellschaften und die Ausweitung des Bankwesens boten Aufstiegschancen zum Angestellten. Formale Ausbildung wurde wichtig für Fortkommen und Einkommen. – Karl Ulrich Mayer und Walter Müller behandeln in ihrer „Trendanalyse der Mobilitätsforschung“ vor allem Ursachen für Fehlanalysen in der Mobilitätsforschung. Am Beispiel von Arbeiten Kleinings weisen Mayer/Müller auf die Probleme retrospektiver Schlüsse auf die Struktur von Vätergenerationen, die Notwendigkeit einer zeitlichen Standardisierung bei intergenerationalen Mobilitätsvergleichen, die Unterscheidung zwischen beruflichen Umschichtungsprozessen und davon abhängiger Mobilität und letztlich auf die Problematik der weitgehend subjektiven Einordnung berufsbezogener Daten hin. – Kenneth MacDonald und John Ridge definieren „Soziale Mobilität“ – so ist ihr Beitrag betitelt – als Bewegung zwischen sozialen Positionen, die in sozio-ökonomi-

schen Dimensionen definiert werden, d.h. praktisch durch den Beruf. Zur Erklärung von Mobilität verweisen MacDonald/Ridge auf das Marktgeschehen. Die Berufsauswahl wird durch ein relativ enges Angebotsspektrum determiniert. — Stephan Thernstrom untersucht am „Fall Boston“ die „Offenheit“ der amerikanischen Gesellschaft. Stellen Armut und Einwanderung einen undurchdringlichen Zirkel dar? Im allgemeinen waren die Kinder von Einwanderern erfolgreicher als ihre Väter, jedoch nicht so erfolgreich wie Einheimische. Aufstiegschancen bestanden für Unterschichtskinder in die Mittelschicht, jedoch kaum im Hinblick auf gesellschaftliche Spitzenpositionen. Die intergenerationale Aufstiegsmobilität vom Arbeiter- zum Angestelltenstatus übertraf die Abstiegsmobilität zwischen diesen Positionen um das Dreifache. Die wirtschaftlichen Chancen hingen in einem außerordentlich hohen Maße von der ethnischen Zugehörigkeit ab. Engländer und Juden erlebten meist einen raschen sozialen Aufstieg, Iren und Italiener einen deutlich langsameren. Neger hatten fast keine Aufstiegsaussichten. Unterschiedliche lokale Mobilitätsstrukturen lassen sich aus der jeweiligen ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung erklären.

Hartmut Kaelble kommt in seinem „Forschungsbericht“ über „Soziale Mobilität in den USA und in Deutschland 1900-1960“ zu dem Ergebnis, daß — unter Ausklammerung ethnischer Verschiedenheiten — die Aufstiegsmöglichkeiten in beiden Ländern durchaus ähnlich sind. Generell ist in jüngerer Zeit eine leichte Verbesserung der Aufstiegsmöglichkeiten zu verzeichnen, ein Ende von Diskriminierungen jedoch noch nicht. Ein wesentlich offenerer Aufstiegskanal ist der amerikanische Ausbildungssektor. Dadurch, daß das deutsche Bildungssystem sozial diskriminiert, sind die Zugangsmöglichkeiten zur oberen Mittelschicht in Deutschland deutlich ungünstiger. — Aus dem zweiten Teil des Readers werden die Aufsätze von Frederick D. Marquardt, „Sozialer Aufstieg, sozialer Abstieg und die Entstehung der Berliner Arbeiterklasse 1806-1848“, und David Crew, „Modernität und soziale Mobilität in einer deutschen Industriestadt: Bochum 1880-1901“ vielen Historikern der Arbeiterbewegung bekannt sein. Marquardt untersucht die Mobilität zwischen der Arbeiterklasse und den mittleren gewerblichen Schichten Berlins. Er unterteilt dabei die Arbeiterklasse in eine „arbeiteraristokratische“ Schicht, gewöhnliche Gesellen, arme Gesellen, Arbeitsleute sowie Tagelöhner und Knechte. Abgesehen von der arbeiteraristokratischen Gesellenelite, die sich vielfach aus Söhnen von Geschäftsinhabern rekrutierte, lassen sich aus den Quellen keine Aufstiege vom Gesellen zum mittelständischen Meister oder Werkführer nachweisen. Die Aufstiegsbarriere war vor allem die Mittellosigkeit: Die finanziellen Möglichkeiten reichten nicht für eine gute Schulbildung, nicht für das Lehrgeld und letztlich auch nicht für eine Betriebsgründung. Der Abstieg aus dem gewerblichen Mittelstand in die Arbeiterklasse erfolgte durch wirtschaftlichen Druck. Insbesondere erlebten die Produzenten von Konsumgütern und Textilien eine Verschlechterung ihrer Lage, weil die Produktion mechanisiert oder verlagert wurde. — Crew kommt in seiner Studie über Bochum zum Schluß, daß dort weder von einer hohen Mobilität noch von einer starren Statik die Rede sein kann: Die Mehrheit blieb in ihrem Beruf, andere machten bescheidene Gewinne. Die Aufstiegsmuster unterschieden sich: Tagelöhner erreichten angelernte manuelle Berufe oder wurden Kleinhändler, Fabrikarbeiter rückten innerhalb der Fabrik in bessere Positionen. Bergleute eröffneten kleine Geschäfte. Intergenerationale Mobilität war unter den ungelernten Fabrikarbeitern der Metallbranche und unter den Bergleuten verbreitet. In der Metallindustrie nahmen die Väter ihre Söhne mit in die Fabrik, wo sie eine Lehre absolvieren konnten. Hier trafen sich die Interessen des Unternehmens mit denen der Arbeiter: Die Loyalität der Arbeiter sollte durch die Bindung vieler Familienmitglieder an die Fabrik gefördert werden, die Arbeiter konnten ihre Söhne ohne größere finanzielle Belastung ausbilden lassen. Auf der Bergschule erwarben Bergarbeitersöhne die Qualifikationen für untere Angestelltenpositionen. Während der Ausbildung hatten die Schüler genügend Zeit, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

William H. Sewell untersucht in „Soziale Mobilität in einer europäischen Stadt“ die intergenerationale Mobilität in Marseille in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Wachstum von Marseille bildete an sich eine gute Voraussetzung für eine hohe soziale Mobilität, tatsächlich war sie jedoch eher gering. Überraschenderweise waren Arbeitersöhne weit weniger aufstiegs mobil als Bauernsöhne. Sewell erklärt dies damit, daß die Arbeiterschaft eine tradierte ständische Mentalität beibehielt. Klassenbewußtsein und das Begreifen der Arbeiterschaft als solidarische Gemeinschaft hinderten die Arbeiter am Ergreifen individueller Aufstiegschancen. — Thernstrom geht in einem zweiten Beitrag auf die „Soziale Mobilität der Arbeiter-

klasse in Amerika" ein. Wie auch schon bei Sewell steht das Verhältnis von Mobilität und Klassensolidarität im Zentrum der Erörterungen. Hohe Migration in den USA behinderte die Entstehung von Klassenbewußtsein entscheidend. Die hohen Wanderungsraten verhinderten die Herausbildung einer festen, sich gegenseitig bekannten Klassenmitgliedschaft innerhalb einer abgegrenzten Umgebung. Selbst in den Metropolen waren in den Unterschichtsgebieten nicht lange dieselben Personen beisammen. Damit fehlten entscheidende Voraussetzungen für eine erfolgreiche Organisationsbildung. Die hohe intergenerationale Aufstiegsmobilität aus der Arbeiterklasse in Angestelltenpositionen – sie war in Boston ca. viermal so hoch wie in Marseille – entzog der Arbeiterschaft einen Großteil ihrer potentiellen Vertreter. Im Schlußteil des Bdes wird die Rekrutierung der Oberschicht abgehandelt. Reinhard Bendix und Frank W. Howton untersuchen in ihrem bereits 1959 erschienenen Aufsatz „Soziale Mobilität und die amerikanische Wirtschaftselite“, die Elitenrekrutierung der amerikanischen Oberschicht. In der Regel entstammten die amerikanischen Wirtschaftsführer wohlhabenden Familien. Wirtschaftlicher bzw. unternehmerischer Erfolg wurde meist über mehrere Generationen langsam aufgebaut. Tendenziell nahm jedoch die Bedeutung des familiären Hintergrundes mit der Bürokratisierung von Großorganisationen ab. – W.L. Guttsman untersucht in einer historisch-soziologischen Analyse der Mitglieder des Parlaments „Politische Elite und Klassenstrukturen in Großbritannien“. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert war die Parlamentsmitgliedschaft vielfach faktisch an Familien gebunden. Ab etwa 1910 schlug sich das Wahlrecht der Arbeiter und die Organisation der Labour Party in einer sozialstrukturellen Auffächerung des Parlaments nieder. Jedoch sank mit dem Wachstum der Labour Party das absolute und relative Gewicht der Arbeiterklasse in der politischen Elite wieder. Im Parlament dominierte in beiden großen Parteien die Mittelschicht. Bedauerlicherweise bezieht Guttsman nicht die Väter- und Großvätergenerationen der Abgeordneten mit ein. Es wäre interessant zu wissen, wie viele z.B. der Labour-MPs väterlicher- oder großväterlicherseits der Arbeiterklasse entstammten. – In dem letzten Beitrag analysiert W.M. Mathew „Akademische Berufe und Bildungschancen“ am Beispiel der Glasgower Studenten 1740-1839. Der wichtigste Trend während dieser einhundertjährigen Periode war der steigende Anteil von Studenten aus in Industrie und Handel tätigen Familien und der Rückgang von adeligen Studenten. Hierin spiegelt sich einerseits der Wandel der Klassenstrukturen, andererseits die Modetendenz der schottischen Oberschicht, ihre Söhne zur Ausbildung nach Oxford oder Cambridge zu schicken, wider. Überraschung erweckt die Mitteilung, daß während des Untersuchungszeitraumes 32,4% der Studenten aus der „Arbeiterklasse“ kamen (S. 281). Es handelt sich dabei um Studenten, die den Beruf ihres Vaters mit „artifex“, „operarius“ oder „opifex“ angegeben hatten. Allerdings erscheint es problematisch, hier bereits den Begriff „Arbeiterklasse“ zu verwenden. – Dem Historiker der Arbeiterbewegung wird bei der Lektüre dieses Buches deutlich, welche Möglichkeiten bestehen, mit Hilfe der Trends sozialer Mobilität gesellschaftliches Verhalten zu erklären. Als besonders anregend erweisen sich hierbei die Vergleiche zwischen der amerikanischen und europäischen Arbeiterschaft.

Wolfgang Rentzsch

JOHN, Peter: Handwerkskammern im Zwielficht – 700 Jahre Unternehmerinteressen im Gewande der Zunftidylle. – Köln und Frankfurt/M.: Bund-Verlag 1979. 256 S.

Die hier vorgelegte Arbeit ist sachlich und zeitlich gegliedert in die Teile 1: bis 1897 (Handwerkernovelle), 2: bis einschließlich dem Zusammenbruch des deutschen Faschismus und 3: die Entwicklung nach 1945 mit dem Schwerpunkt Handwerkskammern und organisiertes selbständiges Handwerk. Eine wertende Schlußbetrachtung und ein Literatur- und Quellenverzeichnis runden die Arbeit ab. – John beschreibt in Teil 1, immer eingebunden in die sich wandelnden gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse, die Entwicklung, die Aufgaben und die Funktionen nicht nur der Zünfte als Meisterorganisationen, sondern auch die der Gesellenverbände. Deutlich stellt er dabei heraus, daß soziale Kämpfe, in unterschiedlicher Ausprägung und Intensität, die soziale Organisation des Handwerks, Arbeits- und Lohnbedingungen sowie politische Ansprüche und Interessen bestimmen. John grenzt einerseits die Gesellenverbände gegen die Arbeiterbewegung ab, zeigt andererseits aber die Wandlungen von Teilen der Gesellenverbände zu Handwerksgewerkschaften. – Mindestens seit 1848 sind die

Ziele (Strategie) der selbständigen Handwerker bzw. ihrer Organisationen klar:

- Abschaffung der Gewerbefreiheit;
- Zugangsbeschränkung durch Befähigungsnachweis;
- Zwangsmitgliedschaft aller selbständigen Handwerker in staatlich privilegierten Körperschaften (z.B. Handwerkskammern);
- Subventionsforderungen (Besteuerung anderer sozialer Gruppen zugunsten der selbständigen Handwerker).

Auch Teil 2 zeigt, wie sich das organisierte selbständige Handwerk veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen anpaßt, ohne dabei seine Ziele aus dem Auge zu verlieren. Als Beispiele seien hier die Politik nach 1918 und das Verhältnis Handwerk-Faschismus hervorgehoben. So forderte 1918 das organisierte selbständige Handwerk Beteiligung an den Räten, sah es hier u.a. eine Möglichkeit, der staatlich lizenzierten berufsständischen Organisation des Handwerks näherzukommen. – In der Nachzeichnung der Beziehungen Handwerk-Faschismus werden sowohl die Verstrickung des Handwerks mit dem Nationalsozialismus, aber auch die Unterschiede von Form (berufsständischer Konservatismus des Handwerks) und Inhalt (Wesen des deutschen Faschismus) sowie Funktion der berufsständischen Ideologie der Nazis zur Mobilisierung der selbständigen Handwerker zugunsten der Machtergreifung des Faschismus herausgearbeitet. So erfüllen sich der *Form* nach die Forderungen der organisierten selbständigen Handwerker in den ersten Jahren des "Dritten Reiches" bei gleichzeitiger Zerstörung (Gleichschaltung) der *Inhalte* der handwerklichen Selbstverwaltung. Konsequenz wird 1942 in der Gauwirtschaftskammer die Handwerkskammer liquidiert.

John arbeitet im 3., etwa 40% des Textumfangs ausmachendem Teil die Politik der organisierten selbständigen Handwerker zur Wiederherstellung des Wesensgehalts der Handwerks-gesetzgebung des Dritten Reiches nach 1945 auf. Er stellt die ordnungspolitischen Vorstellungen und die Entwicklung der Spitzenorganisation der selbständigen Handwerker (1946: britische Zone, 1947: Bi-Zone, 1949: Westzonen/Bundesrepublik, 1966: "Straffung" des Zentralverbands des Deutschen Handwerks/ZDH) in den Rahmen der vorgenannten Politik. Über Reuß hinaus, der in seinem Gutachten die Finanzierung und die autoritäre Binnenstruktur der privat-rechtlichen Kammervereinigungen in ihrer Funktion zur Umgehung des vom Gesetzgeber den öffentlich-rechtlichen Handwerkskammern auferlegten Neutralitätsgebots kritisiert hat, belegt John an konkreten Beispielen die einseitige Politik der Kammern zugunsten der selbständigen Handwerker: Stellungnahmen und Einflußnahmen zu Betriebsverfassungs- und Mitbestimmungsgesetzen, zum Jugendarbeitsschutz-, Lohnfortzahlungs- und Kündigungsschutzgesetz. – Verdeutlicht wird in diesem Abschnitt die strategische Funktion der Handwerkskammern als ideelles und materielles Fundament der Interessenvertretung der selbständigen Handwerker auf Kosten der im Handwerk abhängig Beschäftigten. Herausgearbeitet wird die taktisch geschickte Politik der Durchsetzung der seit 1848 geforderten und der Form nach seit 1935/38 gesetzlich festgeschriebenen berufsständischen Ordnung. Es ist kein Zufall, daß sich die in den Schaubildern 1 (S. 146) und 4 (S. 193) niederschlagenden Strukturen (Form) des Reichsstandes des Deutschen Handwerks und des ZDH nach 1966 so ähneln.

Angeichts einiger Veröffentlichungen, die der Beschwörung eines "harmonischen Gleichklangs von Meister, Geselle und Lehrling" dienen und/oder "Handwerk" auf das selbständige Handwerk reduzieren, ist die Arbeit von John, mindestens aus gewerkschaftlicher Sicht, längst überfällig. Daran ändert auch die durchaus verdienstvolle Untersuchung von Chesi (Struktur und Funktion der Handwerksorganisation in Deutschland seit 1933, Berlin 1966) nichts, an die sich John teilweise in seiner Argumentation anlehnt. Chesi, der seine Untersuchung ausdrücklich als Beitrag zur Verbandstheorie bezeichnet, ist nicht nur einem reduzierten Erkenntnisinteresse und einem anderen Wissenschaftsansatz verpflichtet als John, sondern seine Untersuchung endet auch vor der "Straffung" der Organisation des ZDH (1966/67). – Die Arbeit von John ist ein Anfang auf einem einseitig beachteten Feld, sie ist Aufforderung nicht nur an die Gewerkschaften, sich *ihrer* Handwerkstradition bewußt zu werden und den Vernebelungen der Handwerksharmonie-Vorstellungen zu begegnen, sondern auch an die Wissenschaft, sich im Interesse der abhängig Beschäftigten stärker den von John aufgeworfenen Fragen und Problemen zu stellen und diese weiter zu verfolgen.

Detlef Perner

OLBRICH, Josef: **Arbeiterbildung in der Weimarer Zeit. Konzeption und Praxis** (= Dokumentationen zur Geschichte der Erwachsenenbildung). – Braunschweig: Westermann Verlag 1977. 359 S.

Die von Josef Olbrich, Erziehungswissenschaftler an der FU Berlin, edierte und mit einer Einleitung versehene Materialsammlung enthält wichtige Texte zur Arbeiterbildung in der Weimarer Republik. Dokumentiert wird der Zeitraum von 1919 bis 1932. Die über 40 Beiträge des Bandes entstammen überwiegend aus dem Spektrum der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung: erschienen sind sie u.a. in den Zeitschriften "Die Arbeit", "Gewerkschafts-Archiv", "Der Sozialist", "Sozialistische Bildung", "Arbeiter-Bildung", "Sozialistische Jugend" sowie in Hand- und Jahrbüchern der Gewerkschaftsbewegung. Aufgenommen werden auch Aufsätze aus jenem bekannten Sonderheft 1926/27 der Zeitschrift "Die Tat", die in der Endphase der Weimarer Republik unter ihrem Chefredakteur Hans Zehrer eine berühmte Publizität in bezug auf eine prinzipielle, denunziatorische Kritik am "System von Weimar" erlangte. Darüber hinaus werden Beiträge aus den kommunistisch orientierten Zeitschriften "Sowjet", "Marxist", "Die Arbeit" (Jugendzeitschrift) wie ferner aus dem Sammelband "Deutsche Schulmeister" mit abgedruckt. An Autoren kommen u.a. Max Adler, Fritz Fricke, Kurt Busse, Hermann Heller, Hermann Duncker, August Siemsen, Richard Seidel, Ernst Fraenkel, Leo Friedjung, Kurt Löwenstein, Ernst Michel, Arcadius Gurland, Richard Wagner, Otto Jenssen, Hermann Seelbach, Georg Engelbert Graf, Theodor Leipart und Lothar Erdmann zu Wort. Olbrich strukturiert die Texte unter folgenden Gesichtspunkten: I "Theorie der Arbeiterbildung" (S. 35-108); II "Arbeiterbildung und Arbeiterbewegung" (S. 109-198); III "Arbeiterbildung und Volkshochschule" (S. 199-238); IV "Organisation der Arbeiterbildung" (S. 239-268) und V "Praxis der Arbeiterbildung" (S. 269-355).

Es versteht sich beinahe von selbst, daß angesichts der ausgedehnten Theorie-, Politik- und Strategiediskussionen innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung der Weimarer Republik auch die Problematik der "Arbeiterbildung", sowohl was ihre theoretischen Konzeptionen als auch ihre praktischen Vorschläge und konkret verwirklichten Bildungsangebote anbelangt, hiervon tangiert worden ist: Die abgedruckten Texte belegen dies. So wird z.B. einerseits im Hinblick auf die Konzeption davon gesprochen, daß "sozialistische Menschenbildung", bzw. das Programm des "neuen Menschen" sich in prinzipieller Gegenüberstellung zur bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Kultur und ihrer Bildung, befindet: "Der Kampf gegen die bürgerliche Welt auf allen Bildungsgebieten und die allseitige Erweckung des proletarischen Menschen zum sozialistischen Kämpfer" (R. Wagner, S. 41) ist das Programm. Der "Klassenkampf" als der "Hebel des gesellschaftlichen Fortschritts" erscheint hierbei als ein "Stück ringender Kulturentwicklung" (M. Adler, S. 69f.). Auf der anderen Seite wird überschwänglich der "9. November" (1918) als die "Geburtsstunde eines neuen Zeitalters der Arbeiterbewegung" gefeiert, als Ausdruck "der Berufung der Arbeiterschaft zur verantwortlichen Trägerin einer neuen, werdenden Volks- und Staatsordnung" (E. Michel, S. 82). Entsprechend dieser organischen Vorstellung gesellschaftlicher Entwicklung mit dem Ziel einer "neuen geistigen Gemeinschaft und Volksbegründung" wird das Programm formuliert: "Nur durch Begegnung von Volksgenossen verschiedener Art in der gleichen Not und Gefahr ist das Bildungsproblem überhaupt fruchtbar zu lösen" (E. Michel, S. 87). In bezug auf die 1921 gegründete und der Universität Frankfurt angegliederte "Akademie der Arbeit" bedeutete dies, daß die Akademie gerade nicht der Arbeiterbildung im Sinne einer Klassenbildung dienen, sondern in ihr programmatisch eine Verschränkung von Staat und Arbeiterbewegung infolge der nunmehr positiven Anerkennung des "gegenwärtigen Staates" und unter "gewissen Voraussetzungen" der "gegenwärtigen Wirtschaft" (H. Seelbach, S. 139) zum Vorschein kommen sollte. Sie wurde zwar von Michel (S. 311) als eine "Bastion" gekennzeichnet, "die die politische Kraft der Arbeiterschaft in die alte Bildungswelt hinein errichtet hat", entscheidend war jedoch der Gedanke eines Konsensus unter Einbeziehung aller "produktiven Kräfte" der Gesellschaft an der Konstituierung einer "gemeinsamen Volksordnung" (kritisch: Zammert, S. 134 und Fricke, S. 150).

Bezogen auf die gewerkschaftliche Bildungsarbeit wurde argumentiert, daß einerseits eine "gründliche Sach- und Zweckschulung" (hierzu die Berichte über die ADGB-Bundesschule in Bernau, S. 334ff., die Berliner Gewerkschaftsschule, Fricke, S. 343ff. und die Wirtschaftsschule des DMV in Bad Dürrenberg, Fraenkel, S. 349ff.), andererseits "ein die Vielheit der

Einzelfunktionen und Tagesaktionen zur Einheit verbindendes weltanschauliches Element" gegeben sein muß, mit der Maßgabe, "daß alle Funktionen heute mehr als früher einem sozialistischen Aufbau, dem 'konstruktiven Sozialismus' (Hilferding) dienen", wie es der Gewerkschaftshistoriker und -theoretiker Richard Seidel (S. 119; vgl. auch Fricke, S. 149f.) formulierte. Demgemäß war die Aufgabe gestellt, aufgrund der sich immer stärker herausbildenden politischen, sozialen, rechtlichen und ökonomischen Formen der kapitalistischen Gesellschaft erstens in konkreten Teilbereichen Funktionäre für den "Tageskampf" auszubilden, ihnen ein gesichertes Wissen z.B. auf dem Gebiet des kollektiven Arbeitsrechts (Betriebsrätegesetz, Tarifvertrags- und Schlichtungswesen usw.) zu vermitteln, zweitens jedoch zugleich den für die gewerkschaftliche Arbeit zwingend notwendigen "Tageskampf" nicht auf Kosten einer prinzipiellen "Aufhebung" kapitalistischer Produktionsverhältnisse als alleinige "Lösung" dominant werden zu lassen.

Hervorzuheben ist, daß bis auf eine Ausnahme alle Texte vollständig zum Abdruck gelangt sind. Leider fehlt eine weiterführende Bibliographie. Erforderlich gewesen wären biographische Angaben über die Autoren. – Wenn Olbrich in seiner Einleitung (S. 26) gegenüber der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit behauptet, daß diese "weitgehend auf systemkonforme Anpassung hinaus" gelaufen sei, so ist dies nur die Übernahme eines für bestimmte Argumentationsrichtungen typischen pauschalen "Reformismus"-Vorwurfes, jedoch keine materielle Erklärung für ein konkretes und längerfristiges Politikverhalten. Es wird nur eine "Schaublonen" angelegt, deren Anwendung zwar einfach ist, mit [der]man aber eben die Komplexität politischer Prozesse nicht erfassen kann" (Heinz O. Vetter, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 30 (1979), S. 672).

Wolfgang Luthardt

BREMER, Jörg: Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Untergrund und Exil 1933-1945 (= campus, Forschung, Bd. 35). – Frankfurt/M. und New York 1978. 322 S.

Verf. dieser Heidelberger Dissertation konnte den SAP-Bestand des Stockholmer Arbeitermörsels Archiv und – erstmals – das umfangreiche Privataarchiv von Willy Brandt benutzen. Darüber hinaus erteilten ihm ehemalige SAPer Auskünfte und stellten, soweit vorhanden, ihre kleinen Sammlungen zur Verfügung. Fülle und Dichte des SAP-Materials mögen Verf. verführt haben, auf anderweitige Quellen zur Einbettung des Themas in den deutschen und internationalen Rahmen weitgehend zu verzichten. Akten des Dritten Reiches etwa wurden überhaupt nicht direkt herangezogen. Die theoretischen und praktischen Beziehungen zwischen SAP-Organisationen und Parteien oder Gruppierungen in den Exilländern bleiben, abgesehen von Spaniens POUM und Norwegens NAP, reichlich blaß; für Frankreich – hier ist übrigens in der Verkürzung die Exilpolitik sehr schief dargestellt (S. 113) – fehlt die für die Stellung zur Volksfront wichtige "Gauche Révolutionnaire" innerhalb der SFIO und deren der Gruppe "Neuer Weg" vergleichbaren Abspaltung zum Parti socialiste ouvrier et paysan (PSOP). Die Darlegung der Aktivitäten in internationalen Organisationen reicht trotz der neuen SAP-Dokumente kaum über den Stand hinaus, den Drechsler erreichte.¹ Hier wirkt sich wohl auch Bremers Kriterium der Effizienz hemmend aus, das seiner allgemeinen Beurteilung zugrundeliegt und sich mit seinem politischen Urteil verbindet. Demnach war die SAP von Anfang an überflüssig: Den Sieg des Nationalsozialismus konnte sie nicht aufhalten; die meisten Kommunisten gingen später wieder zur KPD bzw. zur SED – der "Einheitspartei" –, die Sozialisten kehrten zur SPD zurück; eine neue Theorie, den Entwurf einer künftigen demokratischen Politik – daß diese auf der kapitalistischen Wirtschaftsordnung hätte aufbauen müssen, weiß man spätestens auf S. 292 genau – konnte sie im Exil trotz des Ledigseins aller "tagespolitischen Aufgaben" (s. die Fragestellung auf S. 12) nicht entwickeln, denn ihre Theoretiker waren durchweg zu "dogmatisch", heißt in den Denkmustern von Marx, Lenin, Luxemburg befangen und erkannten die "Wirklichkeit" nicht. Zur Unterstützung dieser These wird eine kleine "Sprachanalyse" geboten (S. 300ff.). Doch halten wir uns an Bremers eigene Sprach- und Stilmittel.

Worte wie Scheitern, Versagen (auch als Verben), Schwäche, Mißerfolg, unrealistisch und Äquivalente sind hier legio. Und während die Gestapo hinzulernte und ihre Methoden "ver-

1 Hanno Drechsler, *Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik*, Meisenheim am Glan 1965.

feinerte" (S. 91), beharrten die SAPer darauf, "entrüstet" "Fort mit dem Faschismus!" zu fordern (S. 58) oder etwa dem Nazi-Regime und seinen Trabanten "haßerfüllt()" abzusprechen, jemals den Sozialismus durchführen zu können (S. 300). Zur Volksfront "braucht [man] Volk" (S. 196 – dies am Beispiel der Saarabstimmungskampagne! – vgl. S. 171). Freilich, die Propaganda von der "Volksgemeinschaft" hatte Erfolg, und darauf kommt's wohl an! Faschismus, Kapitalismus, Imperialismus sind dem Autor offenbar solche Reizworte (s. hierzu auch S. 301), daß er sie meistens nur in Anführungszeichen setzt. Man lese etwa auch die Umschreibung der Morde vom 30. Juni 1934 (S. 196), die Passage über Ossietzky (S. 121/122) oder das Kapitel "Brandts Weg nach Oslo" (S. 118ff), in dem alte Legenden über Brandts Fluchtmotiv aufgetischt und die schlüssige Widerlegung derselben durch Hans Georg Lehmann² negiert werden.

Natürlich kann man versuchen, über die offenen oder versteckten Interpretationen Bremers hinwegzulesen und sich an die reinen Fakten zu halten. Leider gibt es da eine ganze Reihe von Fehlern. Beispiele der Gravierendsten seien deshalb angezeigt, weil dieses Buch aller Voraussicht nach als "Quelle" benutzt werden wird. Die Chronologie in dieser chronologisch angelegten Arbeit gerät öfters durcheinander, z.B. S. 196 ("Erst nach diesen Ereignissen..."): Die KP-Saar machte ihr Einheitsfrontangebot am 29. Juni 1934, also *vor* dem 30. Juni und der Sitzung des EKKI-Präsidiums am 9./10. Juli, auf die hier wohl angespielt wird. S. 199 ("Erst die Moskauer Prozesse..."): Der Sinowjew-etc.-Prozeß begann am 19. August 1936, schon die nächste Ausgabe der "Neuen Front" (Nr. 16 v. Anfang September) brachte unter der Rubrik "Zur Entwicklung der Sowjetunion" eine seitenlange Verurteilung, auf S. 3 den scharfen Protest der Auslandszentrale der SAP, dem sich später die Pariser und andere Ortsgruppen anschlossen; dies alles *vor* Beginn der militärischen Hilfe der Sowjetunion für die aus freien Wahlen hervorgegangene republikanische Regierung Spaniens. Daß Hitler und Mussolini gegen diese Regierung seit längerem die aufständischen Generäle unterstützten, kann man 14 Seiten davor ahnen (S. 185). Der Gegenprozeß wurde *vor* dem Reichstagsbrandprozeß abgeschlossen, das erste "Braunbuch" erschien schon im August 1933 (S. 171). Breitscheid unterschrieb den Claus-Protest *vor* der Niederschrift von "Schritt für Schritt"; ersteres war notabene ein Ausdruck der Solidarität, letzteres eine davon deutlich unterschiedene politische Stellungnahme (S. 171). Weder Breitscheid noch jemand anders in Paris war Repräsentant der Sopade (S. 170 – hier sind übrigens so viel Daten durcheinandergewürfelt und Organisationen und Personen schief belichtet, daß ein Zurechtrücken hier viel zu weit gehen würde), und Breitscheid gehörte zunächst dem engeren Ausschuß an, SAPer dagegen wohl (S. 172). Der Behauptung, die AZ der SAP in Paris "bejahte die Volksfront grundsätzlich" (S. 194), widerspricht – zurecht – das vor- und nachher Dargelegte. Nicht Thomas sondern Heinrich Mann schrieb das Vorwort zu "Eine Aufgabe..." (S. 311). Rudolf Hilferding gehörte *nicht* zu den "Revolutionären Sozialisten", außerdem emigrierte er in die Schweiz (S. 111). Der "Schutzverband deutscher Schriftsteller" ist zu dem der Schriftleiter entartet (S. 170); die Broschüre hieß "Bürgerkrieg oder Unabhängigkeitskrieg" (S. 189, Anm. 1); die "Revolution von 1818" war die von 1848 (S. 169). Die Saarabstimmung war nicht im "Frühsommer 1935" (S. 113), und sollte sich diese Zeitangabe auf die österreichischen und deutschen Emigranten beziehen, so sei festgestellt, daß diese zwischen dem 13. Januar 1935 (Abstimmung) und spätestens 1. März 1935 (Rückgabe des Saargebiets an das Reich) weiterzogen. Selbst wenn Walter Fabian erzählt haben sollte, er sei erst am 11. Juli 1936 in Paris angekommen (S. 113), so hätte anhand der Protokolle der Sitzungen der AZ der SAP in Paris im Februar 1935 und weiterer Akten des Jahres 1935 festgestellt werden können, daß hier ein Irrtum vorliegt. Ein letzter Hinweis auf Fehler: Auf S. 129 beruft Verf. sich auf Rezensentin, wenn er Zahlen für SAP-, SPD-, KPD-Emigranten gibt – übrigens widerspricht die Angabe über die SAP-Mitglieder, die ja einschließlich der AZ alle der Pariser Ortsgruppe angehörten, derjenigen auf S. 113, außerdem weiß man nicht, für welchen Zeitpunkt diese gilt. Ich habe deutlich zwischen Pariser Raum und ganz Frankreich unterschieden, Zeitangaben gesetzt und bin nicht über 1935/36 hinausgegangen. Zu den notwendigen Korrekturen

2 Hans Georg Lehmann, In Acht und Bann. Politische Emigration, NS-Ausbürgerung und Wiedergutmachung am Beispiel Willy Brandts, München 1976, S. 90-99.

vergleiche man selbst.³ Für die Pariser SAP-Gruppe gibt Lattard jetzt eine Zahl von "etwa 200", übrigens auch unter Berufung auf Walter Fabian und allerdings auch Ruth Fabian (Frey) in Paris.⁴

Was bleibt von diesem ersten Versuch, die Geschichte einer der Zwischenparteien der deutschen Arbeiterbewegung in der Zeit des Nationalsozialismus aufgrund neuer, partei-interner Quellen und Erinnerungen "Ehemaliger" aufzuarbeiten? Es bleibt jedenfalls die Darstellung der illegalen Zentren der SAP nach 1933, ihrer Widerstandarbeit und Methoden – wieweit sich hier Fehler eingeschlichen haben, bleibe späteren Entdeckern überlassen. Es bleibt die Darstellung der Auslandsstützpunkte; und die Bemühungen, von diesen aus nach 3 Seiten zu arbeiten – innerhalb der Emigration, auf internationaler Ebene und nicht zuletzt nach Deutschland hinein bzw. für ein neues Deutschland – sind erkennbar. Daß in der Offenheit und Intensität der praktischen Arbeit und theoretischen Diskussion der Keim zur "Entfremdung" oder gar Trennung liegt – noch dazu unter den Zeitbedingungen – darf nicht wundern; die verschiedenartigen Gründe der Abspaltung der Gruppe "Neuer Weg" sind hier gut zusammengefaßt (S. 207ff). Schließlich sind viele Namen, Pseudonyme, Tätigkeiten und Schicksale, z.T. bis rund 1948, festgehalten. Umso bedauerlicher ist es, daß ein Register fehlt.

Ursula Langkau-Alex

- 3 Ursula Langkau-Alex, *Volksfront für Deutschland? Bd. 1: Vorgeschichte und Gründung des "Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront", 1933-1936*, Frankfurt/M. 1977, S. 41/42 und besonders Note 83.
- 4 Alain Lattard, *Die SAP im Pariser Exil. Mémoire de Maîtrise*. Université Paris III, Institut Allemand, 1975 (Masch.), S. 7.

Westdeutsche Arbeiterbewegung 1945-49. Kritik der kommunistischen Parteigeschichtsschreibung. Arbeiterparteien und Kapp-Putsch. Arbeitergeschichte in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit (= Reihe zur Geschichte der Arbeiterbewegung, H. 4). – Offenbach: Verlag 2000 1978. 83 S.

Die Publikation, die vom Sozialistischen Büro herausgegeben wird, soll dem "Geschichtsverlust der Linken" und der parteilich-instrumentellen Aneignung der eigenen Geschichte entgegenwirken. Das vorliegende Heft 4 umfaßt neben zwei Artikeln zu theoretisch-methodischen Problemen der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung, einen Beitrag zur zeitgenössischen Analyse des Kapp-Putsches seitens der Arbeiterparteien und Gewerkschaften und einen Erfahrungsbericht über eine Veranstaltungsreihe zur Geschichte der Arbeiterbewegung Südniedersachsens.

Hartmut Reese geht es in seinem einleitenden Aufsatz "Die westdeutsche Arbeiterbewegung 1945-49. Methodische und theoretische Probleme" (S. 1-26) um nichts Geringeres als "... ansatzweise den Zugang zu einer Revision . . ." der bisherigen Geschichtsschreibung zu eröffnen. (S. 20). Der Autor wird diesem hohen Anspruch allerdings nicht gerecht. In seiner Kritik der DDR-Geschichtsschreibung sowie bundesrepublikanischer Ansätze (S. 8ff), wiederholt er lediglich, was seit Jahren unter Sozialhistorikern Konsens ist, so etwa die Staatshörigkeit der parteikommunistischen Geschichtsschreibung oder die organisations- und ideengeschichtliche Borniertheit der meisten westdeutschen Arbeiten. Der konzeptionelle Teil gilt dem Versuch "... neue Ansatzpunkte für die historisch-soziologische Analyse und mögliche Arbeitsschwerpunkte zu skizzieren" (S. 20). Ausgehend vom "Bedingungs Zusammenhang zwischen Faschismus und Nachkriegssituation" (ebd.) verdeutlicht Reese, daß die Entwicklung der Arbeiterbewegung in den ersten Nachkriegsjahren unbegriffen bleiben muß, wenn die Auswirkungen des Faschismus auf die Lage und das Bewußtsein der Lohnabhängigen nicht verstärkt zum Gegenstand der historischen Forschung gemacht werden. Die bislang vorherrschende Reduktion auf die Untersuchung der "Reste der alten Organisationen im Widerstand und in der Emigration" greift zu kurz und suggeriert zudem eine Kontinuität, die das faschistische Zerstörungswerk samt seiner fatalen Konsequenzen verharmlost. (S. 21ff). Völlig unbefriedigend bleibt allerdings der Rückgriff auf die Theorie des "kapitalistischen Ausnahmestaates" (Nicos Poulantzas). Statt zu begründen, wieso diese als adäquater Bezugsrahmen für eine Analyse der Nachkriegsjahre dienen kann, beschränkt sich der Verf.

auf die fragwürdige Analogie, daß sowohl der faschistische Staat als auch die Politik der Besatzer "die konkrete Form der Krisenlösung für das deutsche Kapital" in der gleichen Gestalt des Ausnahmezustates war. (S. 22f.).

Detlev Peukerts Beitrag "Zur Sozialgeschichte der KPD" (S. 29-54) ist die erweiterte Fassung eines Referats für eine Tagung des "Arbeitskreises Westeuropäische Arbeiterbewegung" und gilt den Bedingungen und Chancen einer "kommunistischen Alternative für die BRD" (S.48). Sein "historischer Rückblick auf die Entwicklung des deutschen Kommunismus", der auf breiter Literaturrezeption basiert, soll helfen, die Voraussetzungen dafür zu klären. (ebd.). Für den Leser schlicht ärgerlich ist, daß er von diesen Erkenntnisinteressen und Zielsetzungen erst auf den letzten Seiten erfährt und deshalb bis dahin rätselt, wieso diese organisations- und ideengeschichtliche Arbeit als Beitrag zur "Sozialgeschichte der KPD" firmiert. Freilich ist trotzdem der These des Autors zuzustimmen, daß für eine "euro-marxistische Evolution in der BRD" (S. 48) die historisch-politische Analyse der Einheitsfront-, Volksfront- und Demokratiekonzeptionen der KPD-Entwicklung unerlässlich ist. Seine zweifellos kenntnisreiche Interpretation der Parteientwicklung dürfte dennoch für die kontrovers geführte politische Diskussion ergiebiger gewesen sein als sie es für den Fachwissenschaftler ist: In den wesentlichen Punkten orientiert sich der Verf. eng an vorliegenden Arbeiten (insbes. Peter Brandt); eigene neue Forschungsergebnisse über den antifaschistischen Widerstand der KPD erwähnt er nur beiläufig.

Das Interesse von Jürgen Kind "Zur Reflexion des Kapp-Putsches in zeitgenössischen Publikationen der Arbeiterparteien" (S. 55-70) gilt den Konsequenzen des Putsches für Politik und Ideologie der sozialistischen Arbeiterbewegung. (S. 55f). Die Relevanz dieser Fragestellung ist offensichtlich, dennoch vermag der Beitrag nicht zu überzeugen. In seiner Analyse wichtiger Parteiorgane (u.a. "Vorwärts", "Die Rote Fahne", "Freiheit") arbeitet er zwar bedeutsame Differenzen zwischen und innerhalb der Arbeiterparteien heraus – z.B. Parlamentarismusanalyse, Rolle der Reichswehr – verkürzt diese dann aber zu divergierenden Einschätzungen verschiedener Individuen, statt sie im Zusammenhang mit den realen Handlungsbedingungen und Fraktionierungen sowie der jeweiligen Parteitradition und -strategie zu diskutieren.

Der abschließende Erfahrungsbericht über die im Rahmen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit durchgeführte Veranstaltungsreihe zur "Geschichte der Arbeiterbewegung Südniedersachsens" (S. 71-80) fordert zwar auch zum Widerspruch heraus, so etwa die vereinfachende Gleichsetzung von früheren und heutigen Berufsverbotepraktiken, zugleich kommt ihm aber das Verdienst zu, aufzuzeigen, daß Vermittlungsarbeit, die an den Erfahrungen der Adressaten anknüpft, eine der wenigen Chancen darstellt, von "unten" geschriebene Geschichte nutzbar zu machen für eine auf Veränderung abzielende politische Praxis. – Insgesamt betrachtet, kann den Herausgebern die kritische Anmerkung nicht erspart bleiben, daß das Heft den selbst formulierten Ansprüchen nur bedingt gerecht wird.

Eugen Sinner

KASTENDIEK, Hella: Arbeitnehmer in der SPD. Herausbildung und Funktion der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen (AfA). – Berlin: Verlag Die Arbeitswelt 1978. 221 S.

Während sich die Arbeitsgemeinschaft der Jungsozialisten in der SPD bereits seit längerem eines starken, mittlerweile schon wieder abnehmenden wissenschaftlichen Interesses erfreuen kann, ist dies bei der Anfang der 70er Jahre gegründeten Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen (AfA) erst seit kurzem der Fall. In kritischer Auseinandersetzung mit den wenigen anderen, überwiegend unveröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten (u.a. Karl Bachsleitner, Zur Entwicklung und Funktion von Arbeitnehmerorganisationen in der SPD seit 1966/67, Examensarbeit, Universität Marburg 1975; sowie Arno Nickel, Die Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmer in der SPD, Diplomarbeit, Freie Universität Berlin 1975) kommt Hella Kastendiek zu dem Ergebnis, daß die AfA die Funktion habe, der Volkspartei SPD die traditionelle soziale Basis der Arbeiterpartei SPD zu erhalten (vgl. u.a. S. 9ff, und S. 68ff), nachdem diese Basis durch die Entwicklung der SPD zur Regierungspartei seit der Großen Koalition zusätzlich (S. 15ff und S. 75ff) gefährdet gewesen sei. Diese Funktion erfülle die Arbeitsgemeinschaft kaum dadurch, daß sie die Interessen der Arbeitnehmer in der SPD durchsetze (vgl. S. 148ff), sondern vor allem dadurch, daß sie für die Politik der SPD als Regierungspartei

unter den Arbeitnehmern werbe (vgl. u.a. S. 118ff). Sie steht damit in mancher Hinsicht in der Tradition der Betriebsgruppen und Sozialen Arbeitsgemeinschaften der SPD der 40er und 50er Jahre (S. 19ff), welche die damalige Politik der SPD in Gewerkschaft und Betrieb propagieren sollten. Sie setzt hingegen nicht die Tradition der im Jahre 1967 von Julius Lehlbach in Rheinland-Pfalz und Stephan Freiger in Hessen-Nord gegründeten Arbeitsgemeinschaften sozialdemokratischer Gewerkschafter fort, welche sich ausdrücklich die Durchsetzung der Interessen von Arbeitnehmern in der gerade in die Regierung der Großen Koalition eingetretenen SPD zum Ziel gesetzt hatten. Bei der Behandlung der Vorläufer der heutigen AfA seit Ende des Zweiten Weltkrieges (vgl. S. 19ff) gehören die Passagen, die sich mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaften sozialdemokratischer Gewerkschafter und deren Scheitern an eigener Schwäche (S. 59ff) und an der ablehnenden Haltung des Parteivorstandes der SPD (S. 52ff) beschäftigen, zu den interessantesten. Zudem sind sie quellenmäßig wesentlich besser abgesichert als die Darstellung der übrigen Vorläufer der AfA, die sich nahezu ausschließlich auf die Jahrbücher der SPD als primäre Quelle stützt. Selbst das Periodikum "Arbeit und Freiheit" fehlt völlig.

Der Vorstand der SPD beschränkte sich nicht darauf, die Arbeitsgemeinschaften sozialdemokratischer Gewerkschafter abzulehnen, sondern schuf seinerseits auf regionaler und nationaler Ebene – "Gewerkschaftsrat" der SPD (vgl. S. 64ff) – beratende und ernannte Gremien als eine Form, den "Widerspruch zwischen Systemfunktion und sozialer Basis der Partei" zu vermitteln (vgl. S. 116ff und S. 163). Wenige Jahre später initiierte er mit der AfA einen weiteren solchen Versuch (S. 163).

Zur personellen Basis (S. 14ff), organisatorischen Struktur (u.a. S. 92ff) und praktischen Politik (S. 125ff) der Arbeitsgemeinschaft, vor allem in den Jahren 1974/75, sowie zu deren Wahlkampfarbeit, Betriebszeitungsarbeit und Bildungsarbeit seit 1975 (S. 133ff) liefert Hella Kastendiek dann ausführliche, quellenmäßig gut belegte Informationen. Leider fehlt hier weitgehend Quellenmaterial lokaler und betrieblicher Provenienz. Auch wenn solche Materialien nicht unbedingt in einer auf die Nachzeichnung von Herausbildung und Funktion einer nationalen und "von oben nach unten" (vgl. S. 110ff) aufgebauten Arbeitsgemeinschaft abzielenden Publikation verarbeitet sein müssen, so stellten sie doch eine Bereicherung dar. Ferner vermißt man den Versuch einer Analyse der inneren Differenzierung der SPD. Weil dieser fehlt, greift erstens die Kritik an der von Karl Bachsleitner vorgenommenen Einordnung der AfA in diese real vorhandene Differenzierung (vgl. u.a. S. 16f.) zu kurz; zweitens berücksichtigt die Darstellung der Struktur der AfA und ihrer Abhängigkeit von der Partei (u.a. S. 92ff) zu wenig die Tatsache, daß – anders als Hella Kastendiek meint (vgl. u.a. S. 80ff und S. 92ff) – die für diese wie alle anderen Arbeitsgemeinschaften geltenden Regelungen in ihrer Form auch vom seit 1969 veränderten Standort der Arbeitsgemeinschaft der Jungsozialisten innerhalb dieser Differenzierung und der Reaktion des Vorstandes der SPD darauf geprägt sind. Diese Schwächen lassen sich aus dem Ansatz erklären, an die Analyse der SPD und ihrer Strukturen 'von außen' heranzugehen. Andererseits begünstigt ein derartiger Ansatz die Stärken der Arbeit, die neben der Klärung der Funktion der AfA vor allem in den Hinweisen auf deren Defizite, wie die zu schwache Vertretung ehrenamtlicher Gewerkschafter (vgl. S. 96ff), den im Vergleich mit den Arbeitsgemeinschaften der Jungsozialisten oder auch der Frauen geringen Grad erreichter Mobilisierung (vgl. S. 106) u.a.m., zu sehen sind. Aufgrund dieser Stärken wie auch der Schwächen ist die vorliegende Veröffentlichung ein nützlicher und zudem die weitere Analyse der Position von Arbeitnehmern in der SPD anregender Beitrag.

Hans Willi Weinzen

STEPHAN, Dieter: Jungsozialisten: Stabilisierung nach langer Krise? Theorie und Politik 1969-1979. Eine Bilanz. – Bonn-Bad Godesberg: Verlag Neue Gesellschaft 1979. 167 S.

Ausführliche Darstellungen der jüngeren Geschichte der Jungsozialisten in der SPD aus der Feder ihrer Aktivisten lagen bislang vor allem aus der Sicht von zwei der drei heute bei den Jungsozialisten vorherrschenden Strömungen gedruckt vor. Aus der Sicht der "Reformisten" berichtete bereits sehr frühzeitig Gert Börnsen (ders., Innerparteiliche Opposition. Jungsozialisten und SPD, Hamburg 1969) und aus der Sicht der "Stamokaps" später Christoph Butterwege (ders., Jungsozialisten und SPD. Die Widerspiegelung sozioökonomischer Entwick-

lungstendenzen im Verhältnis des sozialdemokratischen Jugendverbandes zu seiner 'Mutter-Partei', Hamburg 1975; vgl. hierzu auch meine Rezension in: IWK, Jg. 12 (1976), S. 418-420). Stephan behandelt nun in seinen historischen Passagen (S. 11-97) die Politik der Jungsozialisten auf nationaler Ebene in den Jahren 1969 bis etwa 1979 aus der Sicht der heutigen "Antirevisionisten", wobei er dazu tendiert (vgl. exemplarisch S. 79f.), gegenüber den "Stamokaps" vorhandenen Dissens und gegenüber den "Reformisten" mutmaßlichen Konsens zu akzentuieren. Vielleicht liegt es hieran, daß er im Eifer des Gefechts in seiner sehr materialreichen Arbeit zwar die "antirevisionistische" Zeitschrift "Sozialist" und die "reformistische" Zeitschrift "Sozialistische Praxis" auswertet, die den "Stamokaps" zuzurechnende "Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft, SPW." aber nicht, obwohl diese seit Oktober 1978 erscheint. Stephan bemüht sich ferner weitgehend zutreffend darum, "die Bedeutung der ökonomischen und politischen Entwicklung in der Bundesrepublik und der sich in diesem Zusammenhang verändernden Politik und Programmatik der SPD für die Arbeit der Jungsozialisten als einer organisatorischen und politisch unselbständigen Arbeitsgemeinschaft in der Mutterpartei herausarbeiten." (S. 8). Die Politik der SPD wird nur sehr zurückhaltend kritisiert (vgl. S. 13).

In seinen, gegenüber der ursprünglichen Fassung stark gekürzten (S. 9), empirischen Passagen (S. 98-120; sowie den Tabellen, S. 145-153) bietet Stephan wenige neue Resultate bei Verwendung etwas fragwürdiger Daten. Zu den Daten: Ende des Jahres 1977 hat er einige mittlere Funktionäre der Jungsozialisten in einem standardisierten Verfahren befragt. Fragwürdig erscheinen sowohl die Repräsentativität der fünf – aus zweiundzwanzig – ausgewählten Bezirke als auch die Richtigkeit der – teilweise sogar aus der Erinnerung – von den mittleren Funktionären geschätzten Daten. Ob eine derart unsichere Datenbasis geeignet ist, Veränderungen derart präzise, wie es Stephan mittels statistischer Verfahren versucht, zu ermitteln, kann bezweifelt werden. Zu den Resultaten: Einmal mehr stellt er die Überrepräsentation des fünfundzwanzigjährigen männlichen Akademikers fest (S. 104-112). Das ist nicht neu. Auch die Unterrepräsentation entsprechend jüngerer und älterer, weiblicher und nicht-akademischer Mitglieder bei den Jungsozialisten ist schon mehrfach festgestellt worden. Neu ist allenfalls der Nachweis des rapiden Rückgangs der Zahl aktiver Jungsozialisten aufgrund der wirtschaftlichen Krise und der politischen Reaktion der SPD darauf in den Jahren 1974 und 1975 (S. 99-104). – Weniger durch die abgedruckten empirischen Passagen als durch die bis in die jüngste Zeit reichende Darstellung der politischen Entwicklung der Jungsozialisten auf nationaler Ebene ist Stephans Arbeit interessant. Da diese Darstellung allzuoft entsprechend der Sicht der "Antirevisionisten" akzentuiert ist, kann sie eine Beschäftigung mit der, reichlich angegebenen (Literaturliste S. 157-167), Literatur kaum ersetzen.

Hans Willi Weinzen

BERS, Günter und Michael KLÖCKER: Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung im Kölner Raum. 1890-1895 (= Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden, Bd. 4). – Wentorf bei Hamburg: Einhorn-Press 1976. 563 S.

Durch eine Reihe von Umständen hat leider das hier zu besprechende Buch längere Zeit keinen Rezensenten gefunden; offensichtlich scheint dies dem Vertrieb nicht abträglich gewesen zu sein, denn die 1. Auflage ist laut Verlagsprogramm schon vergriffen. Unter diesen Umständen sei wenigstens im nachhinein auf diese Publikation von Bers/Klöcker, die zugleich die Gesamtreihe als Herausgeber betreuen, verwiesen. – Wie die vergleichbaren Bde der Gesamtreihe gliedert sich dieser Bd. in drei Teile. Der erste Teil (114 S.) führt kurz in die allgemeine Frühgeschichte der Arbeiterbewegung ein, beschreibt die Ausgangslage nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes und stellt die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Regierungsbezirk Köln für die Zeit von 1890 bis 1895 dar. Der zweite Teil (386 S.) dokumentiert als Quellen die Geheimberichte des Kölner Regierungspräsidenten an den Berliner Innenminister und an den Koblenzer Oberpräsidenten hinsichtlich des Stands und der Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung. Der dritte Teil (63 S.) umfaßt den Anhang mit Kurzbiographien führender Funktionäre und eine Reihe von hilfreichen Registern.

Im Kölner Regierungsbezirk, wo die katholische Bevölkerung mit einem Anteil von über 80% stark dominierte, vermochte sich die sozialdemokratische Arbeiterbewegung nur lang-

sam organisatorisch auszubreiten, wobei sich in der Stadt Köln selbst das eindeutige Zentrum der Organisation herausbildete. In Köln ergab sich in den frühen 1890er-Jahren ein "lockeres Mit-, Neben-, in der personellen Spitze offenbar weitgehendes Gegeneinander der verschiedenen Organisationsformen und -träger (S.*40). Vor dem Hintergrund der repräsentativen Vereinsgesetzgebung blieb auch im Kölner Parteiverein notgedrungen die Definition dessen, wer als Mitglied zu gelten habe, diffus und folgte damit den Vorgaben des Organisationsstatuts von Halle, wonach jeder, der sich zu den Grundsätzen des Parteiprogrammes bekenne und die Partei nach Kräften unterstütze, Mitglied sei. Von einer Beitragspflicht war hier nicht die Rede, und die Beitragsmoral der Mitglieder scheint nicht besonders hoch gewesen zu sein: So klagte auch der Kölner Kassierer, daß die Hälfte der Mitglieder wegen andauernder Beitragssäumigkeit eigentlich ausgeschlossen werden müßten, was dann auch für einen großen Teil der Säumigen erfolgte. Überhaupt glich die Kölner SPD eher einem Taubenschlag als einer halbwegs stabilisierten Parteioorganisation: Ohne Trend schwankte die Mitgliederzahl im Untersuchungszeitraum ca. zwischen 100 und 800 (die freien Gewerkschaften zählten Ende 1894 knapp über 1000). Während in Köln geborene Arbeiter nur eine Minorität innerhalb der Mitgliedschaft bildeten, waren offensichtlich die meisten Mitglieder ortsfremd und hochgradig mobil. Der Mobilität entspricht auch die relative "Jugendlichkeit" der Vereinsmitglieder, die sich i.d.R. aus handwerklich gelernten Berufen rekrutierten: 1891 war weit über die Hälfte der Mitglieder 30 Jahre und jünger und nur 2% älter als 40 Jahre. Auch die Vereinsführung blieb von Fluktuation/Mobilität nicht ausgeschlossen: sie rekrutierte sich weitgehend aus ortsfremden, handwerklich ausgebildeten Arbeitern, ihre personelle Besetzung veränderte sich fortwährend, selbst die Vereinsvorsitzenden wechselten in rascher Reihenfolge. Inwieweit die Dominanz ortsfremder Funktionäre sich teilweise auf eine bewußte Agitationsstrategie der zentralen Parteiführung zurückführen läßt, wie Bers/Klöcker vermuten, oder allein in der durch ökonomische und/oder politische Restriktionen erzwungenen Mobilität begründet ist, bleibt offen. Erst in der Mitte der 1890er-Jahre lassen sich immerhin Anzeichen einer allmählichen Stabilisierung der lokalen Führungsgruppe und einer langsamen Konsolidierung der Partei entdecken. Eine wichtige Rolle für diese Entwicklung spielte die "Rheinische Zeitung", die seit 1893 täglich erschien und deren Agitation erklärtermaßen den Interessen des in Köln besonders stark repräsentierten Kleinbürgertums "Konzessionen" machte.

Die Edition der Geheimberichte des Kölner Regierungspräsidenten kann selbstverständlich eine wissenschaftliche Darstellung der Kölner SPD-Geschichte nicht ersetzen. Diese Berichte lesen sich oft spannend und mit großem Gewinn und vermitteln eine Fülle von detaillierten Informationen über die sozialdemokratische Bewegung im Regierungsbezirk, wie sie aus keiner anderen verfügbaren Quelle gewonnen werden könnte. Daß diese Informationen durch die Perspektive der berichtenden staatlichen Obrigkeit vermittelt erscheinen, mindert die Bedeutung dieser Berichte keineswegs. Nur hätte es m.E. eines Minimums an quellenkritischen Anmerkungen bedurft, um die eventuell perspektivisch verzerrten oder auch unvollständigen Informationen zu korrigieren bzw. zu ergänzen, oder die Editoren hätten unterschiedliche Quellen (z.B. Berichte der "Rheinischen Zeitung") heranziehen können, um die Nachteile der sonst vorteilhaften „monolithischen“ Wiedergabe einer einzigen Quelle auszugleichen. — Insgesamt bleiben die Brauchbarkeit der Edition für Forschung und Lehre unbestritten und die noch ausstehende Darstellung der Geschichte der Kölner SPD zwischen 1890 und 1914 dringlich. Unter diesen Umständen bedauert man, daß Bers/Klöcker für den Kölner Raum nicht eine ähnliche Gesamtdarstellung versucht haben, wie sie Klöcker selbst für den Aachener Regierungsbezirk schon unternommen hat.

Wilhelm Heinz Schröder

DROBISCH, Klaus: Widerstand in Buchenwald. — Berlin/DDR 1978. Lizenzausgabe: Frankfurt/M.: Röderberg Verlag 1978. 173 S., 139 Abb.

KÜHN, Günter und Wolfgang WEBER: Stärker als die Wölfe. Ein Bericht über die illegale militärische Organisation im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald und den bewaffneten Aufstand. — Berlin/DDR: Militärverlag 1978. 324 S.

Beide Bücher haben den gleichen Gegenstand: Es geht um den Widerstand der Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald. Die thematische Beschränkung beider Arbeiten auf die

Widerstandsguppierungen bringt es mit sich, daß der Leser wenig über die allgemeine Lage der Häftlinge erfährt und sich die schwierigen Bedingungen, unter denen illegale Arbeit im Konzentrationslager geleistet werden mußte, oft hinzudenken muß, denn von dem großen Teil der Häftlinge, die dem Widerstand indifferent gegenüberstanden, ihn nur passiv unterstützten oder gar nicht von ihm wußten, ist kaum die Rede.

Drobisch beginnt mit einer kurzen Schilderung der Lagergründung und beschreibt dann die Herausbildung von Widerstandshandlungen, die von der Hilfe gegen körperliche Mißhandlungen, Nahrungsunterstützung bis zur Ausbildung einer international zusammengesetzten illegalen Organisation reichten, bei der die Verantwortung für die Planung und schließliche Durchführung der bewaffneten Erhebung gegen die SS zur Befreiung des Lagers im April 1945 lag. Drobisch schildert diese Stadien des Widerstandes nicht isoliert von der allgemeinen Entwicklung, die die Konzentrationslager durchmachten, sondern bezieht sich in kleinen Zwischenkapiteln immer wieder auf die wachsenden polizeilichen und ökonomischen Funktionen der Lager sowie die sich abzeichnende militärische Niederlage. Drobisch geht davon aus, daß das Parteiaktiv der deutschen Kommunisten in Buchenwald die aktivste Kraft des Widerstandes gewesen sei, aus der heraus sich die verschiedenen Formen der Widerstandshandlungen entwickelt und ausgebreitet hätten. Nichtkommunistische Gruppen werden nur selten erwähnt. Das Ausmaß der Sabotage überschätzt Drobisch, wenn er die geringe Arbeitsleistung der Häftlinge, die er nach einem Häftlingsbericht mit 40% veranschlagt, vor allem auf *bewußte* Langsamarbeit oder Produktionsstörungen zurückführt. Andere Lager mit einer weniger gut ausgebildeten Widerstandsorganisation hatten eine noch geringere Arbeitsproduktivität. Dies ist in erster Linie mit der körperlichen Schwäche der Häftlinge, Mißhandlungen am Arbeitsplatz und unzureichender maschineller Ausstattung zu erklären. Seine Darstellung ergänzt Drobisch durch zahlreiche Photographien, Zeichnungen und Abbildungen von Dokumenten, die seinen Text eindrucksvoll unterstreichen. — Kühn/Weber, deren Arbeit auf Forschungen zurückgeht, die sie als Soldaten der Nationalen Volksarmee für ihre Diplomarbeit unternommen haben, haben ihre Darstellung ganz auf die Vorbereitung und Durchführung des bewaffneten Aufstandes abgestellt. Sie sehen den Häftlingswiderstand daher vornehmlich in Kategorien, die die Vorbereitung einer militärischen Aktion beschreiben sollen. Die verschiedenen Stufen der Organisationsbildung, ausgehend von den deutschen kommunistischen Häftlingen, werden geschildert. Nur selten werden dabei die Schwierigkeiten, die oft unzureichenden Entscheidungsgrundlagen und das unorganisierte Elend im Lager sichtbar. So lösten z.B. die Kommunisten eine zentrale Frage der Organisationsbildung je nach eigener Stärke und Lagerbedingungen in den einzelnen Lagern unterschiedlich: Teils gliederten sie sich in Kleingruppen von nur wenigen, persönlich miteinander bekannten Mitgliedern, teils bauten sie eine nach ehemaligen Parteibezirken ausgerichtete Organisation auf. Unter welchem Druck solche Entscheidungen gefällt werden mußten, zeigen mitunter die zahlreichen Zitate ehemaliger Häftlinge (hervorzuheben sind die Beiträge von Walter Bartel). Sie machen die eigene Gefährdung und das schwierige Lavieren deutlich, nach außen hin die Ansprüche der SS erfüllen zu müssen und nach innen illegal gegen eben die SS arbeiten zu wollen. Gegenüber den Versuchen der Autoren, die Entwicklungsschritte des Widerstandes in Daten und Organisationseinheiten festzumachen, betonen insbesondere die Beiträge von Bartel stärker den Prozeß, in dem sich subjektive und objektive Faktoren entwickelten, bis überhaupt an ein bewaffnetes Vorgehen gegen die SS herangegangen werden konnte. Weber/Kühn übertragen zu leicht Kategorien aus der politischen Auseinandersetzung außerhalb konzentrationärer Bedingungen auf die Lager, so, wenn sie vom "umfassenden internationalen antifaschistischen Massenkampf", der "tausende antifaschistischer Häftlinge" umfaßt habe, sprechen. Der Widerstand konnte nur für, aber nicht um die Massen kämpfen. Denn er konnte sich in der Regel gar nicht an die Massen wenden. Die Bedingungen der Illegalität verboten dies. Es ging um die Gewinnung einzelner und es zeichnet das zähe und gefährliche Arbeiten der illegalen Kader hinreichend aus, wenn aus den einzelnen schließlich mehrere Hundert oder gar einige Tausend wurden — unter sechzig- oder achtzigtausend Häftlingen insgesamt. Die Autoren sprechen schließlich davon, daß Vorbereitung des Aufstandes und Befreiung ein "gesetzmäßiges" Ereignis gewesen seien. Ihr Bericht allerdings verdeutlicht hinreichend, daß es gerade die besonderen subjektiven Bedingungen in Buchenwald gewesen sind, die zur Ausbildung einer relativ starken, einflußreichen und internationalen Widerstandsorganisation geführt haben. Das Gesetz des Handels allerdings konnten die Häftlinge des Bu-

chenwalder Lagers der SS leider nicht aufzwingen – ihre Geschichte wäre sonst anders verlaufen.

Falk Pingel

STILLIG, Jürgen: **Die Russische Februarrevolution 1917 und die sozialistische Friedenspolitik** (= Dissertationen zur neueren Geschichte, Bd. 2). – Köln und Wien: Böhlau Verlag 1977. 331 S.

Stilligs Arbeit über die sog. Stockholmer Konferenz von 1917, eine Konferenz, die, wie bekannt, nicht zustande kam, ist hochwillkommen, da bisher noch keine befriedigende Untersuchung des vielschichtigen Komplexes "Stockholm" vorliegt. Aufbauend auf einer imponierenden Quellenbasis geht es dem Verf. in einem begrüßenswerten Ansatz um eine "Strukturanalyse", mit der die "funktionalen Zusammenhänge" und "Interaktionen" der vielfältigen Ereignis- und Entscheidungsebenen freigelegt werden sollen (vgl. S. 4f.). Die Darstellung konzentriert sich auf die Ententesozialdemokraten und in erster Linie auf Albert Thomas, den französischen sozialistischen Rüstungsminister, den der Verf. als "ein wichtiges Strukturmerkmal" bezeichnet (S. 11), womit wohl nur ganz einfach ausgedrückt werden soll, daß an Thomas, seiner Person, seiner Position und seinem Handeln (in Petrograd, Stockholm, Paris, London) die angedeutete Vielschichtigkeit und – als Ausgangspunkt erst im Schlußabschnitt formuliert – "die Bedingungen, Formen und Folgen der zwischen Partei- und Ministeramt hervorgerufenen Interferenzen" (S. 281) gut demonstriert werden können. – Gemessen an dem hohen Anspruch, den Stillig seiner Arbeit zuschreibt (vgl. S. 4f. und S. 298) und durch massive Urteile über die bisherige Forschung unterstreicht, müssen allerdings die erheblichen methodischen Mängel und die Lücken besonders kritisch hervorgehoben werden, wie überhaupt der Arbeit gelegentlich etwas weniger "Gelehrsamkeit" und etwas mehr Sorgfalt und Stringenz gutgetan hätten. Aus Platzgründen kann ich die Kritik leider nur kurz andeuten.

1. Der weitgefaßte Ansatz wird nicht systematisch und konkret entwickelt, so daß man etwa über "Strukturmerkmale" und eine mögliche Hierarchie von Erklärungsfaktoren letztlich im ungewissen bleibt. Leitend scheint vielmehr ein "realistischer" Ausgangspunkt zu sein, wonach ein Verständigungsfrieden als "aussichtslos" bezeichnet wird (S. VII), d.h. eine sozialistische Friedenskonferenz unter den vorgegebenen Bedingungen eine Unmöglichkeit war. Nur so kann ich mir die durchgehend negative Wertung der Befürworter des Konferenzgedankens erklären (vgl. etwa S. 44, S. 52, S. 67, S. 90, S. 165, S. 174, S. 216, S. 219, S. 240, S. 250, S. 271f., S. 276, S. 278, S. 281 und S. 289) und umgekehrt die positive Wertung der ablehnenden Haltung der Ententesozialdemokraten, denen "ein hohes Maß an politischer Vernunft" bescheinigt wird (S. 134, vgl. etwa S. 43, S. 90, S. 125, S. 133f. S. 185, S. 242, S. 281ff, S. 287ff und S. 291f.).

2. Stillig gelingt es nicht, sich von seinem "Helden" Thomas, dessen Nachlaß auch eine wichtige Quellengrundlage ausmacht, ganz zu lösen.¹ Werden Thomas' Schlüsselrolle sowohl in Petrograd als auch im Hinblick auf die alliierte Rußlandpolitik (Kap. 3 und 4) und anschließend sein Agieren gegen den "Störfaktor" Stockholm (S. 249) detailliert und instruktiv – und mit positiven Vorzeichen – dargestellt, so bleibt Stilligs eigener Hinweis auf Thomas' "reaktive Anpassungsfähigkeit" und die quellenkritischen Implikationen (Siehe S. 282) letztlich ohne Folgen. Erst in der Schlußbetrachtung wird kurz auf "ambivalente Bewertungen" (S. 296) hingewiesen. Stillig stellt dort auch fest, daß Thomas versucht habe, "sozialistische Vorstellungen" in die angestrebten Kriegsziele "der Alliierten einzubringen" (S. 282), womit die Stellungnahme zum Selbstbestimmungsrecht und zum Elsaß-Lothringen-Problem gemeint ist. Allerdings scheinen mir gerade in diesem Punkt Thomas' flexible Anpassung rus-

1 Eine gute Vergleichsmöglichkeit besteht neuerdings durch Heinrich Grossheim, Sozialisten in der Verantwortung. Die französischen Sozialisten und Gewerkschafter im ersten Weltkrieg 1914-17 (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 140), Bonn 1978. Diese Studie wurde zeitgleich mit Stilligs am gleichen Institut ausgearbeitet, ohne daß man sich gegenseitig abgesprochen, informiert und unterstützt hätte, ein bemerkenswerter Umstand, den Grossheim bedauert, während sich bei Stillig nicht einmal ein Hinweis auf die Arbeit des Institutskollegen findet.

sischen Forderungen gegenüber auf der einen und auf der anderen Seite sein taktisches Konzept, etwa durch Befürworten eines Plebiszits die MSPD von einer internationalen Konferenz auszuschließen bzw. sie dort zu isolieren, besonders deutlich hervorzugehen.

3. Die Hauptschwäche von Stilligs Arbeit ist die mangelhafte Quellenkritik, was sich auch keineswegs mit dem Anspruch, "einen Beitrag gegen Indoktrinationen" zu leisten (S. 4, vgl. S. 298), vereinbaren läßt. Anhand der Beurteilung von Hjalmar Branting und des Stockholmer Organisationskomitees soll dies hier beispielhaft, wenn auch leider nur andeutungsweise, gezeigt werden. Allgemein ist zunächst festzuhalten, daß sich Stillig auch in diesem Bereich weitgehend auf diplomatisches Material stützt, was bereits vom Quellentyp her in bestimmter Weise "gefilterte" Information bedeutet, die weder mit anderweitigen Quellen konfrontiert noch der notwendigen Tendenzkritik unterworfen wird. – Im Hinblick auf das Holländisch-skandinavische Komitee vertritt Stillig die These, daß "die mangelnde Einheitlichkeit", die "Parteinahme" und "die mangelnde Eigenständigkeit" des Komitees nicht nur dessen Friedentätigkeit belasteten und schwächten, sondern sogar "zum Scheitern" der Konferenzinitiative "verhalfen" (S. 9, S. 43f., S. 49f., S. 52, S. 213f., S. 216, S. 240, S. 272, S. 281 und S. 289). Er stützt sich dabei auf Äußerungen aus zweiter (dritter) Hand und vor allem auf ein prononciertes Urteil von Thomas (S. 216, vgl. S. 240), ohne daß er die Tätigkeit des Komitees, in dem es selbstverständlich unterschiedliche Auffassungen gegeben hat, und der einzelnen Komiteemitglieder überhaupt untersucht hätte. – Hjalmar Branting wird durchweg – und das ist eine mit großer Verve vertretene These – zugeschrieben, von Anfang an gegen das Konferenzvorhaben gewesen zu sein, und zwar aufgrund "verbindlicher Unterstützung des alliierten Standpunkts" (S. 47). Branting sei über die Konferenzeinladung der holländischen ISB-Sektion "irritiert und überrascht" gewesen (S. 50), eine Feststellung, die sich auf ein Telegramm von Thiébaud, dem französischen Gesandten in Stockholm, (bzw. Thomas) an das französische Außenministerium stützt, allein von dieser Tatsache her schon ein Dokument von zweifelhaftem Quellenwert. In diesem Zusammenhang werden auch Brantings Äußerungen im Skandinavischen Zusammenarbeitskomitee am 9.5.1917 falsch wiedergegeben bzw. interpretiert (S. 51, Anm. 112). Anderweitig ist auch von Brantings "Irritation" nichts bekannt (vgl. auch Branting im schwedischen "Social-Demokraten" vom 18.4.1917, S. 1; Briefkonzept Thorvald Staunings an Friedrich Ebert, 21.4.1917, in: ABA Kopenhagen, das Stillig offensichtlich übersehen hat). Im Gegenteil, Branting selbst hatte in Petrograd eine Konferenz angeregt, was Stillig zwar nennt, aber zugunsten "seiner" Quellen einfach beiseite schiebt. Er löst auch den Widerspruch neun Seiten später nicht auf, wo es richtig heißt – hingewiesen wird auf eine britische diplomatische Note, die sich eventuell auf jenen Zeitungskommentar bezieht –, daß Branting und Stauning "die Einberufung begrüßten" (S. 59). – Brantings Agieren wird als koordinierte Aktion mit Thiébaud und Thomas, mit einer wichtigen Vermittlerrolle von André Waltz, hingestellt (S. 44f.). Für so weitgehende Folgerungen erscheinen mir die vier französischen Telegramme (20.-29. April) nicht nur als eine recht mageren, sondern zugleich als eine höchst unsichere Quellengrundlage. Es werden nicht einmal Pläne und Wunschdenken auf französischer Seite (vgl. S. 45f. und S. 46, Anm. 95) ausgesondert, von einem Bezug zu Brantings konkretem Handeln, das nirgends untersucht wird, ganz zu schweigen. Auch der Hinweis auf die zeitgenössischen "kritischen Augenzeugen" für Brantings "Ententefreundlichkeit", die nicht geleugnet werden soll, auch wenn ich in diesem Punkt zur Vorsicht mahne, ist natürlich wertlos, was besonders die Nennung von Albert Südekum zeigt (S. 46, Anm. 93). Branting ist allerdings von Anbeginn um eine Konferenz mit Teilnehmern aus allen Lagern bemüht (vgl. z.B. seinen Kommentar im schwedischen "Social-Demokraten" vom 26.4.1917, S. 1). Vielleicht ist es diese Haltung, verbunden mit der bekannten Skepsis Brantings hinsichtlich der Realisierbarkeit der Konferenz (eine Haltung, die sich schon früher nachweisen läßt), die Stillig aufgrund seiner Abhängigkeit von der "gebrochenen" Information in den französischen Quellen mehrfach davon sprechen läßt, daß Branting für ein Scheitern eingetreten sei (siehe z.B. S. 46f., S. 48f., und S. 60). – Brantings Desinteresse an einer Konferenz soll sich nach Stillig ebenfalls darin geäußert haben, daß er im Gegensatz zu Troelstra und in Übereinstimmung mit den Ententesozialdemokraten nicht für eine Vollkonferenz, sondern für Separatkonferenzen eingetreten sei. (S. 46ff). Es scheint sogar, daß dies ein taktischer Zug gewesen sei, um die Konferenz überhaupt zu Fall zu bringen (vgl. S. 48, Anm. 104). An anderer Stelle allerdings wird dies umgekehrt als positives Konzept hingestellt (S. 213, Anm. 223). Als Beleg für diesen Konflikt Branting – Troelstra

führt Stillig erneut nur Diplomatentelegramme der Ententesseite an, die sich jedoch nicht immer genau auf dieses Problem beziehen. Ein Blick auf andere Quellen zeigt, daß Troelstra die organisatorische Form der Konferenz von Anfang an zumindest ein wenig offen ließ (vgl. sein Interview in "Het Volk" vom 19.4.1917 und im dänischen "Social-Demokraten" am 25.4.1917). Ganz konkret wird der Plan von separaten Verhandlungen dann von Thorvald Stauning formuliert, der auf diese Weise "ein Ergebnis, d.h. Einigkeit auf der Konferenz", sichern möchte, andernfalls sogar ein Ausfallen für "besser" hält (Schreiben an die Mitglieder des Skandinavischen Zusammenarbeitskomitees vom 26.4.). Dies stimmt auch mit dem geplanten Vorgehen im Vorschlag von Alexander Helphand (Parvus), der der Stauningschen Konferenzinitiative zugrunde liegt, überein, in einem Brief vom Ende März, den Stillig offenbar nicht kennt (dänische Übersetzung, ohne Datum, in ABA Kopenhagen). Bleibt noch eine gewisse Ungewißheit hinsichtlich Troelstras Reaktion auf sein offensichtlich wichtiges Gespräch mit Stauning, so wird zumindest die besondere Rolle Staunings deutlich (von ihm stammt dann auch der offizielle Vorschlag der Separatkonferenzen), die Stillig aufgrund seiner beschränkten Quellenauswahl völlig übersieht. Insgesamt ist das Bild also weitaus komplizierter und weniger eindeutig als der Verf. glauben machen will.

4. Lücken, zumal bei einem solch komplexen Thema, lassen sich kaum vermeiden; ihre Beurteilung fällt je nach dem Ausgangspunkt des Betrachters natürlich unterschiedlich aus. Bei Stilligs "realistischer" Sehweise überrascht es wohl nicht, daß die Rolle Lenins und die der konkurrierenden linken Oppositionsgruppen, sowohl innerhalb der SFIO und der Labour Party als auch der Zimmerwalder mit ihrem Stockholmer Konferenzprojekt, – unzulässig meiner Meinung nach – vernachlässigt werden, obwohl gerade letztere für den Initiator der Stockholmer Konferenz, Stauning, ein wichtiger zusätzlicher Anstoß zu energischerer Friedensaktivität waren. Schließlich stellt Stillig auch die Entstehungsgeschichte der Konferenz, die in der Literatur bisher noch nicht geklärt ist, aufgrund seiner schwachen These von Brantings Agieren und Lücken im Material nicht ganz überzeugend bzw. unzureichend dar (S.38-41). Richtig wird allerdings endlich auf die entscheidende Rolle von Stauning hingewiesen, wobei jedoch beispielsweise mit dem erwähnten Brief von Parvus ein m.E. wichtiger Faktor übersehen worden ist. – Stillig hat ein wichtiges Buch zur Geschichte der Internationale im Zweiten Weltkrieg geschrieben. Angesichts einer vielschichtigen Problematik legt er mehrere Ebenen der Konferenzbemühungen und das komplizierte Zusammenwirken gouvernementaler und sozialdemokratischer Interessen innerhalb der Friedenspolitik im Lager der Entente frei. Wer sich in Zukunft mit den Ereignissen des Jahres 1917 beschäftigt, muß sich auf Stilligs Darstellung, die in vielem eine Pionierarbeit ist, aber leider den eigenen Ansprüchen des Verf. nicht ganz gerecht wird, stützen. Allerdings empfiehlt sich zuerst eine kritische Überprüfung, nicht zuletzt in quellenkritischer Hinsicht.

Martin Grass

LORENZ, Einhart: Norwegische Arbeiterbewegung und Kommunistische Internationale 1919-1930. Untersuchung zur Politik der norwegischen Sektion der Kommunistischen Internationale. – Oslo: Pax Forlag 1978. 429 S.

Die Dissertation Lorenz' über die Zusammenarbeit zwischen der norwegischen Arbeiterbewegung und der Komintern schließt eine Lücke in der internationalen Forschung über die Geschichte der Arbeiterbewegung sowohl im Allgemeinen als auch im Besonderen. Im Allgemeinen insofern, als Lorenz' Herangehen – eine Darstellung, in der die Geschichte der nationalen Arbeiterbewegung den Ausgangspunkt bildet, die Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung jedoch einen fest integrierten Faktor darstellt – äußerst selten ist. Im Besonderen insofern, als die kleineren nationalen Arbeiterbewegungen – hier die norwegische – sozusagen niemals einer solchen Analyse unterworfen werden. Übersichtsdarstellungen der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung behandeln – wie Lorenz das für Norwegen zeigt – die kleineren Arbeiterbewegungen oft sehr stiefmütterlich, wenn nicht sogar direkt fehlerhaft. Umgekehrt beziehen die Darstellungen der nationalen Arbeiterbewegungen die Entwicklung der internationalen Arbeiterbewegungen selten in die Geschichte der nationalen ein, wenn das Problem überhaupt gesehen wird.

Lorenz' Darstellung wird von zwei kurzen Abschnitten über die geographische, kulturelle und wirtschaftliche Eigenart Norwegens und über das Entstehen der norwegischen Arbeiter-

bewegung und ihrer Entwicklung bis 1919 eingeleitet. Hier wird man über den Hintergrund des eigentlichen Anliegens der Arbeit informiert: nämlich der Tatsache, daß die norwegische Arbeiterbewegung sich – im Gegensatz zur allgemeinen Entwicklung – en masse der Komintern in ihrer Gründungsperiode anschloß, die Komintern dann aber nach und nach in der norwegischen Arbeiterbewegung an Boden verlor. Dieser Prozeß wird chronologisch dargestellt in den Zeitabschnitten 1919-1923, in der die Norwegische Arbeiterpartei (DNA) KI-Mitglied war, 1923-1928, wo die Kommunistische Partei Norwegens (NKP) gebildet wurde und sich im Gegensatz zur DNA zu einer eigentlichen kommunistischen Partei entwickelte und im Zeitraum 1928-1930, in dem die NKP zu einer Sekte degenerierte.

Lorenz analysiert detailliert die interne Entwicklung in der norwegischen Arbeiterbewegung, hält aber die weitere Perspektive durch. Die Radikalisierung der norwegischen Arbeiterbewegung wird an Hand von älteren und neueren Erklärungsversuchen diskutiert. Wesentlich für den Radikalisierungsprozeß war die dezentrale Struktur der norwegischen Arbeiterbewegung. Darin ist ein wichtiger Grund für den späteren Bruch mit der KI zu sehen. Im Gegensatz zwischen dem Zentralismus der KI und dem Föderalismus des Tranmæl-Flügels in der DNA manifestierte sich ein Teil der beiderseitig enttäuschten Erwartungen, die das Verhältnis zwischen der DNA und der KI charakterisierten. Die DNA konnte in ihrer Gesamtheit nicht den Zentralismus der 21 Thesen akzeptieren, während sich die KI nicht in der Lage sah, den Kompromißvorschlag der DNA anzunehmen, wonach diese den Status einer sympathisierenden Organisation haben sollte. Nach der Parteispaltung 1923 versuchte die DNA, in den folgenden Jahren einen selbständigen politischen Kurs im internationalen Zusammenhang zu entwickeln – unabhängig von der KI und der SAI. Die hiermit verbundenen Probleme und der spätere Anschluß der DNA an die SAI zeigen, daß es in der Zwischenkriegszeit für eine Massenpartei nicht möglich war, eine Position außerhalb der beiden dominierenden Richtungen der Arbeiterbewegung einzunehmen. Gleichzeitig wird deutlich, daß der relativ bedeutende Masseneinfluß der NKP unmittelbar nach der Spaltung mit verhinderte, daß die DNA sich sofort der offen reformistischen SAI anschloß. – In dem Prozeß, in dem die NKP sich von einer Partei zu einer Sekte entwickelte, untersucht Lorenz detailliert die Versuche der Partei, den wechselnden KI-Kurs in einem norwegischen Kontext zu verwirklichen. Er analysiert, wie der Linkskurs der KI ab 1928 die NKP entscheidend in die Isolation trieb.

Lorenz behandelt nicht nur die Geschichte der norwegischen KI-Sektion, sondern die gesamte norwegische Arbeiterbewegung einschließlich der Gewerkschaftsbewegung. Hier hätte man sich jedoch wünschen können, daß das Thema "Arbeiderskandinavismus" eingehender dargestellt worden wäre. Der Arbeiderskandinavismus funktionierte in mancher Hinsicht als Vermittler des Internationalismus der skandinavischen Arbeiterbewegungen – besonders der Gewerkschaften. Lorenz berührt kurz die Skandinavische Parteiföderation der kommunistischen Parteien. Aber eine genauere Analyse der Stellung der norwegischen Gewerkschaftsbewegung in und zu der seit 1886 bestehenden skandinavischen Zusammenarbeit wäre interessant gewesen – auch weil der Arbeiderskandinavismus außerhalb Skandinaviens nur wenig bekannt ist. – Die Arbeit schließt ab mit einem Kapitel, das Materialien zur Organisation und Soziologie der NKP und einen biographischen Anhang über die wichtigsten Personen enthält. Insgesamt liegt mit Lorenz' Darstellung eine solide Analyse vor, in welcher die Einzelheiten nicht die großen Linien verdecken. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß Lorenz noch eine Sammlung "Dokumente und Bibliographie zum Verhältnis Norwegische Arbeiterbewegung – Kommunistische Internationale" (Kiel 1979) zusammengestellt hat, die außer der ausgewählten Bibliographie, die die "norwegischen Beiträge" in den Komintern-Veröffentlichungen umfaßt, 16 wichtige, z.T. bisher unveröffentlichte Texte enthält. Sie kann bei E. Lorenz, Fossilveien 11 (Malmøya), Oslo 1, Norwegen bestellt werden.

Søren Federspiel

TECKENBERG, Wolfgang: **Die soziale Struktur der sowjetischen Arbeiterklasse im internationalen Vergleich. Auf dem Weg zur industrialisierten Ständegesellschaft?** – München und Wien: R. Oldenbourg 1977. 228 S.

Im Vorwort zu Teckenbergs Untersuchung stellt Erwin K. Scheuch die Frage nach dem Charakter der sogen. sozialistischen Länder im allgemeinen und Rußlands im besonderen. Seiner und auch Teckenbergs Ansicht nach muß die Antwort durch die Sozialforschung ge-

funden werden. Die einst verpönte Wissenschaft der Soziologie hat inzwischen auch in Rußland und damit in den weiteren „sozialistischen“ Ländern festen Fuß gefaßt und Teckenbergs Schrift bezieht sich auf die „bisher systematischste und umfassendste Aufschließung der empirischen Forschungen, die von sowjetischen Sozialwissenschaftlern in der UdSSR durchgeführt wurden.“

Der theoretische Rahmen Teckenbergs ist der der Industriesoziologie; schon deshalb weil – verständlicherweise – das Forschungsinteresse der sowjetischen Soziologen „keine nennenswerten Einblicke in die Struktur und die Einflußmöglichkeiten der Oberschichten“ bietet. Eliten und Landarbeiter bleiben so außerhalb der Betrachtung. Die Beschränkung auf die Industrie kommt der unhistorischen Betrachtungsweise der Soziologie entgegen, da damit die Unterschiede in „sozialistischen“ und „kapitalistischen“ Gesellschaften „nicht so groß sind, daß ein Vergleich der Systeme völlig ausgeschlossen werden muß.“ Allerdings ist für Teckenberg der Begriff Industriegesellschaft nicht ausreichend, um die Unterschiede der Systeme zu überbrücken. Doch überläßt er es seinen Lesern, ob hier von einer Konvergenz der Systeme gesprochen werden kann, oder ob es sich hier, wie in der Auffassung von Scheuch, um einen eigenständigen Typ von Gesellschaftssystem handelt.

Da die Produktionsmittel in der UdSSR nicht vergesellschaftet sondern nur verstaatlicht sind, hängt nach Teckenberg „die Teilhaberchance an den materiellen Ressourcen von der Stellung der Produzenten im Beschäftigungssystem ab.“ Damit wird das unter den „marktähnlichen Tauschbedingungen“ scheinbar geltende Prinzip „jedem nach seiner Leistung“ problematisch, da es sowohl der Lohnfindung als auch der Legitimierung der aktuell herrschenden Ungleichheit zu dienen hat. In ihren unterschiedlichen Lebenslagen sind die „sozialen Gruppen in der UdSSR quasi ständisch informell organisiert und relativ abgekoppelt von der [...] eher feudalen Elite, für die die Fusion von Verfügungsgewalt über staatliches Eigentum und politischer Macht charakteristisch ist.“ Kurzum, die soziale Lage der Arbeiter in den „sozialistischen“ Systemen unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der in den kapitalistischen Ländern.

Teckenbergs detaillierte Nachweise der schon seit langem offensichtlichen Ungleichheiten in der Produktion und Verteilung gewinnen ihre Bedeutung durch die dokumentierten Bestätigungen und Interpretationen, wie sie in der diesbezüglichen sowjetischen Literatur zu finden sind. Danach unterscheidet sich das leistungsorientierte sozialistische Prinzip nicht vom Konkurrenzmotiv der kapitalistischen Gesellschaft, das angeblich ebenfalls jedem die gleichen Chancen des gesellschaftlichen Aufstiegs bietet. Die Notwendigkeit der Ungleichheit bezieht sich scheinbar auf die Knappheit hoch bewerteter Güter, die erst in einer Überflußgesellschaft beseitigt werden kann, welche jedoch wieder die vorherrschende Ungleichheit zur Voraussetzung hat. In Wirklichkeit schließt die Existenz der Klassenunterschiede die Reproduktion der gegebenen gesellschaftlichen Beziehungen in sich ein und damit auch die sich ausschließlich auf die arbeitende Bevölkerung beziehende „Knappheit.“ Da man jedoch das Problem der Beziehung zu den Produktionsmitteln in den „sozialistischen“ Ländern als gelöst betrachtet und für das ausreichende Merkmal der sozialistischen Gesellschaft hält, werden die heutigen staatskapitalistischen Systeme als „realer Sozialismus“ bezeichnet, der keiner weiteren wesentlichen Änderung bedarf. Er wird nicht mehr als Übergangsstadium vom Kapitalismus zum Sozialismus interpretiert, sondern repräsentiert die bereits fertige neue Gesellschaftsformation als Alternative zur privatkapitalistischen Produktion. Das zentralisierte Planwirtschaftssystem bedarf jedoch sozialwissenschaftlicher Informationen, nicht nur mit Bezug auf ökonomische Prozesse, sondern auch mit Berücksichtigung der ihnen unterliegenden sozialen Beziehungen. So dient die Sozialforschung in den RGW-Ländern den gleichen Zwecken, die sie in den kapitalistischen Ländern zu erfüllen hat, nämlich der Bloßlegung des sich aus den Klassenverhältnissen ergebenden Konfliktpotentials und der Ermittlung entsprechender Verhütungsmaßnahmen. Die Ergebnisse der „sozialistischen“ Sozialforschung im Rahmen der ihr entgegenstehenden Beschränkungen werden von Teckenberg, wenn auch in der unleidlichen Fachsprache der Soziologen, vorgetragen. Man gewinnt ein klares Bild über die soziale Gliederung der Bevölkerung, die „wissenschaftliche Organisation der Arbeit“, d.h. die Suche nach dauernder Erhöhung der Arbeitsproduktivität, die Statusunterschiede und deren Konsistenz innerhalb der Arbeiterklasse, den Arbeitsmarkt und seine Modifikationen, die Lohnstruktur und alle weiteren Momente, die in den Bereich der Sozialforschung fallen. Das vorgetragene empirische Material wie auch die eindrucksvolle Literaturkenntnis Tecken-

bergs geben seiner Arbeit eine Bedeutung, die sie mehr als empfehlenswert macht. Zusammenfassend hält Teckenberg die Autoritätsbeziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse in Ost und West für ähnlich und vergleichbar. Seiner Ansicht nach bedarf die Zweiklassenanalyse jedoch der „spezifisch ständischen Gliederung der Erwerbstätigen.“ Die Verschiedenheiten der Interessenlage der Arbeiter partikularisieren die Arbeiterklasse. Die sich in den „sozialistischen“ Ländern herausbildende Ständegesellschaft vermindert die Möglichkeiten von Klassenkonflikten, die demzufolge als recht gering eingeschätzt werden müssen. Auch in dieser Beziehung unterscheidet sich die gesellschaftliche Situation in den „sozialistischen“ nicht von der in den kapitalistischen Ländern. Allerdings ist das nur ein Gegenwartsbild. Aber die Geschichte ist voller Überraschungen.

Paul Mattick

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

LÜTCKE, Klaus-Peter (Bearb.): **Dokumentation zur Organisationsgeschichte des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes** (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867-1914, Beih. II. 2.12). – Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1978. 148 S.

Dieser Dokumentationsbd. enthält eine Chronik und – darin eingeordnet – eine Sammlung der Statuten von der „Internationalen Metallarbeiterschaft“ des Jahres 1869 bis zum Statut des „Deutschen Metallarbeiter-Verbandes“ mit den letzten Änderungen aus dem Jahre 1913. Am Ende steht der Beschluß der außerordentlichen Generalversammlung vom August 1913, die sich gegen den Werftarbeiterstreik aussprach. – Die Aussagefähigkeit von Organisationsstatuten ist begrenzt. In ihnen spiegelt sich eher die Entwicklung des Vereins- und Koalitionsrechts, dem die Organisationen unterworfen waren, als die autonome Meinungs- und Willensbildung der Gewerkschaften. Typisch ist dafür die stereotype Zweckbestimmung, zu der es 1869 hieß: „Gegenseitige Wahrung der Ehre und der geistigen und materiellen Interessen der Gewerksossen“. (S. 14). Die entsprechende Formulierung in dem 1913 gültigen Statut lautete: „Die Ehre sowie die materiellen und geistigen Interessen der Mitglieder nach Maßgabe des § 152 der Gewerbeordnung zu wahren und zu fördern“. (S. 91). – Aufschlußreicher sind die wechselnden Vorschriften über Kampfmittel und Streikregelungen, über Beitritte, Beiträge und Pflichten der Mitglieder, über den Aufbau der Organisation und Unterstützungen. Aus der Entwicklung der Statuten läßt sich schwerlich eine Organisationsgeschichte ableiten, aber der Historiker der Arbeiterbewegung tut gut daran, die jeweils gültigen Statuten zur Interpretation der diversen Konflikte innerer und äußerer Herkunft heranzuziehen. Die vorliegende Sammlung bietet dazu ein gutes Hilfsmittel.

Gerhard Beier

BERLIN, Jörg (Hrsg.): **Die deutsche Revolution 1918/19. Quellen und Dokumente** (= Kleine Bibliothek, Bd. 136). – Köln: Pahl-Rugenstein 1979. 384 S.

Der Bd. beschäftigt sich in seinem ersten Drittel mit den Fragenkreisen: Arbeiterbewegung und Krieg sowie der Vorgeschichte der Revolution, da nach Auffassung des Hrsg. „die Kenntnis der Ursachen von Ereignissen wesentlich zu ihrem Verständnis“ ist (S. 9). Dagegen verzichtet der Hrsg. auf eine Dokumentation der Zeit nach dem Frühjahr 1919, da zu diesem Zeitpunkt die eigentlichen Machtfragen bereits entschieden gewesen seien (S. 9f.). Dies scheint im Rahmen eines solchen Vorhabens nicht unproblematisch, da so Funktion, Stellung und Selbstverständnis der Räte im Lichte ihrer praktischen Arbeit unberücksichtigt bleiben und auf Proklamationen reduziert werden. Das Scheitern der Bewegung wie der gesamten Revolution wird so wieder stark auf das „Versagen“ einzelner Personen oder Gruppen zurückgeleitet, obwohl gerade die Dokumentation der Vorgeschichte, die durchaus über den engeren Bereich der Arbeiterbewegung hinausgreift, Ansätze zu weitergehenden Fragestellungen nahegelegt hätte. Die Anordnung einzelner Dokumente sowie die nicht immer unproblematische Verwendung zeitgenössischer parteipolitischer Polemik als Analyse der Motive und Handlungen der seinerzeitigen Kontrahenten unterstützen dies. Die sehr knappen Einleitungen des Hrsg. zu den drei Abschnitten können dies nicht ohne weiteres ausgleichen. – Insgesamt be-

ruht die Dokumentation weitgehend auf bereits gedrucktem Material, so daß sie teilweise den Charakter eines historischen Lesebuchs annimmt. Die eingestreuten Archivalien, die sich auf den nordwestdeutschen Raum konzentrieren, kommen so kaum zur Geltung. Eine kritische Edition der wiederholt zitierten Protokollbücher der SPD-Ortsvereine Geestemünd und Delmenhorst wäre sicherlich wissenschaftlich ertragreicher gewesen.

Gunther Mai

DOHM, Hedwig: **Emanzipation**. Vorwort von Renate Bookhagen. Nachwort von Berta Rahm (Reprint der Ausgabe Berlin 1874). – Zürich: Ala Verlag 1977. 242 S.

“Deutsche Männer kümmern sich in der Regel um das, was Frauen tun und denken nur einmal in ihrem Leben, in ihrer Jugend nämlich, wenn sie verliebt sind – welche Seelenstimmung nicht einmal zur Kenntnis dieses einen weiblichen Exemplars beizutragen pflegt. Und nun vollends ein deutscher Universitätsprofessor, der immer lernen muß, wo soll der Zeit und Lust zu dergleichen Betrachtungen hernehmen?” (S. 82f.). Hedwig Dohm (20.9.1832-1.6.1919), die streitbar und witzig die “völlige Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiet der Wissenschaft, in Bezug auf Bildungsmittel und Verwertung der erworbenen Kenntnisse” (S. 186) forderte, wuchs als 11. von 18 Kindern der Fabrikantenfamilie Schleh an der Friedrichstraße in Berlin auf. Wie allen Mädchen der damaligen Zeit war auch ihr eine Universitätsausbildung verschlossen, so daß sie erst durch die Ehe mit dem Schriftsteller und Redakteur Ernst Dohm Zugang zu liberalen Kreisen und Möglichkeiten für eigene publizistische Betätigung fand, nachdem sie vier Töchter und einen früh verstorbenen Sohn aufgezogen hatte. Obwohl eine ihrer Enkelinnen, Katja Pringsheim, die Gattin Thomas Manns wurde, erinnert sich heute kaum jemand an ihren Namen. Umso wichtiger ist diese Berta Rahm und Renate Bookhagen zu verdankende Neuausgabe ihrer (leider) immer noch aktuellen Schrift, die der Verlag in einer sorgfältigen und ansprechenden Edition zusammen mit Artikeln und Auszügen aus Schriften von Hedwig Dohm und über sie (S. 197-234) herausgegeben hat.

Ursula Nienhaus

DOHM, Hedwig: **Was die Pastoren denken**. Vorwort von Berta Rahm (Aktualisierter Reprint der Ausgabe Berlin 1872). – Zurück: Ala Verlag 1977. 96 S.

Was die Pastoren denken, findet sich augenblicklich in der jüngsten EKD-Denkschrift bzw. in katholischen Kanzelerklärungen zum § 218 gut 100 Jahre nach Dohms mutiger Schrift, in einer Zeit erneut wachsender Erwerbslosigkeit, in wörtlicher Übereinstimmung mit Formulierungen, die schon ihre spitze Feder als “Abgeschmacktheit” (S. 11) kritisierte. Ihre Anklage ist wohl auch deshalb so aktuell geblieben, weil – daran erinnert Berta Rahm im Vorwort (S. 8) – es schon damals nur wenige Verleger, Buchhändler, Käufer und Bibliotheken wagten, solch “ketzerische” Bücher zu erwerben und der Lektüre praktische Taten folgen zu lassen.

Ursula Nienhaus

ROSENBERG, Ludwig und Bernhard TACKE: **Der Weg zur Einheitsgewerkschaft**. Hrsg. vom DBG-Bundesvorstand. – Düsseldorf: o.J. (1978). 94 S.

Die Autoren waren Vorsitzende bzw. stellvertretende Vorsitzende des DGB, deren gewerkschaftliche Praxis bis in die Jahre der Richtungs- und Berufsgewerkschaften vor 1933 zurückreicht. Tacke gehörte zu den christlichen Textilarbeitern, Rosenberg zu den Hirsch-Duncker-schen Angestellten, war aber zugleich Sozialdemokrat. Im gemeinsamen Zeugnis dieser beiden Gewerkschaftsführer über die Entstehung der Einheitsgewerkschaft liegt die Bedeutung dieser kleinen Schrift, die von Heinz Oskar Vetter und Maria Weber mit einem Vorwort versehen wurde. – Der Text geht bis in die Gründungsjahre der Gewerkschaftsbewegung im 19. Jahrhundert zurück und führt durch die Geschichte bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, wo der Schwerpunkt der Darstellung liegt. Zusammenfassend meinen Rosenberg und Tacke: “Das Bekenntnis zur Einheitsgewerkschaft kann sich natürlich nicht darin erschöpfen, die Fehler der Vergangenheit und ihre Folgen aufzuzeigen und daraus die Lehre

zu ziehen, daß Zersplitterung Schwäche, Spaltung und Gefahr bedeuten. Wer die Einheitsgewerkschaft wirklich ernsthaft will, muß mehr tun als sie beschwören, [. . .] nämlich die Überzeugung aufgeben, allein im Besitz der einzigen Wahrheit zu sein." (S. 58).

Gerhard Beier

JÜHE, Reinhard: **Einheitsgewerkschaft in Gefahr. Einheit oder Pluralismus?** – Köln: Deutscher Instituts-Verlag 1979. 76 S.

Der Autor dieser kleinen Schrift ist Leiter des Referats "Gewerkschaftsfragen und empirische Sozialforschung" im Institut der deutschen Wirtschaft in Köln. Er vertritt gegenüber der Einheitsgewerkschaft einen aufgeklärten Unternehmerstandpunkt, indem er zu dem Schluß kommt: "Eine Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung in mehrere miteinander konkurrierende Organisationen kann für niemanden von Nutzen sein. Die Vorteile, die die Einheitsgewerkschaft nicht nur für die Arbeitnehmer, sondern für die Gesellschaft insgesamt mit sich gebracht hat, können und dürfen nicht übersehen werden." (S. 61). Jühe sieht die Einheitsgewerkschaft weder durch die CSU noch durch Arbeitgeberverbände oder Ansätze "gelber" Gewerkschaften, sondern nur durch eine zu starke Anlehnung an die Sozialdemokratie gefährdet. Insofern zeigt er nur einen Ausschnitt der Problematik aus der Interessenlage seines Instituts heraus. Für die Wissenschaft wäre eine selbstkritische Darstellung der verschiedenen Positionen im Arbeitgeberlager – einschließlich Aussperrungspraxis – aufschlußreicher. Historiker der Arbeiterbewegung mögen aus der Schrift gleichwohl Nutzen ziehen, weil sie aktuelle Aspekte einer historischen Fragestellung erschließt.

Gerhard Beier

MACDONALD, Stephen Charles: **The Political, Economic, and Cultural Consequences of German Revolution of 1918 in the Kassel District.** – Phil. Diss. University of Virginia 1977. IX, 350 S. Zu beziehen durch: University Microfilms International.

Diese US-Dissertation untersucht in 6 Kapiteln die Arbeiter- und Soldatenräte; die Bauern- und Landarbeiterräte; die Frage der personellen Kontinuität von Staats- und Wahlbeamten in Regierungsbezirk, Landkreisen und Kommunen; die Durchführung und Auswirkungen der Landreform; die Schulreform und die Rückwirkungen der Revolution im kulturellen Bereich an Hand der Theater- und Filmproduktionen sowie der sogen. Tanzwut in dieser Zeit. Die Arbeit beruht auf der Auswertung mehrerer lokaler Zeitungen und reichhaltigem Archivmaterial, wobei jedoch letzteres nur herangezogen wird, soweit es aus dem Staatsarchiv Marburg/L. stammt. Das beeinträchtigt vor allem den Wert des ersten Kapitels über den Arbeiter- und Soldatenrat, da hier gerade für Kassel ausführliches Material in anderen Archiven vorliegt. Zudem wurden bereits erschienene Studien zur Revolution in Hanau und Fulda nicht berücksichtigt. Inhaltlich und z.T. methodisch interessanter erscheinen die übrigen Kapitel, die – jeweils ausgehend von der allgemeinen Entwicklung im Reich und in Preußen – detaillierte und exemplarische Analysen auf regionaler und lokaler Ebene bieten. – Der Verf. wertet abschließend die vorsichtige reformistische Politik der MSPD in der Novemberrevolution als relativ erfolgreich. Da die "Errungenschaften" der Revolution weit über das hinausgingen, was die SPD sich noch Mitte 1918 erhoffen konnte, sei die Partei zu einer – im ursprünglichen Sinne des Wortes – "konservativen" Partei geworden, die in ihrem ängstlichen Pragmatismus eher geneigt gewesen sei, der "öffentlichen Meinung" zu folgen als dieser ihren Stempel aufzudrücken.

Es handelt sich insgesamt um eine interessante und wichtige Studie, die Verlauf, Erscheinungsbild und Auswirkungen der Revolution in einem zugleich industrialisierten und agrarisch geprägten Raum auf den verschiedensten Ebenen im politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmen untersucht. Trotz gewisser Einschränkungen (der gewerblich-industrielle Bereich wurde z.B. gar nicht berücksichtigt) und Vorbehalte (hinsichtlich der Heranziehung der verfügbaren Literatur und Archivalien) ist es bedauerlich, daß die Arbeit nur an sehr entlegener Stelle publiziert wurde.

Gunther Mai

BERICHTIGUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Gründung eines Trotzismus-Archivs in Mannheim

Zur Zeit wird von unserem Beiratsmitglied, Prof. Dr. Hermann Weber, Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte II an der Universität Mannheim, D 6800 Mannheim A 5, ein Trotzismus-Archiv eingerichtet. In der Gründungsmitteilung heißt es: "Dieses Archiv soll eine Sammelstelle der Zeitschriften, Kopien, Mikrofilme, Broschüren und Nachlässe, auch Buchsammlungen sein. Es soll in erster Linie als Informationsspeicher für wissenschaftliche Untersuchungen dienen, die der Aufarbeitung der Geschichte der trotzkistischen Bewegung (Linke Opposition, Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Vierte Internationale, Nachkriegszeit) im Rahmen der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung gewidmet sind. Es wird angestrebt, eine vollständige Sammlung entsprechender Untersuchungen dort zu konzentrieren.

Die Grundlagen für dieses Archiv sind bei dem o.a. Lehrstuhl in Mannheim geschaffen worden. Damit das Archiv seinen Aufgaben gerecht werden kann, ist es notwendig, folgende Aufgaben in Angriff zu nehmen:

- Beschaffung und Archivierung aller Zeitschriften und Druckerzeugnisse der sich auf den Trotzismus berufenden Organisationen,
- weiterhin aller Primär- und Sekundärliteratur zu Trotzki und dem Trotzismus (einschließlich antitrotzkistischer Veröffentlichungen),
- aller zu diesem Themenbereich relevanten Dokumente, Nachlässe usw.

Diese Sammlung soll in erster Linie den deutschsprachigen Raum abdecken, unter Berücksichtigung der internationalen trotzkistischen Bewegung. Zur Verwirklichung dieses Vorhabens wenden wir uns an alle, die in der Lage sind, dieses Projekt zu unterstützen:

- Alle Personen, die Material zur trotzkistischen Bewegung besitzen, bitten wir, uns dies zur Verfügung zu stellen.
- Alle Organisationen und Herausgeber von Zeitschriften, die sich auf den Trotzismus berufen, bitten wir um Zusendung ihrer Veröffentlichungen, auch aus den zurückliegenden Jahren.
- Alle Einzelpersonen und Archive, die auf verwandten Gebieten arbeiten, fordern wir zur Zusammenarbeit und zum Informationsaustausch auf.

Darüber hinaus ist das Archiv auf die finanzielle Förderung durch alle an der Geschichte der Arbeiterbewegung Interessierten angewiesen. Spenden erbeten auf das Konto BfG Frankfurt/M. Nr. 1 250 629 Trotzismus-Archiv." Die Gründungsmitteilung ist unterzeichnet von Prof. Dr. Hermann Weber (Mannheim), Prof. Dr. Helmut Fleischer (T.H. Darmstadt), Prof. Dr. Helmut Dahmer (T.H. Darmstadt), Wolfgang Alles und Rudolf Segall.

Die Redaktion

Zu Gerhard Beiers Rezension von: Ignazio Silone: Der Faschismus. Mit einem Nachwort von Christian Riechers. Vom Autor genehmigter Reprint der Erstausgabe 1934, Frankfurt/M. 1978, in: IWK, Jg. 15 (1979), H. 3, S. 507f.

Ein 1934 erschienenenes, längst vergriffenes Buch wird 1978 im Reprint wieder auf den Markt gebracht: Ignazio Silones "Faschismus". Ein Rezensent, Gerhard Beier, begrüßt ausführlich dieses Unternehmen, im letzten Drittel seines Textes kritisiert er mich, Herausgeber und Nachwortverfasser. Beier mehr Zeilen widmen zu müssen als er mir, mißfällt mir schon. Allein die zunehmende Verwirrung politischer Umgangsformen in unserer Republik hat mich zu einer Replik bewogen.

Zu Beiers Fachkritik nur wenig. Wo er sich kritisch zu meinem Editionsverfahren äußert, wiederholt er nur meine Worte. Nur ein Schelm gibt mehr als er hat. Vor die Frage gestellt, einen seit Jahren beim Verlag zum Erscheinen anstehenden Text nicht noch weiter "schmören" zu lassen, sondern ihn in kurzer Frist herauszugeben, war mir weder zeitlich noch von den Sachen her eine Edition "nach allen Regeln der Kunst" möglich, zu der ich große Lust verspürte. So habe ich eine Gelegenheitsarbeit abgeliefert. — Mein Nachwort wird gelobt ("Eine höchst kritische Reflexion von Problemen des Stalinismus auf der einen, der Sozialdemokratie auf der anderen Seite"), zu vorschnell, wie mir scheint. Zu vehement widerspricht dem Beiers Unbehagen am "Wie", an Darstellungsform und Sprache ("aparte Mischung von populärem und sozialwissenschaftlichem Jargon"). Als Freund der Dialektik bin ich dafür, "Was" und "Wie" als Einheit zu sehen. Doch kommen wir zur Hauptsache.

Für Beier eine "Mystifikation", für mich ein durch lange Praxis anderer erprobtes Verfahren — man denke an sozialwissenschaftliche Spieltheorien, kybernetische Simulationsanordnungen —, skizzierte ich knapp ein Spiel "Was wäre gewesen wenn": Um die Jahreswende 1928/29 treffen ratlose Mitglieder der illegalisierten KP Italiens mit ihren Genossen der KPD zusammen, um "Zum Stand der kapitalistischen Offensive in den Betrieben" Auffassungen und Erfahrungen auszutauschen (vgl. Nachwort in Silone, "Fascismus", S. 312-313). Mißtrauisch gegen das allzu leichte Dahinfließenlassen der Schreibe und der Rede, habe ich es mir seit langem zur Regel gemacht, öfter innezuhalten, mir stets "dabei etwas zu denken": "Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die Sprache" (Marx). Entsprechend wird die hypothetische Situation mit einem "Einmal angenommen . . ." (S. 312) eingeleitet und mit dem Satz abgebrochen: "Es wird Diskussionen wie diese imaginäre wohl auch in der Wirklichkeit gegeben haben" (S. 313). Ich dachte, damit einer literarischen Sorgfaltspflicht nachgekommen zu sein. Umsonst. Ich hätte die Toten ihre Toten begraben lassen und meine historische Phantasie zügeln sollen, die, einmal entfesselt, mich nun — wie Beier will — als einen üblen Vertreter einer üblen "Theorie" dastehen läßt: *"Zwar vertritt er nicht ausdrücklich die Sozialfaschismustheorie, doch läßt er sie durchaus suggestiv anklingen, zumal der naivere Leser schwerlich zwischen Fiktion und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag"*. Das ist schon eine böse Behauptung. Die laudatio, mein Nachwort biete "eine höchst kritische Reflexion von Problemen des Stalinismus auf der einen, der Sozialdemokratie auf der anderen Seite", kann hier nur "straferschwerend" wirken. Was im Zusammenhang der Argumentation Beiers ein einwandfreier logischer Schnitzer ist, kann sich in der der Jurisdiktion des Verdachts eigenen "Logik" des semper aliquid haeret als eine fatale Folgerichtigkeit herausstellen, die sich gegen mich wendet. Ich bin wiederholt, nicht bloß in meinem Nachwort zu Silone, auf die Geschichte der Komintern eingegangen, "einer in Selbstzerstörung endenden politischen Formation der Arbeiterbewegung eines abgeschlossenen Zyklus (S. 314). Integre Marxisten alter Schule haben mir Schwierigkeiten und Mühen vor Augen geführt, die Geschichte der grauenvollen Niederlagen der internationalen Arbeiterklassenbewegung in diesem Jahrhundert begreifen zu lernen. Die Klipphochschulen des wissenschaftlichen Stalinismus in ihren historischen und zeitgenössisch entstalinisierten Ausführungen nicht frequentiert zu haben, um dort das sacrificium intellectus einzuüben, kann ich mir dank dieser Lehrer nicht als Verdienst anrechnen, jedenfalls aber als glücklichen Umstand geltend machen. Was sollte mich da zu einer subtilen Propagierung des Sozialfaschismusideologems bewegen, dieses Monuments kollektiver politischer Verblendung einstmals, wissenschaftlicher dementia praecox heute?

"Naivere Leser" seien vor mir zu warnen. Logisch bezieht sich diese Steigerungsform auf einen oder mehrere "naive Leser". Dieser müßte Beier selber sein, andere Mitleser in der Grund-

form bleiben unerwähnt. Mein Etymologie-Duden übersetzt das Wort "naiv" mit "natürlich, unbefangen; kindlich; treuherzig, arglos; einfältig". Wer mir so kommt, daß ich sein Reden über mich als eine Form übler Nachrede und sein Verhalten dem Lesepublikum gegenüber als das eines obrigkeitlichen Zensors auffassen kann, muß verstehen, daß ich seiner Selbstprüfung nicht vorgreifen möchte, ob überhaupt und welche Auswahl unter den angebotenen Synonymen zu treffen sei. Nicht Lust an der Invektive läßt mich Beier einen obrigkeitlichen Zensor nennen. Sein "naiverer Leser", den vor mir zu schützen er bemüht ist, ist er nicht der "unverbildete Durchschnittsleser", den bundesdeutsche Richter als tumben, amtlicher Lesehilfe bedürftigen, zensurerheischenden Tropf wieder in "herbstliche" politische Diskussionen eingeführt haben? Will Beier diesem Ungeist in der IWK den Weg ebnen? Es wäre kein erhebendes Schauspiel.

Für mich steht hier mehr auf dem Spiel als dem Zensorenhabitus Beiers mit einer 'emotion de censure', einem Mißtrauensantrag entgegenzutreten, damit die IWK reputierlich bleibe. Es ist ein perverses Spiel, einem Zensor zensorenhaft zu begegnen und zu entgegnen. Das Spiel gehört abgeschafft und zwar gründlich. Beiers Satz, einmal verallgemeinert, daß "der naivere Leser schwerlich zwischen Fiktion und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag", macht uns alle, ihn eingeschlossen, zu solchen. Nur zu oft geraten wir in derartige Situationen. Sollen wir deshalb unser Urteilsvermögen suspendieren, uns Vormünder, "Experten" ver- und vorschreiben lassen, in "selbstverschuldete Unmündigkeit" zurückfallen?

Gegenüber ideologischen Konstruktionen der Anmaßung und der Willkür, als deren abgeschmacktes Resultat Eliten über Massen stehen, muß man sich zur Wehr setzen; weniger "im Dienst" (das klingt mir zu sehr nach Barras und Untertan) als im selbstbewußten Interesse an "der gemeinsamen Sache", deren notwendende theoretische Sätze nicht kontrovers genug diskutiert werden können. Auch nicht als Ausnahmesituation wünsche ich Verhältnisse herbei, unter denen Beier Opfer der von ihm bewußtlos vertretenen Logik würde – "Die Gesellschaft in zwei Teile zu sondern, von denen der eine über der Gesellschaft erhaben ist", 3. These ad Feuerbach – wogegen nicht erst Marx 1845 Einspruch erhob. Lange vor dem Aufkommen von Historikern der Arbeiterbewegung, 200 Jahre vor dem Jahr des Großen Bruders, 1984, äußerte Kant (Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?) wie nach ihm Marx, sein Unbehagen. Kants dort getroffene Unterscheidung von privatem und öffentlichem Gebrauch der Vernunft ist mir so fremd wie die Krämerlogik der "Ausgewogenheit". Wenn ich nun Beier ein "Zurück zu Kant!" wünsche, so geschieht das aus einer durch Jahrhunderte und Menschen verschiedener Klassen hindurchgehenden Parteinahme, damit die von ihm dunkel beschworene "gemeinsame Sache" in einer durchsichtigen Auseinandersetzung Kontur gewinne.

Christian Riechers

Antwort auf Christian Riechers

Riechers Antikritik in eigener Sache krankt daran, daß sie unter dem leidet, was sie dem Rezensenten vorhält: Verwilderung von Umgangsformen, logische Widersprüchlichkeit, Tendenz zur Bevormundung. Freilich kann all das gar nicht oft genug kritisiert werden. Drei Punkte seien klargestellt:

1. Riechers ist gewiß kein Vertreter der Sozialfaschismustheorie. Falls dieser Eindruck durch meine Rezension entstanden sein sollte, sei das hiermit ausdrücklich widerrufen.
2. Mit dem "naiveren Leser" sind weniger raffinierte, im Umgang mit Literatur ungeübte, historisch und lebensgeschichtlich weniger belastete Mitglieder des Publikums gemeint. Ihr Vorhandensein zu leugnen, wäre wissenssoziologische Ignoranz. Wertbezogen ist der Stand der Naivität durchaus ambivalent, nicht abwertend gemeint.

3. Die Schlußbemerkung von der "gemeinsamen Sache" kann in dieser Verkürzung mißverständlich sein. Gemeint war die wiederum bestätigte Neigung des Kritisierten, vor allem sein für sich seiendes Eins zur Geltung zu bringen, konkret: seine Neigung, unter der Flagge Silones die eigene Botschaft zu transportieren, anstatt sich auf die notwendigerweise entsagungsvolle, äußerst zurückhaltende Aufgabe des Herausgebers zu beschränken.

Es bleibt Sache des Herausgebers, sein Nachwort mit Fiktionen und Imaginationen anzureichern. Die Berufung auf Spieltheorie und Kybernetik wirkt übertrieben. Wo der Historiker sich mit "Was-Wäre-Wenn"-Überlegungen befaßt, hat er diese aus der Überlieferung abzuleiten. Damit sollen der Phantasie keine Fesseln angelegt werden. Nur hat das mit Geschichtswissenschaft und verantwortungsvoller Herausgebertätigkeit wenig zu tun. Im übrigen handelt es sich um ein miserables Szenario, das Riechers auf den Seiten 312 und 313 präsentiert, als wären ausgerechnet Sinzheimer und Hilferding und das Konzept der Wirtschaftsdemokratie der Fasisierung hilfreich gewesen. Beide können sich nicht mehr wehren. Der Rezensent kommt hier in die Pflicht des Verteidigers. Wieso belastet Riechers das Erbe Silones mit so schlecht ausgedachten Geschichten? Wer sich dergleichen herausnimmt, darf gerechterweise nicht über die Verwilderung von Umgangsformen klagen.

Gerhard Beier

WK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38,
Telefon 030/803 10 61

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

Zutreffendes bitte ergänzen bzw. unterstreichen

1.
(Name, Vorname des Verfassers, Bearbeiters, Herausgebers)
2.
(Titel, Untertitel, Arbeitstitel genügt)
.....
.....
3.
(Hinweise zum Inhalt, soweit nicht aus dem Titel ersichtlich)
.....
.....
4.
(Quellenbasis)
.....
.....
5. Edition, Aufsatz, Monographie, Diss., Examensarbeit
(Art der Arbeit)
geplant, Anfangsstadium der Bearbeitung, geplanter Ms.-Abschluß
(Stand der Arbeit)
soll im Jahre im Verlag/im Rahmen des Werkes/ in der Zeitschrift
..... erscheinen
(ggf. geplante Veröffentlichung)
6.
(Hochschule, Institut oder Lehrstuhl, in dessen Rahmen die Arbeit angefertigt wird)
.....
.....
7.
(Anschrift des Bearbeiters)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, D 100 Berlin 38,
Telefon 030/803 10 61

MITTEILUNG ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS

Zutreffendes bitte ergänzen, ankreuzen bzw. unterstreichen

Titelverzeichnis Nr.

.....
(Name, Vorname des Verfassers, Bearbeiters, Herausgebers)

.....
(Titel, wie angezeigt)

Die Arbeit wurde unter dem Titel.

☐ abgeschlossen
☐ als Examensarbeit/Diss./Habilitationsschrift im Jahre von der Universität/
Hochschule

..... angenommen

☐ ist/wird voraussichtlich unter dem Titel

im Jahre im Verlag/in der Zeitschrift/im Rahmen des Werkes

.....
erschieden/erscheinen

☐ Die Bearbeitung dauert an, Abschluß voraussichtlich

☐ Das Thema wurde wie folgt geändert.

☐ Die Bearbeitung wurde eingestellt

Sonstiges.

.....
(Anschrift des Bearbeiters)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

HISTORISCHE KOMMISSION ZU BERLIN

Beihefte zur Internationalen wissenschaftlichen Korrespondenz
zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK).

Herausgegeben von Henryk Skrzypczak

BEIHEFT 1

Hedwig Wachenheim

Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie

Memoiren einer Reformistin

Für den Druck bearbeitet von Susanne Miller

XI, 155 Seiten Snolinbroschur

BEIHEFT 2

*Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung*

Vom »Bund der Gerechten« zum »Bund der Kommunisten« 1836—1847.

Ein Tagungsbericht. Bearbeitet und herausgegeben von Otto Büsch und Hans
Herzfeld in Verbindung mit Stefi Jersch-Wenzel, Monika Wölk, Wolfgang Wölk
XVI, 208 Seiten Snolinbroschur

BEIHEFT 3

Dirk H. Müller

Idealismus und Revolution

Zur Opposition der Jungen gegen den Sozialdemokratischen Parteivorstand
1890 bis 1894

VIII, 186 Seiten Snolinbroschur

BEIHEFT 4

Shlomo Na'aman

Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpartei

Der Fünfte Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine
zu Nürnberg im Jahre 1868. Eine Dokumentation

XI, 186 Seiten Snolinbroschur

BEIHEFT 5

Arno Herzig

*Der Allgemeine Deutsche Arbeiter-Verein
in der deutschen Sozialdemokratie*

Dargestellt an der Biographie des Funktionärs

Carl Wilhelm Tölcke (1817—1893)

XIII, 417 Seiten Snolinbroschur

DIETER EMIG
UND
RÜDIGER ZIMMERMANN

Arbeiterbewegung in Deutschland

EIN DISSERTATIONSVERZEICHNIS

Bisher hat noch kein Verzeichnis der Dissertationen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vorgelegen. Um die auf diesem Gebiet vorhandenen – und weitgehend unbekannten – Arbeiten allen Interessenten zur Kenntnis zu bringen, erstellten Dieter Emig und Rüdiger Zimmermann ein solches Nachschlagewerk. Damit sind die bisher bibliographisch schwer zugänglichen und meist ungedruckten Dissertationen erstmals systematisch dokumentiert. Die nach Epochen in sechs Abschnitte und in mehr als 100 Sachgruppen untergliederte Bibliographie verzeichnet über 2.000 in- und ausländische Dissertationen und gibt darüber hinaus deren Fundorte an. Ein Autorenregister schließt das Werk ab.

Diese Bibliographie können Sie als eigenständige Monographie oder als IWK-Heft 3/1977 bestellen. Der Bezugspreis beträgt DM 15,– (für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 10,–).

Die Preise verstehen sich incl. MWSt., aber zuzüglich Versandkosten.

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion + Vertrieb · Kirchweg 33 · 1000 Berlin 38